

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

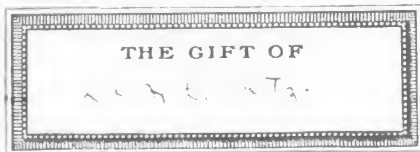
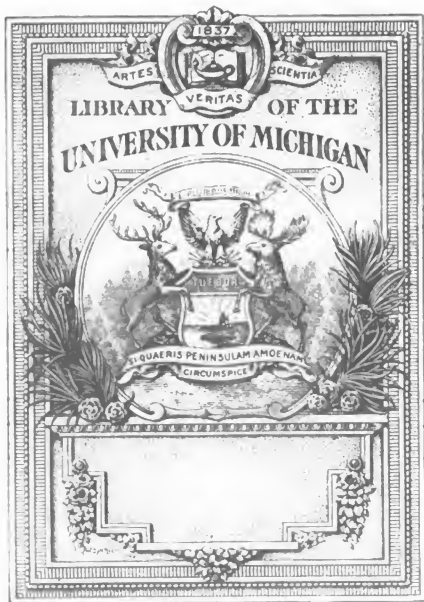




3 9015 01907 9543

Filmed by Preservation 1992





830.6

B5-8

Bibliothek
der
U n t e r h a l t u n g
und des
W i s s e n s .

Mit Original-Beiträgen
der
hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

Jahrgang 1886.

Zwölfter Band.

Stuttgart.
Verlag von Hermann Schönlein.

Inhalts-Verzeichniß des zwölften Bandes.

	Seite
Der Teufelsmedikus. Historischer Roman von L. Haidheim (Fortsetzung)	5
Das Herzblättchen. Novelle von G. Höcker	135
Meister Hans. Ein Lebensbild aus der Kunstgeschichte. Von Hasso Harden	186
Jung und Alt. Ein Streifzug in das Gebiet der Statistik. Von B. v. Wolfshofer	198
Unter hohen Breiten. Bilder aus Island und Grönland. Von H. Verka	209
Allerlei Interessantes aus deutschen Archiven. Skizze von Dr. Weiß	223
Aus dem „Kampf um's Dasein“ in der Natur. Ein Bild aus dem Pflanzenleben. Von H. Riff	239
Mannigfaltiges:	
Der bestrafte Trompeter	248
Ein fürstlicher Kunstkenner	249
Die Cocada	250
Ein originelles Auskunftsmitglied	252
Ein persischer Talisman	253
Auch ein adeliges Vorrecht	253
Der Sarg des heiligen Liborius	254
Strenger Unterricht	254
Ein merkwürdiger Mensch	255
Ein Königswort	255
Verfügungen über die Länge der Predigten	256
Ein entsetzliches Wort	256
Unsehbares Mittel gegen die Sicht	256

Der Teufelsmedikus.

Historischer Roman

von

L. Gaidheim.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Isa, Ihr seid ein Narrlein, darauf könnt Ihr dreist schwören!“ beruhigte der Junker das junge Mädchen über Ursula's vermeintliche Zauberkünste, und dann lachten sie Beide wieder, plauderten von anderen Dingen und trennten sich nicht, ohne daß Isa sich von ihm das Versprechen, sie in Kuppenheim zu besuchen, noch einmal hätte geben lassen.

Burkard Keller hatte Abends mit der Markgräfin allerlei Aenderungen in des Markgrafen Verpflegung besprochen, denn er wollte seinen Patienten mit Allem, was den Augen wohlthun konnte, umgeben wissen, und wollte ihm durch Musik und andere freundliche Einwirkung auf die kranke Phantasie Ablenkung von seinen trüben Gedanken verschaffen.

Als er dann mit Ursula bei seinem Herrn saß und dieser wieder einmal ganz in Sinnen und Grübeln sich verlor, sagte Burkard: „Ich werde um die Isa v. Tietenau

bei ihrem Vater werben, Ursula! Mich dünkt, sie ist die rechte Frau für mich und die Yburg!"

Ursula Wendlerin sah erschrocken auf.

„Ihr wollt uns verlassen, Junter? Was denkt Ihr denn? Was sollten wir anfangen mit dem Herrn ohne Euch?“

„Ihr habt Euch ohne mich beholfen, Ursula, ehe ich hier war! Die Yburg braucht eine Herrin, und es ist ja nicht allzu große Eile mit der Hochzeit! Bis dahin findet sich wohl Rath,“ sagte er, dem jetzt erst einfiel, daß in der That sein Amt bei dem kranken Herrn nicht leicht aufzugeben sein werde.

„Rath und Hilfe, wie Ihr sie so erfindungsreich gebt, wird sich nicht finden, Herr! Ihr seid dem Kranken werth, wie kein Mensch sonst, Ihr allein vermögt ihn in Güte und Liebe zu lenken; ich sehe nicht ein, wie Ihr es über Euer Herz bringen wollt, uns zu verlassen?“

Burkard Keller schwieg nachdenklich.

Der Gedanke, mit einer munteren jungen Frau auf der väterlichen Burg zu hausen, war aber jedenfalls weit lockender, als die Aussicht auf das Amt eines Krankenpflegers in Hohenbaden, und wie willig er das immerhin nicht leichte Opfer der persönlichen Freiheit bis jetzt gebracht hatte, es schien ihm doch eine allzu große Zumuthung, sein junges Leben in diesem traurigen Dienst zu verbüßern.

„Ich bin gekommen, des durchlauchtigen Herrn Arzt zu sein, nicht sein Wärter! Auch wenn ich auf der Yburg hause, kann ich allwöchentlich herüber reiten, falls man

meiner bedarf. Wenn der Herr mich für seinen alten Freund hält und mich liebt, mir folgt und sich durch ein Wort von mir beruhigen läßt, wo Ihr Anderen nichts vermögt, so ist das keine Ursache, mich selbstüchtig zu nennen, wenn ich an mich selber auch einmal denken und mir eine liebe Hausfrau gewinnen will. Ich bin in dem rechten Alter dazu, und der Vater hätte keine größere Freude!" sagte er abwehrend.

"Gewiß, gewiß, Junker Burkard, Ihr habt in Allem Recht, nur nicht in dem Einen, daß Ihr fort wollt! Liebt Ihr die Isa denn so sehr? Ich hab' ein scharfes Auge auf Euch gehabt, aber ich hätt' es nimmer geglaubt, daß sie Euch mehr werth sei, als jedes der anderen Fräulein, oder gar als das eigene Leben! Ich hab' vielmehr gedacht, Junker, Euer Herz sei noch wie eines Kindes Herz, ruhig und unbewegt, Ihr wüßtet noch gar nicht, was wahre Liebe sei."

Es lag ein so eigener Ausdruck in den Augen und Mienen der Ursula, daß der junge Mann sie fast neugierig ansah und im Stillen dachte: "Isa hat Recht, die Ursula ist noch gar hübsch für ihre Jahre, sie muß einst schöner gewesen sein, als ich jemals eine Frau sah." Und unter dem tiefen Ernst ihrer fragenden Augen antwortete er betroffen: "Wahre Liebe? Ja, was wollt Ihr denn, Ursula? Die Isa ist ein feines Mädchen, immer vergnügt, auch gut und wirthschaftlich auferzogen, und wiewohl ich nicht auf Geld zu sehen brauche, so ist es doch auch nicht zu verachten, daß der Vogt, ihr Vater, ein vermöglicher Mann ist."

„Das Alles ist wahr, Herr, doch —!“ Sie schwieg, sah ihn wiederum forschend an und wandte sich dann der Spigenstickerei zu, welche sie ebenso kunstvoll zu machen verstand, als jene mit bunten Seidenfäden.

„Es wäre mir lieb, Ihr sagtet es ehrlich, wenn Ihr gegen die Isa etwas vorzubringen habt!“ rief er gereizt.

„Nichts, nicht ein Wort kann ich gegen das Fräulein sagen, es ist ein ehrbares, feines Kind, und wenn Ihr sie so recht lieb hättet, so mit ganzer Seele, Junker, dann wär' ja auch Alles gut!“

„Nun, ich sollte denken, wenn ich sie zu meinem Weibe machen will, wäre es des Beweises genug, daß sie mir auch lieb ist!“ rief er.

„Lieber Junker, verargt es mir nicht, ich bin nur eine niedrig geborene Dienerin, aber — Gott weiß, ich thäte, was Ihr wollt für Euer Glück, und meine, so recht von ganzem Herzen glücklich könntet Ihr nur werden durch eine Liebe, die Euch ganz und gar erfüllte!“

Sie hatte so warm und erregt gesprochen, daß es Burkard Keller zu Gemüthe ging. Da aber fiel ihm plötzlich ein, was Isa von der Ursula gesagt, daß sie ihn an sich ziehen wolle, und ein ärgerlicher, höhnischer Troß regte sich in ihm. Sollte sie wirklich eine solche Närrin sein, die alte Jungfer Ursula?

„Was wißt Ihr denn so Schönes von der wahren Liebe, Jungfer Ursula? Da Ihr jung waret, müßt Ihr wohl Absonderliches von ihrem Glück erfahren haben?“ sagte er spöttischen Tones.

Sie sah ihn erschrocken an. Fühlte sie, was in ihm

gegen sie vorging? Dann sagte sie leise und traurig: „Es ist lange her, sehr lange, Junker, da ich jung war und von Herzen liebte. Seitdem sind viele Tage gekommen, die mir ohne Sonne und Wärme schienen, und in all' den Jahren her hat sich mein Herz gelabt an dem kurzen, seligen Glück, welches ich in meiner Jugendzeit mein nannte, und ich habe nicht ungeduldig mehr verlangt, denn ich habe großes Glück genossen. War es auch nur für kurze Zeit, so hat es doch mein ganzes Leben gedauert in der Erinnerung.“

Die tiefe Empfindung, die aus jedem Worte sprach, die Bescheidenheit ihres Tones, und die Demuth, die in ihrem Wesen lag, das Alles verfehlte seinen Eindruck nicht auf Burkard Keller, aber er wollte sich nicht beherrschen lassen, sie sollte ihm nicht d'rein reden. Fest entschlossen, um Isa zu werben, ging er an diesem Abend auf sein Zimmer und dort ungeduldig auf und ab. Der geringe Widerstand reizte ihn schon und ließ ihn um so fester beharren.

Und wie er in allen Dingen rasch von Entschluß und rasch in der Ausführung war, getrieben auch von der geheimen Angst, daß man ihm, je länger er auf unbestimmte Zeit hin in der Burg bleibe, um so größere Schwierigkeiten mit dem Fortgehen machen werde, trat er schon am nächsten Tage vor die Marktgräfin, um ihr seinen Entschluß mitzutheilen.

Die hohe Frau war ebenso betroffen wie Ursula.

„Aber Keller, habt Ihr denn die Isa lieb? Wir Alle haben nichts von Eurer Werbung gemerkt!“ rief sie.

„Ich denke, die Isa hat sie wohl gemerkt, und daß sie mir gut sei, hat sie mir heute früh bekannt, da ich ihr vor der Kapelle aufslauerte,“ sagte er freudig.

„So können wir nur Gott bitten, daß er den wohl gefügten Bund segnen wolle, lieber Junker!“ sagte bedrückten Tones die Marktgräfin. „Ihr habt gut gewählt, und für Euch und den Herrn Ritter, Euren Vater, wüßt' ich wahrlich nicht ein Wort einzuwenden gegen dieses Verlöbniß. Für uns aber steht die Sache anders! Ich kann Euch nicht entlassen, Keller, kann Euch auch nicht binden, denn was ich Euch bieten möchte als Ersatz für die Freiheit, die Ihr uns opfert, das ist: Gold und Ansehen — dessen bedürftet Ihr nicht mehr als Ihr habt. Kann Euch also das Bitten einer geängsteten Frau bewegen, mein Freund, so verlaßt meinen lieben Herrn nicht, dem Ihr mehr als ein Arzt seid! Bleibt bei uns, Keller; die Isa ist noch jung, Ihr auch; wir wollen Euch ehren, wie es einem treuen Freunde zukommt, aber geht nicht, bedenkt, wie mein unglücklicher theurer Herr an Euch hängt.“

Die Marktgräfin weinte. Der Gedanke, daß Keller's Fortgehen alle die jetzt glücklich gebannte Unruhe, Angst und Qual ihres Gemahls wieder zurückkommen lassen werde, machte sie trostlos.

Und neben der Gutherzigkeit, die eine seiner besten Eigenschaften war, schwoll die hier so üppig genährte Eitelkeit seines Herzens höher auf als je.

„Ich werde bleiben, Durchlaucht,“ hatte er, erschüttert von ihrem Schmerze, gerufen, und sein Stolz sagte: „Sie können mich nicht entbehren, die Durchlaucht hat mich

„Freund“ genannt! Ich kann Anspruch machen auf alle Ehren! Ich triumphire über meine Reider, sie müssen mir Alle kapbuckeln, denn ich bin der wichtigste Mann in der Burg nach dem durchlauchtigen Herrn!“

Und dieses Aufwachsen der Eitelkeit wurde nicht gemindert durch die Art, wie der Vogt von Ruppenheim, Herr Walter v. Tictenau, die Werbung des Junkers Burkard um die Hand seiner Tochter aufnahm.

Die Freien Keller v. Yburg waren ein Haus, mit dem sich die besten Familien des Landes gern genug verschwägerten, Burkard Keller aber hatte noch zudem den Ruhm, des Markgrafen und der Frau Markgräfin anerkannter Günstling zu sein, und in hohen Ehren, sowohl im neuen Schloß zu Baden, wie auf der Burg Hohenbaden zu stehen.

Die muntere Isa war nie fröhlicher gewesen, als in dieser Zeit. Sie hatte den Junker Burkard vom ersten Augenblick des Sehens an gar gern gehabt und ihn immer lieber gewonnen, gestand sie den Eltern, und der Bräutigam freute sich an der offenen Hingebung und Zärtlichkeit der lieblichen Braut so von Herzen, daß weder Andere, noch er selbst an seinem Glück zweifelten. Freilich neckte Isa ihn gar oft mit seinem doch immer wieder auf die angeborene Träumerei und In sichgelehrtheit zurücksinkenden Wesen, und nannte ihn scherzend einen wunderlichen Mann, der Dinge schön und beachtenswerth finde, an denen sie selber nichts Absonderliches sah, aber sie küßte ihn dann, wickelte seine Haare um ihren Finger und zupfte ihn daran. In ihren lachenden Blicken schimmerte ihm so viel

Liebe und Glückseligkeit entgegen, daß er sich willig necken ließ, um so mehr, als Isa ihn viele Male versicherte, bei all' seiner Wunderlichkeit sei er doch klüger, besser und geehrter, als die sämmtlichen anderen Cavaliere!

Der alte Anton hatte das ehrenvolle Amt eines Abgesandten des Sohnes für den Vater zu bekleiden, und mit großer Würde und Freudigkeit begab sich der brave Knecht nach der Burg seiner Herren, sich des Auftrages bei dem Ritter Keller zu entledigen.

Die Schönheit der braunlockigen Isa hatte dem treuen Alten auch eingeleuchtet, ihre Güte bewies sie ihm durch eine ansehnliche Geldspende und manches freundliche Wort, und ihre sonstigen Tugenden erschienen ihm so zahlreich, daß der Ritter Keller, der, noch immer am Stoß humpelnd, sich des Berichtes nicht genug freuen konnte, sofort durch einen anderen Boten seinem zweiten Sohne nach Heidelberg Kunde geben und ihn zu einer Reise nach Hohenbaden auffordern ließ, auf daß er den Vogt v. Tietenau besuche und den neuen Verwandten, zumeist der Brant, die Liebe des Schwiegervaters und die herzlich gutwillige Aufnahme, die Isa als seine Söhnerin finden solle, vermelde.

Mit dieser Nachricht und einem schönen Stück Geld für den jungen Freiersmann, falls er dessen bedürfen sollte, denn in solchem Stande sich freigebig und dem Range der Keller gemäß zu erweisen, war Burkard der Ehre des Hauses schuldig, zog der Alte wieder ab. Zuvor hatte er noch bei seinem Bericht von der Heirathsangelegenheit dem hocherfreuten alten Herrn ausführlich erzählt, in welchem

hohen Ansehen und welcher Ehre der junge Herr zu Hohenbaden stehe, und wie die Frau Markgräfin gebeten habe, mit Thränen gebeten, er möge sie nicht verlassen, sondern noch eine gute Weile ausharren beim kranken Herrn.

„Ich bin einsam hier, und mich verlangt oft nach der Freude des Alters: dem lustigen Lärm kleiner Enkelkinder,“ gab der Ritter dann Bescheid, „aber ich will mich gedulden, um meines theuren, durchlauchtigen Herrn willen. Eine Liebe ist der anderen werth; und geschieht uns von der Frau Markgräfin große Ehre, so soll denn der Burkard auch nur getrost eine Weile ausharren, die Braut in Kuppenheim wird ihm die Tage auf Hohenbaden, die freilich nicht leicht sein mögen, schon versüßen.“

Dieser Entscheid des Ritters stellte somit Burkard's einseitiges Bleiben auf Hohenbaden sicher. Der regierende Herr kam selber, ihm Glück zu wünschen, und ihm guten Lohn für treues Ausharren zuzusagen, die möglichste Erleichterung seines immerhin schweren Amtes wurde mit Sorgfalt überdacht und in's Werk gesetzt, und der Vogt v. Kuppenheim trug den Kopf höher als je über den so hochgeehrten Schwiegersohn.

Auch Burkard Keller mußte bald sehen, daß die Welt dem lächelt, dem das Glück günstig ist; die gehässigen, neidvollen Mienen, die man ihm anfangs gezeigt, hatten sich in freundliche verwandelt, die bissigen Reden und Sticheleien in eitel Höflichkeit und Freundschaft, und die, welche ihn zuvor nicht sehen wollten, machten ihm Platz, wenn er erschien, und bemühten sich um seine Gunst.

Daß es dennoch in der Burg viel heimliches Raunen gab, es könne unmöglich dies Alles mit rechten Dingen zugehen, und wenn der kranke Herr seinem Günstling auch folge, wie ein Lamm dem Hirten, so sei doch noch nicht aller Tage Abend gekommen, oder was mehr solchen Ge-redes war, das hörte Burkard Keller nicht, denn vor dem Anton hüteten sie sich jetzt auch. Er hätte sich aber auch nicht darum gekümmert, wenn er es gewußt hätte.

Mit der Ursula war er täglich zusammen, und wie-wohl er mehr ahnte, als empfand, daß sie mit seiner Verlobung nicht einverstanden war, so ließ sie sich doch nimmer in Wort oder Geberde darüber aus, sondern war gegen ihn, wie immer, mütterlich freundlich und für-sorglich.

Der alte Anton hatte aber nach seiner Rückkehr von der Yburg zu Ursula gesagt: „Der edle Herr läßt Euch seinen Gruß entbieten, Jungfer Ursula, und hat mich gar sehr ausgefragt um Euch, ob Ihr noch wohl gut ausseheth und so allerlei. Ich hab' ihm Alles berichten müssen und daß Ihr noch heute ein gar ansehnlich Frauenzimmer wäret, auch in guten Ehren ständet bei der Herrin und dem Herrn, und da hat er gesagt: „Grüße sie alleweil, Anton, und sag' ihr, ich sei nicht mehr so frisch und schmuß wie vordem, aber ich freute mich, daß sie es sei, ich danke ihr, daß sie dem Burkard viel Gütiges erweist.“

Aus Jungfer Ursula's Hand war ein großes Silber-stück in die des alten Mannes gefallen, hatte seine Zunge noch mehr gelöst und in seinem Gedächtniß allerlei wei-teres Lob des Ritters Keller für sie wieder auftauchen lassen,

von dessen Echtheit freilich die Empfängerin nicht so ganz überzeugt war.

Bei alledem blieb ihr dieses neue Zeichen von des einstigen Geliebten treuem Gedenken eine große Herzensfreude.

„An seinem Sohn will ich ihm meine Liebe zeigen,“ sagte sie sich und dann fragte sie den Anton, ob nicht der Ritter davon geredet hätte, seinen Sohn auch einmal zu besuchen?

„Das hat er nicht, Jungfer,“ meldete Anton, „auch ist er gar unbehilflich mit seinem Krückstock. Seht doch nur alle die alten Herren an, wer nicht einen Arm oder ein Bein hat lassen müssen in den Kriegszügen und Fehden, der hat sich eine leidige Gefellin daraus geholt, die Sicht und das Gliederreißen. Unser Ritter vornehmlich hat arg daran zu leiden, aber er ist guten Muths, wenn's ihm nur ein wenig Ruhe läßt. Er hat ja an den Söhnen nunmehr seine Lust, und das einzige Kreuz für ihn bei dem Allen ist, daß unsere Frau sterben mußte, die eine gar gute Herrin war.“

Ursula Wendlerin seufzte leise.

Die Glückliche! Sie hatte bei dem geliebten Manne sein dürfen bis an's Ende; ihr dagegen war doch nur ein armselig Theil zugefallen.

Aber dann richtete sie sich hoch auf. Fort mit solchen Klagen! Nur hätte sie den einstigen Geliebten so gern noch einmal gesehen! — —

Des Vaters frohe Zustimmung zu seiner Wahl machte Burlard sehr glücklich.

Was sollte er auch nicht mehr als zufrieden sein mit seinem Geschick? Von der lieblichen Braut in stolzer Freude an seinen Ehren angestaunt, mit Zärtlichkeit empfangen, mit Betrübniß entlassen, mit Sehnsucht wieder erwartet, von den Eltern und Brüdern Isa's beinahe ehrfurchtsvoll geliebt, täglich erfahrend und sehend, daß sein Ruf sich ausbreitete, und daß hoch geehrte Gelehrte sich um seine Freundschaft in Briefen, oder durch persönliches Erscheinen auf der Burg bewarben — was konnte er Besseres wünschen?

Und doch fehlte noch Eines, die Anwesenheit des Bruders, dessen Besuch er täglich erwartete, und der, durch andere Pflichten am Hofe des Pfalzgrafen festgehalten, immer noch nicht kam.

Burkard Keller empfand, als ob ihn zum vollen Genuß seines Glückes des Bruders Abwesenheit nicht kommen ließe. Er hätte, meinte er bei sich selbst, erst rechte Freude daran, wenn er Hubert zeigen könnte: „Sieh, dies Alles ist mein. Sieh, so viel Ehre wird mir hier bezeugt!“ —

Auf Hohenbaden erwartete man inzwischen auch noch anderen und besonders lieben Besuch.

Die Schwestertöchter der Markgräfin, Marie, Gräfin v. Deltzingen, Antonio's Schwägerin, eine geborene Freiin v. Juchenheim und deren jüngere Schwester Kordula, des Grafen Braut, sollten kommen.

Er selbst war ihnen nach Freiburg entgegen geeizt; die Festlichkeiten am Hofe des Erzbischofs hatten sie länger dort gefesselt, als anfänglich zu erwarten stand.

Der September ging zu Ende; in buntestem Schmutz lagen die Laubwälder neben dem dunklen ernstern Grün der Tannen, und darüber hin wölbte sich in ungetrübter Klarheit das Blau des Himmels.

Markgraf Philipp war nach dem unteren Schlosse zurückgekehrt, häufige Jagden lockten den hohen Herrn in das wildreiche Revier, von den Burgen und Städten rings umher kamen die edlen Herren, daran Theil zu nehmen, und wenn Abends die Herren v. Geralsstein und v. d. Wolfenburg einmal auf Hohenbaden geblieben waren und an der Markgräfin Tafel erschienen, so konnten sie nicht genug Ruhmens machen von ihren Thaten gegen die Hirsche, Eber und sonstiges Wild. Die rothe Nase des Einen, der Schmerbauch des Anderen waren Burkard Keller zu keiner Zeit ein angenehmer Anblick, das prahlerische Gerede der Beiden reizte seine Ungeduld oft zu herben Antworten oder Zurechtweisungen, und wenn er auch um der Herrin willen den Streit vermied, so glimmte das Feuer des Unfriedens doch nur unter leichter Decke.

„Ich weiß gar nicht, wie es zugeht, daß ich hier nach allen Seiten nur Streit und Haber finde, wo ich doch vordem mit der ganzen Welt Frieden hatte,“ sagte er verstimmt zu Ursula.

„Außer mit dem Venetianer, dem Ihr den Kopf einschluget,“ lachte diese.

Auch Burkard mußte lachen.

„Und doch bin ich eine friedliche Natur, Ihr könnt es mir glauben, Ursula,“ versicherte er.

„Das will ich auch gern, Herr Burkard, Ihr seid eben

früher von Niemand angefeindet worden, jetzt aber geht Ihr viel Anderen zum Verdruß in hohen Ehren umher," tröstete sie ihn, und er hörte solche Erklärungen gern genug.

Auch die Kuppenheimer mahnten ihn, wenn er ihnen in ärgerlicher Laune erzählte, wie man ihm mit Stichelreden und allerlei heimlichen Feindseligkeiten Verdruß mache, sich das Alles zur Ehre zu rechnen, denn gewiß sei, daß viel Feinde in seinem Falle viel Ehre bedeuteten; er wolle ja nur das Gute, es gelinge ihm, und das können die nichtsnützigen Gäuche nicht vertragen.

Gewiß, so war es auch. Er ließ sich gern genug die Anerkennung auch hier gefallen und gewöhnte sich daran, seinen Gegnern einen schroffen Hochmuth entgegen zu bringen.

Seine Fürsorge für den kranken Markgrafen trug inzwischen die besten Früchte. Wo man mit Gewaltmaßregeln, mit allerlei den Kranken peinigenden und aufregenden Mitteln vorgegangen, hatte er den entgegengesetzten Weg eingeschlagen und des unglücklichen Fürsten verdüsterten Lebensweg durch die erfinderische Kraft eines liebevollen Erbarmens täglich mit neuen Freuden und Befriedigungen zu erhellen gewußt.

Den ängstlich gefangen Gehalteneu führte er selbst hinaus in den sommerlichen Wald, verstand es, ihn zum Vergnügen im Ausschauen von allerlei selteneren Kräutern anzuregen, ließ ihn nach der Scheibe schießen, Ball spielen, sogar mit der nöthigen Vorsicht hie und da ausreiten, und wenn dann der Patient erfrischt durch die Bewegung in freier Luft heimkehrte, so hatte er zu veranstalten ge-

wußt, daß derselbe seine Zimmer durch den Schmuck blühender Blumen, durch Bilder, Teppiche oder sonst wie freundlich verändert fand.

Nicht immer gelang ihm, was seine ruhelos arbeitende Fürsorge eronnen, aber niemals noch versagte ihm die Kunst der Ueberredung, im Verein mit jenem hartnäckig festgehaltenen Irrwahn des Kranken, in ihm den einstigen Zellkameraden und Jugendfreund zu sehen.

Burkard Keller's Leben, einförmig in der That, aber erfüllt von der einen großen Pflicht, die er sich auferlegt, gab ihm keinen Raum für müßiges Grübeln. Das Gefühl seiner Wichtigkeit tröstete ihn für das Vermiffen der ungebundenen Freiheit, und wenn trotz Allem oft ein gar sonderbares, unruhiges Sehnen nach ihm selbst Unbegreiflichem sein Herz schwer machte und sogar Isa's Zärtlichkeit ihm einen heimlichen Seufzer des Vermiffens auspreßte, so grubelte er nicht weiter über den Grund dieser inneren Leere, sondern meinte immer wieder bei sich selbst: Wenn nur erst der Bruder kommt, dann soll die rechte Lust angehen.

Aber Hubert kam nicht, sondern schrieb, der Pfalzgraf habe ihn aufgefordert zu einer Reise nach Prag, erst später, nach seiner Rückkehr werde er sich bei den neuen Verwandten einstellen können. —

Eines Tages war Burkard Keller eben mit Herrn Christoph von einem weiten Spaziergang im Walde heimgekehrt. Der edle Herr hatte sich ermüdet auf sein Ruhebett geworfen, sein junger Arzt stand, den Rücken gegen das Fensterkreuz gelehnt, und beobachtete das bleiche, ein-

gefallene Gesicht des armen Herrn und diesen Zug von unaussprechlichem Leid, der demselben aufgeprägt war.

„Ich werde ihn nicht heilen,“ sagte sich Burkard Keller entmuthigt. Er hatte sich dasselbe so oft schon eingestanden und doch suchte er mit immer neuen Anstrengungen nach jedem Mittel seiner Wissenschaft, um das unmöglich Scheinende dennoch zu Stande zu bringen.

Rufe und Pferdegetrappel auf dem freien Plage unter den Fenstern zogen seine Gedanken auf eine andere Bahn. Er wandte sich und sah eben, wie ein größerer Reitertrupp, Damen und Herren, männliche und weibliche Dienerschaft, gefolgt von Packthieren, vor der Burg ankam.

„Das sind die erwarteten Gäste,“ dachte er, denn er erkannte sofort den Grafen Antonio, der mit demselben unangenehmen eiteln und selbstgefälligen Lächeln auf den Lippen wiederkam, mit dem er vor einigen Monaten abgereist war. —

Zwei Damen, eine kleine üppige Gestalt und eine schlanke, schwächling gebaute, größere waren neben dem Grafen, und zuletzt folgte ein Mann von hoher kraftvoller Gestalt, dessen dichtes schwarzes Lockenhaar und Haltung Burkard Keller bekannt vorkamen. Sein Antlitz vermochte er nicht zu sehen, vergeblich fragte er sich, wer es sein könne.

„Ein stattlicher Mensch und jung, wohl auch zu eitel, sich die schönen Locken scheeren zu lassen, ich verdenk's ihm nicht,“ dachte er lachend und dabei fiel ihm sein Streit mit dem venetianischen Schüler flüchtig wieder ein. Der hatte auch so lockiges Haar gehabt, aber doch wohl eine schlankere Gestalt.

Die ganze Reisegeſellſchaft war unterdeß durch das Thor in den Burghof geritten.

Burkard Keller ſchritt eilig in das kleinere Nebengemach, von dort aus konnte er die Ankömmlinge weiter beobachten.

Ihn, der ſelbſt Bräutigam war, lockte es, die dem Grafen Antonio beſtimmte Braut zu ſehen; hoffentlich war ſie nicht ſchöner, als Iſa v. Tietenau!

In ſeinem Eifer bemerkte er nicht, daß Urſula nähend an dem anderen Fenſter ſaß.

Den Kopf vorgebeugt, daneben aber bemüht, denen draußen nicht ſichtbar zu werden, lugte er hinaus. Da waren ſie. Die kleinere der Damen hatte, das ſah er jezt, ſchon die Mädchenblüthe hinter ſich, ſie trug auch unter dem großen Reiterhute eine Frauenhaube, war alſo wohl die Gräfin v. Dettingen; die größere dagegen war jung, jezt eben ſchaute ſie neugierig umher, auch nach dem Fenſter hinauf, wo er lauſchte, er fuhr zurück, aber ſie hatte ihn doch geſehen.

Welch' ſchönes Mädchen! Welche Augen!

Sie warf noch einen Blick nach dem Fenſter hinauf.

„Wohnt dort der Oheim?“ fragte ſie ihre Schweſter, ſo ſchien es dem zurückgebogenen Lauſcher.

Gräfin Marie wandte ihre Augen auch dahin und Burkard meinte zu hören, daß ſie ſagte: „Dort iſt ſein Schlafgemach.“

Dann aber hatten die herbei eilenden Diener ſchon die Pferde am Zügel, Antonio half der Gräfin Marie von dem ihrigen, ihre Schweſter ſprang eifertig allein herab, und als Antonio ſich zu ihr wandte, ihr denſelben Dienſt

zu leisten, stand sie schon auf der Erde und that, als sähe sie nichts von ihm.

Ein finsterner Zug flog über sein Gesicht. Er sagte ein paar Worte zu ihr; sie antwortete; Liebevolles schien es von beiden Seiten nicht zu sein.

Dann trat die Markgräfin unter das Portal des Bernhardsbaues, umarmte die Kommenden, und gleich darauf verschwanden Alle im Inneren des Schlosses.

Burkard Keller blieb wie angewurzelt stehen.

So schön, so sieghaft, wie diese Kordula v. Zugenheim, hatte er noch nie ein Weib gesehen.

Er dachte schon nicht mehr daran, sie mit Isa zu vergleichen.

Ein sonderbarer Zustand herrschte in seiner Seele, er hätte sie gern, ach, so gern noch einmal gesehen; eine Ungeduld war in ihm, die Zeit bis zur Abendtafel kam ihm noch recht lang vor.

Das Alles machte er sich aber nicht klar, sondern stand und träumte.

„Nun, Herr Burkard, was grübelt Ihr denn?“ weckte ihn Ursula aus seinem Nachdenken.

Er schaute auf, als müsse er sich auf sich selbst besinnen. „Habt Ihr sie auch gesehen?“ fragte er langsam.

„Nein, Herr, aber ich kenne sie von früher, wußte auch, daß sie ankamen; der Bote, der die Meldung brachte, war vor kaum einer Stunde bei der Frau Markgräfin.“

„Sie ist sehr schön!“ sagte er träumerisch, wie wenn er mit sich selbst spräche.

Ursula sah ihn erstaunt an.

„Meint Ihr die Gräfin, Herr, oder das Fräulein?“ Ihre Mienen verriethen, daß sie keine der Schwestern schön nennen mochte.

Er schwieg. Fast verlegen ging er in die andere Stube und setzte sich dort wieder an's Fenster.

Ursula sah ihm verwundert nach.

Noch mehr befremdete es sie, da sie Abends dem Junker im Gange begegnete, daß er, um zur Abendtafel zu gehen, sein goldbraunes Sammetkleid mit den gelben Atlaßpuffen angezogen hatte. Er pflegte sich um sein Aussehen sonst nicht eben zu kümmern, selbst für Isa legte er sein gewohntes schwarzes Gewand nicht ab.

Doch sah er in diesem ritterlichen farbigen Anzuge so stattlich aus, wie sie ihn noch nie gefunden, und besonders lag in seinen Mienen heute ein ebenfalls an ihm noch nicht bemerkter Ausdruck, der ihn hübsch machte.

„So ist's recht, Junker, Ihr solltet alle Tage so fein einhergehen,“ sagte sie freundlich.

Er lachte und sah ganz glücklich aus.

Das war bei der Feindseligkeit zwischen Antonio und ihm für Ursula auffallend; aber wer weiß, vielleicht ließen sie Beide den Hader fahren.

Die Marktgräfin, immer bedacht, ihre Gunst ihm zu beweisen, nahm Burkard Keller an der Hand und sagte zu den beiden Nichten: „Dies ist der Freie v. Keller, ich lobe ihn nicht erst, denn Ihr habt genugsam von ihm gehört.“

„Ja, das haben wir, Herr, und viel Rühmens!“ erwiederte Gräfin Marie.

Ihre Schwester sagte nichts; sie sah aus ihren dunkel-

blauen Augen nur einmal zu ihm auf, es war ein neugieriger, theilnahmvoller Blick, ihm wurde sonderbar warm um's Herz, und der Gedanke: „Sie ist mir nicht feind!“ fuhr ihm durch den Kopf und erfüllte ihn mit einer großen Freude. Mochte Graf Antonio ihn hassen, sie sollte es nicht, er beschloß das.

Antonio v. Dettingen war ganz der Alte. Freundlich und sogar schmeichlerisch vor den Augen, höfliche Reden mit gefällig lächelnden Mienen führend und dabei doch in seine Worte, so oft er konnte, einen Stachel legend, den man fühlte, wenn man ihn auch zu bemerken zu stolz war.

Burkard Keller wollte heute nicht sehen, daß der Neid und Groll in Antonio nicht geringer geworden.

Er reichte ihm die Hand zu ehrlichem Druck und hätte sagen mögen: „Laß uns den Span zwischen uns begraben!“ Der Blick Kordula's ruhte auf ihm, und darum fühlte er sich versöhnlich.

Aus dieser weichen Stimmung wurde er aber bald herausgerissen.

„Der faßt den Bock bei den Hörnern und scheut sich auch vor dem Satanas nicht, ihm ein Gleiches zu thun! Der kennt durch das fleißige Studium auf den italienischen Universitäten die verabscheuungswürdigen Herereien und sonstigen Unfug genugsam!“ sagte eben Graf Antonio mit offenbarer Absichtlichkeit laut zu den anderen Herren, soweit sie ihm, als dem Allmächtigen in der Burg, anhängen, denn es gab auch Andere, welche sich von diesen zurückhielten, ohne jedoch bis jetzt offen Partei für Burkard Keller zu nehmen.

Ein wieherndes Gelächter folgte den Worten des Grafen, und Alle wandten sich um nach dem so empfohlenen Manne, der im langen Doktormantel mit ernster Wichtigkeit sich vor den ihn solcher Art willkommen heißenden Cavalieren verneigte.

Burkard Keller glaubte seinen Augen nicht trauen zu dürfen. Wie? War es möglich? Dieser breitschulterige, stattliche Herr Collega mit den wundervollen, seidig glänzenden schwarzen Locken, war das nicht der von ihm gezeichnete „Venetianer“? Ueber die linke Stirnseite und die Wange lief ihm eine breite, roth aufgelaufene Narbe, so daß das sonst schöne Männerantlitz davon arg entstellt wurde.

Damals in der Aufregung hatte Burkard Keller auf das Aeußere des Gegners nicht besonders geachtet, jetzt traf ihn genau derselbe Blick, welcher ihm damals in frecher Wuth Troß geboten, nur wenig heute verhüllt von den langen schwarzen Wimpern, und keine Sekunde zweifelte er länger daran, wen er vor sich habe.

Der Italiener zeigte dagegen keine Spur von Ueberaschung, aber ebenso wenig von Wiedererkennung, obgleich Burkard Keller hätte beschwören mögen, der Andere erkenne ihn ebenso sicher, wie er ihn. Nur trat jetzt, wo Antonio den „Venetianer“ am Arme nahm und mit freundlicher Miene vor Burkard Keller führte, eine herausfordernde Ueberlegenheit in seine Mienen.

„Hier, mein werther Signor Torbelli, steht Ihr endlich vor Eurem hochgelahrten Bruder in der edlen Heilkunst, vor dem gefeierten Doktor Keller von der Yburg!“ sagte Antonio.

Indeß beide Männer sich steif vor einander verneigten, war die Markgräfin mit verstimmtem und besangenen Aussehen neben Burkard getreten und schnitt dem Grafen das Wort ab.

„Ihr seid es schon gewohnt, lieber Doktor Keller, daß die Herren Collegen von Nah und Fern kommen, Eure erfolgreiche Pflege unseres theuren Herrn anzustaunen. Hier ist ein neuer Bewunderer, der von unserem guten Vetter Antonio eingeladen ist, die Reise hierher zu machen.“

„Und der eifrig bereit ist, den allgemeinen Tribut der Bewunderung Eures schier unbegreiflichen Erfolges zu erhöhen!“ ergänzte der Doktor Torbelli mit schmeichlerischem Lächeln und schoß dabei einen hohnvollen Blick nach dem Grafen v. Dettingen hinüber, der ebenso spöttisch darein schaute.

„Es soll mich freuen, Signor Torbelli, wenn Ihr meine aufrichtige Mühwaltung anerkennt. Was meinen Erfolg betrifft, so ist er, wie meine Weisheit, leider nur groß in Eurer wohlwollenden Ueberschätzung,“ gab Burkard Keller zurüd.

„Ich werde begierig von Euch lernen und bitte Euch, mich Eure Methode und Ansicht über diesen traurigen Fall wissen zu lassen,“ fuhr Torbelli in verbindlichstem Tone fort.

Nur Burkard hörte heraus, wie er sich die Worte abrang. „Ich werde Euch allezeit gern zu Diensten sein, Signor Torbelli!“ sagte er, sich nochmals kurz verbeugend, um damit anzudeuten, daß er das Gespräch beenden wolle.

Man setzte sich zur Tafel. Es war Burkard Keller sehr lieb, daß der Doktor Torbelli auf derselben Seite mit

ihm seinen Platz erhielt. Die dunklen, bohrenden Augen desselben ärgerten und reizten ihn.

„Ein Heuchler ist er auch!“ sagte er sich dabei in dem unbehaglichen Gefühl, einen neuen erbitterten Feind auf der Burg zu haben, den Graf Antonio sicher nicht absichtslos mit sich gebracht.

Kordula und Gräfin Marie saßen zur Rechten und Linken der Markgräfin, Antonio neben ihm, den Damen gegenüber, und Burkard wußte selbst nicht, wie es kam — das Gefühl der Feindseligkeit gegen Antonio, welches ihn jetzt so oft, und heute mehr als je erfüllt hatte, verschwand ihm plötzlich wieder.

Das Gespräch flog unter den Nahverwandten hin und her. Man forderte Burkard's Betheiligung nicht, er selbst saß wie versunken in nie gekanntes traumhaftes Behagen, er aß und trank kaum, immer nur hörend und sehend.

Graf Antonio hatte sehr viel zu berichten von den Ehren, die man ihm auf seiner Reise bei den benachbarten Fürsten und Herren angethan; darüber vergaß er, wie es schien, die kalten Blicke seiner demnächstigen Braut. Gräfin Marie sprach ebenso lebhaft; sie war eine blonde, lebenslustige Frau und hatte Freude an dem Treiben der Höfe, die sie besucht. Da die Markgräfin gerne zuhörte, so blieb es unbeachtet, daß Kordula schweigend in ihrem Stuhl lehnte.

Zuweilen trafen sich ihre Augen und die Burkard Keller's; sie hatte anfangs nicht Arg daraus, der Arzt des Oheims, von dem alle Welt redete, flößte ihr Neugier und Theilnahme ein, als aber dies Begegnen der Blicke sich mehrfach wiederholt hatte, schlug sie die Augen nieder und

wagte nur verstohlen noch dann und wann nach dem so jung schon berühmten Manne hinüber zu sehen.

Daß er lebhaftere Bewunderung für sie fühlte — Kordula hätte kein Weib sein müssen, um das nicht sofort zu errathen. Sie sah es, sah, wie Burkard Keller nur für sie Augen hatte.

Er ahnte nicht, daß sie seine Bewunderung bemerkte, und dachte noch weniger daran, daß er von dem Grafen Antonio und dem Signor Torbelli heimlich scharf beobachtet wurde.

Seine Gedanken beschäftigten sich jetzt ernstlich damit, ob das Fräulein v. Jugenheim schön sei — schöner gar als Isa v. Tietenau? Und wenn ein Etwas in ihm, von dem er sich nicht träumen ließ, daß es die Stimme des Herzens sei, Kordula den Preis ertheilte, so bemühte er sich dagegen, sich selbst zu beweisen, daß sie auf nichts weniger als auf Schönheit Anspruch erheben könne.

Sie hatte nicht, wie Isa, ein Antlitz, auf dem Rosen und Lilien zu blühen schienen; ihr dunkles, volles Haar war schlicht und in starke, feste Zöpfe geflochten, die in einem Perlennetz hingen, über welchem ein kleines Käppchen von blauem Sammet befestigt war. Isa's Wuchs war zierlicher, Kordula hatte eine hohe, fast zu schlanke Gestalt.

So fand er, weil er finden wollte, für Kordula nur Nachtheile, und doch wanderten, wie durch Zauber gezogen, seine Blicke immer wieder zu ihr. Er horchte auf ihre Stimme mit unbegreiflichem Vergnügen; sie sagte nicht viel, aber ihm war, als sei etwas in jedem Laut von ihr, das wie Musik in sein Ohr klang.

Zulezt begann er lebhaft zu wünschen, daß sie zu ihm reden möchte, und dann dachte er hin und her, wie er wohl zu einem Wort von ihr gelange; doch vergeblich, es fiel ihm keine passende Anrede ein.

Als das Mahl vorüber war, fragte ihn Gräfin Marie, ob sie und ihre Schwester den Oheim noch heute sehen dürften.

Er zögerte mit der Antwort. Wenn er ja sagte, konnte er Kordula zu seinem Kranken führen, dann blieb er noch eine Weile mit ihr zusammen und sie redete vielleicht mit ihm.

Aber damit beunruhigte er vielleicht Herrn Christoph; so erwiderte er mit Betrübniß, es sei für heute zu spät, morgen, hoffe er, sei es möglich.

Die beiden Schwestern besuchten in der That am anderen Tage den Markgrafen.

Während Gräfin Marie sicher und ruhig mit dem Kranken redete, der sie sofort erkannte und ihr voll Freuden erzählte, daß sein alter Freund Ulrich Keller ihm ein so guter Gesellschafter sei, hatte die jüngere Schwester alle Mühe, ihre Bewegung zu unterdrücken.

Erst als sie den Oheim so ruhig sprechen hörte, gab sich das wechselnde Erbleichen und Erröthen auf ihren Wangen, und beim Gehen wandte sie sich dann nach Burkard Keller um und sagte: „Ich habe den Oheim von Kindheit an lieb gehabt und um seine Verstorben tief getrauert. Nun ist mir, als müßten auch die Schwester und ich Euch, Herr Burkard, von Herzen danken, daß Ihr seine Schwermuth zu bannen wußtet, Ihr seid gewiß ein guter Mensch!“

„Euer Wort dank' ich Euch lebenslang, Fräulein!“
erwiderte er in einer Aufregung, die Kordula verwunderte.

Auch Gräfin Marie sprach sehr freundlich mit ihm, fragte nach seinem Vater und Hubert und erzählte, der Letztere sei in großer Freundschaft mit dem Pfalzgrafen.

Burkard hörte es kaum, erinnerte sich nachher an nichts davon, denn in ihm jubelte und sang es unaufhörlich:

„Ihr seid gewiß ein guter Mensch.“

Wie eine unaussprechliche Belohnung kam ihm das einfache Wort des warmherzigen Mädchens vor. Burkard Keller ging in einer ihm sonst ganz fremden Aufregung auf sein Zimmer zurück. Die ganze Nacht lag er schlaflos und dachte nur, wie er seinen unglücklichen Herrn lieben und behüten wolle, um immer diesen Dank Kordula's zu verdienen.

Am anderen Tage war eine der stüchtigen Erholungspausen gekommen, welche es Burkard Keller möglich machten, den Marktgrafen für ein paar Stunden allein zu lassen.

In der ganzen Gegend hatte sich die große Neuigkeit schon verbreitet, daß auf der Burg jetzt ein neuer Arzt sei, dem es gelungen, der bösen Geister Herr zu werden, welche den Herrn Christoph quälten. Das Gerücht vergrößerte und erfand, wie immer, bis in das Unglaubliche, welches dennoch geglaubt wurde, und schon strömten seit Wochen täglich Schaaren Leidender nach der Burg hinauf, geduldig vor dem Thore oder in den Ställen des Augenblicks harrend, wo der gelehrte Medikus, in welchem das Volk mit frohem Zuruf einen Sohn des Landes, einen der Herren von der Burg begrüßte, zu ihnen heraustrat. Auch aus der Stadt fanden Viele schon jetzt sich hier ein.

Welche Fälle von Leid und Schmerzen aller Art, die da zusammen kam! Wie viel abgehärmte, von Gliederreißen, Krankheit und bösen Wunden geschwächte Unglückliche, in deren Augen allemal das Hoffen auf Hilfe und die Bitte um Beistand lagen.

In seinem schwarzen Doktorleide, mit der sanften Geduld eines wahren Arztes hatte Burkard seit all' dieser Zeit die Klagen angehört, geholfen, wo er konnte, und war nie müde geworden, obgleich auch zuweilen seine sehnsuchtsvollen Blicke über die Lichtung vor der Burg hinaus in die Weite schweiften und ein Seufzer ihm die Brust schwellte.

Auch heute nahm er seinen Verbandkasten und wessen er sonst bedurfte, um zu den Kranken hinaus zu gehen. Ach, noch einmal so gern wollte er jetzt helfen, hatte er doch das Tüchtigste ohne Ermüden zu leisten, um den Ruhm zu verdienen, daß er ein guter Mensch sei.

Eine ganze Schaar der Leute war versammelt, und er gab sich völlig dem Eifer hin, hier seine Pflicht zu thun, ohne zu ahnen, daß von einem Fenster des oberen Bernhardsbaues, wo die Fräulein wohnten, zwei Mädchenaugen ihn aufmerksam beobachteten.

Ein Bauer kam eben mit seiner jungen schwarzäugigen Tochter heran; Burkard Keller sah ihn an und lachte vergnügt, während der Mann und das Mädchen demüthig seine Hand küßten.

„Gott vergelt's dem Herrn Doktor, zehn Wochen habe ich mich in Schmerzen gewunden und nun bin ich den Weg von Eberstein allein herauf gekommen, die Susanne hat

mich nur wenig gestützt," sagte der Mann freudestrahlend und rief dann den anderen Kranken zu, in vier kurzen Wochen sei er von einem hilflosen, an giftiger Wunde dahin stehenden Krüppel ein gesunder Mann geworden.

Das Häuflein Kranker drängte sich nun eifriger noch an den „guten Medikus“ heran.

In demselben Augenblicke traten aus dem Männeraal der Graf v. Dettingen und sein unzertrennlicher Begleiter, der Italiener.

„Sieh' da, unser Freund, der Doktor Keller!" rief Antonio anscheinend überrascht.

Dann fragte er im Vorbeigehen die Leute mit hochmüthiger Miene um die Ursache ihrer Freude, und nun erzählten nicht nur der geheilte Bauer, sondern Alle durch einander fast gleichzeitig und eifrig von den wundersamen Kuren des gelehrten Herrn Keller von der Yburg.

„Es ist wahrlich ein Wunder, und man sollte in der That meinen, mit natürlichen Dingen könnt' es nicht zugehen, Meister Keller," wandte sich Graf Antonio diesem zu. „Unser Signor ist voll Neugier und Wissensdurst, wollt Ihr ihm nicht gestatten, daß er Euch zusehe und von Euch erfahre, was Ihr könnt, und was doch schier wie Hexerei erscheint!"

„Der Signor Torbelli mag mir gern ein wenig zuschauen, noch besser wäre es, er hülfte mir, denn der Kranken ist eine große Zahl heute!" erwiderte Burkard Keller höflich, selber neugierig, wie es um die Kunst des Italieners stehen möge.

Dieser ergriff mit sichtlichher Begier die Aufforderung

und riß sich mit prahlerischem Eifer das Wammis ab, um desto tapferer zufassen zu können.

Ein alter Mann war gerade an der Reihe. Ein Felsblock hatte ihm die Hand arg zerquetscht, und dieselbe machte ihm noch große Schmerzen, welche ihn jede Berührung scheuen ließen. Der Italiener aber faßte derb zu, nahm den Verband ohne jede Schonung ab und fuhr den vor Angst und Schmerz zitternden alten Mann kurz und grob an, als er aufschrie.

„Hier ist ein ausgezeichnete Wundbalsam, die Ursula gab ihn mir, und auch das Rezept dazu,“ sagte Burkard Keller von seinem Plage her, wo er sich eben mit einer Frau beschäftigt hatte, die er jetzt warten hieß, bis er auch mit den Uebrigen fertig sei, dann könne sie gleich einen Trank mitnehmen, der ihr gut thun werde.

„Von der Ursula? Ah, von der habt Ihr eure Weisheit? Wisset Ihr wohl, daß man sie eine Hege nennt?“ rief Graf Antonio spöttisch.

„Ich kümmere mich nicht um das thörichte Geschwätz der Leute, Graf, der Balsam ist vortrefflich, und die Bestandtheile sind mir wohl bekannt; meine Weisheit, wie Ihr es zu nennen beliebt, holte ich mir, wie Ihr wohl wißt, aus der Quelle, welche tüchtige Männer macht.“

Ein entsetzlicher Schrei durchhallte die Luft.

Todtenbleich stürzte ein junger Holzarbeiter von dem Signor Torbelli weg auf Burkard Keller zu und dabei schoß aus der Wunde an seinem Handgelenk ein rother Bluthstrahl wie ein kleiner Springquell in die Höhe.

„Er hat Euern Verband abgerissen!“ kreischte der Unglückliche.

„Mein Gott, wie konntet Ihr den Verschluß der Ader abnehmen? Ihr mußtet doch sehen, daß nichts heil ist, daß Ihr mir neue Todesgefahr über den Mann bringt?“ fuhr Burkard Keller den Italiener an und griff zugleich nach des Verwundeten Puls, um denselben mit festem Griff zusammen zu pressen.

„Euer Verband war unrichtig, ich hielt es für besser, denselben zu lösen!“ sagte der Italiener, selbst blaß vor Schrecken, mit giftigem, hämischen Tone seine Verlegenheit bemäntelnd.

Ein einziger Blick Keller's antwortete ihm. „So unwissend kannst Du doch hoffentlich nicht sein?“ sagte dieser Blick. Dann dachte der eifrige Arzt schon an nichts Anderes als an seine Pflicht.

Die Sache stand sehr schlimm; die durch einen unvorsichtigen Beihieb zerschnittenen Adern von Neuem zu schließen, wollte nur schwer gelingen.

Dazwischen redete Alles durcheinander, der junge Holzknecht hatte beim Schlachten eines Schweines geholfen, sein Bruder den unglücklichen Schlag gethan, der gute Doktor ihm so brav geholfen, und nun war Alles wieder zerstört, was man gewonnen hatte.

Der Versuch des Signor Torbelli, weiter seine Hilfe zu leihen, wurde überall abgelehnt, die Kranken mochten mit ihm nichts zu thun haben und umdrängten Burkard Keller.

„Graf v. Dettingen, bezeugt Ihr mir, daß diese Sache hier nicht mit rechten Dingen zugehen kann! Ihr wißt

von meiner Geschicklichkeit genug! Ich rührte jenen Menschen kaum an, da muß das Blut hervorspritzen, und so soll ich hier stehen wie ein Dummkopf! Hexerei ist's, Zauber! Und ich will schon der Sache auf den Grund kommen!" schrie der Italiener, ganz gelb vor Aerger.

„In der That, Signore, ich sah, wie gleichsam durch Teufels Bosheit Ihr hier mit Schanden besteht, wo doch Eurer Kunst offenbare Bewunderung gezollt wurde von Allen, denen Ihr dieselbe auf unserer Reise zu Theil werden ließe," bestätigte Graf Antonio.

„Nun, Herr Collega, da habt Ihr also das Blut gestillt? Was murmeltet Ihr denn da soeben? Es war ein wirksamer Blutbann, ich weiß! Ihr habt Zaubermittel aller Art!" sagte Torbelli, frech näher tretend.

„Ihr irrt, ich sprach keinen Blutbann!" versetzte gelassen Burkard Keller.

„Verzeiht, Herr, ich hörte es mit diesen meinen eigenen Ohren!" trat Antonio höhnisch lachend Torbelli bei.

„Dann müßt Ihr sonderbare Ohren haben, Herr Graf!" gab Burkard Keller jetzt auch zornig werdend zurück, er sah, man wollte ihn durchaus in den Ruf der Hexerei bringen.

„Ihr thätet es! Ihr sprachet zauberische Worte!"

„Du, hast Du gehört, was ich sagte, so rede!" befahl spottend Keller dem ermatteten, bleichen Holzknecht.

„Ihr sagtet, Herr, aber darf ich's auch wirklich sagen?" zögerte dieser.

„Sagt's nur ehrlich, die Herren sollen hören, daß mein ‚Blutbann‘, wie sie das nennen, gutes Deutsch war."

„Sprich! Rede die Wahrheit!“ schrie der Signore giftig.

„Ist der Esel so dumm, oder stellt er sich nur so?“
das war's, was der Herr Doktor Keller gesagt hat, als
Ihr, Herr, meintet, er spreche den Blutbann.“

Ein allgemeines Gelächter erhob sich, selbst Graf Antonio, der jedem Menschen, auch seinen besten Freunden, allezeit gern Schaden gönnte, lachte mit.

Torbelli schoß auf seinen Gönner einen nicht eben dankbaren Blick, dieser nahm ihn aber lachend beim Arm und rief: „Man muß die Sache untersuchen, es wäre sündhaft, mit offenen Augen schweigend zuzusehen, wie sich in dies gottselige Haus der Satanas einschleicht, und wie gute Christen seinem Wesen mit geblendeten Augen zusehen.“

„Geht nur!“ dachte Keller und freute sich mehr wie er zeigen mochte, daß sein Feind ihm nichts anhaben konnte und sich gleich dies erste Mal durchaus unfähig erwiesen.

Aber noch waren jene Weiden nicht fort, da Torbelli erst sein Wamms wieder anlegen mußte, als aus dem Thore das Fräulein Kordula heraus trat.

„Ich habe eine kranke Dienerin, Herr Doktor Keller, wollt Ihr nicht auch nach Ihr sehen, wenn es Eure Zeit erlaubt?“ fragte sie, als sie neben Burkard Keller stand.

Er hatte sie nicht bemerkt, jetzt beherrschte er in der freudigen Ueberraschung seine Mienen auch nicht, und da Kordula's und seine Augen einander anblickten, merkte er, sie wollte ihn vor den Kranken, die ihn umstanden, ehren und wieder gut machen, was Antonio ihm Hämißches und Böshaftes gesagt hatte.

Antonio v. Dettingen war aber nicht entgangen, was

sie da in so mildem Tone zu Burkard Keller sprach und ebenso, wie schon dies, ärgerte ihn das anerkennende Flüstern der Leute.

Er trat rasch wieder zurück zu Kordula v. Jugendheim. „Euer Platz ist nicht hier, Fräulein, auch werde ich den Signor Torbelli beauftragen, Eurem Wunsche sofort Folge zu geben; der Herr Keller kurirt seine Kranken mit den Tränklein und Salben der Ursula und sonstiger Zauberei, von welcher Ihr sicherlich nicht zu profitiren verlangt; es wird nicht Euer Wunsch sein, mich zu beleidigen, indem Ihr mein wohlgemeintes Anerbieten abweist.“

Die letzten Worte hatte der eitle Graf schon in halbem Aerger gesprochen, denn seine, ihm zwar noch nicht verlobte, aber doch zuge dachte Braut sah ihn keineswegs freundlich dabei an.

Dann erwiderte sie mit großer Bestimmtheit: „Ich habe den Herrn Medikus unseres theuren Herrn Christoph gebeten, weil ich vertraue, er versteht seine Sache. Euer Italiener — das hab' ich gesehen, denn ich stand dort oben am Fenster — ist ein Pfuscher!“ Und damit nahm sie ihr wallendes rothes Kleid auf, dessen Saum eine kunstvolle Stickerei zierte, und ging in die Burg zurück.

„Das Schönthun mit Euch wundert mich gar nicht, Herr Keller, das Fräulein v. Jugendheim und die Frau v. Lietenau sind aus einem Holz geschnitten; es soll mich aber nur wundern, wer von uns Beiden das Spiel gewinnt!“ Inirschte Antonio zwischen den Zähnen.

Ein Diener erschien, ihn zur Frau Markgräfin zu rufen, der Rentamtmanu sei gekommen.

Die Geldgeschäfte der hohen Frau lagen seit einiger Zeit in Antonio's Händen, und er war in dieser Hinsicht auch so tüchtig, wie der regierende Herr ihn gegen Burkard gerühmt.

Als anderen Tages der Markgraf Christoph mit seinem Arzte einen kleinen Spaziergang im Walde oberhalb der Burg machen sollte, ließen sich, gerade als der kranke Herr auf Burkard's Arm gestützt seine Stube verlassen wollte, Graf Antonio und Signor Torbelli anmelden. Sie seien im Auftrage der Frau Markgräfin erschienen, sagte Ursula, welche die Herren gesprochen hatte.

„So müssen sie die Gewogenheit haben, wiederzukommen, sobald der Herr Markgraf zurückgekehrt ist, sagt es ihnen, Ursula, und daß der Herr Markgraf ungeduldig sei, hinaus zu gelangen,“ entschied Burkard Keller.

„Der Unverschämte! Mich, des Markgrafen Vetter abzuweisen, weil es ihm beliebt!“ murmelte Antonio gallig und sein Zorn wuchs, als Ursula ihm bedeutete, es müsse Jeder dem Herrn Christoph aus dem Wege gehen, da er nicht selten über den Anblick Fremder in Zorn gerathe.

Bald darauf führte Burkard Keller den alten Herrn, der sogar in seinem langen pelzgefütterten Sammetroß noch froh, hinaus in die Sonne, welche warm auf dem grünen Waldmoos lag und tausend Keime hervor lockte.

In den leidvollen dunklen Augen Markgraf Christoph's wollte aber keine Freude an dem Frühling aufleuchten. Still und träumerisch schritt er, gestützt auf seinen Arzt, umher und schien überall kabbalistische Formen und Zeichen

zu lesen, welche dem das große Geheimniß enthüllten, der sie zu deuten verstand, und wonach er mit unendlicher Qual ruhelos suchte.

Um ihm ein Spielzeug zu geben, hatte Burkard ein aus vielen Theilen zusammengesetztes Stabmaß machen lassen, und damit bildete der alte Herr denn jene ihm vorschwebenden Zeichen nach, um Burkard an ihrer Deutung helfen zu lassen.

Bei dieser Beschäftigung trafen später Antonio und Torbelli den Markgrafen, als sie kamen, ihn „auf Befehl der Frau Markgräfin“ zu sehen.

„Was will der Mensch bei mir?“ fragte der Kranke, der Antonio erkannte, auf Torbelli zeigend.

„Es ist ein hochberühmter frommer Arzt, Oheim, welchen die hohe Verehrung zu Euch führt, die Ihr weit und breit genießt,“ erklärte Dettingen.

„Bergebt, durchlauchtigster Herr,“ sagte jetzt Torbelli, „daß ich wage, Euch zu nahen. Mir sind geheime Heilkräfte bekannt, welche Euch, vereint mit den dringlichen und inbrünstigen Gebeten Eures geringen Dieners, in kurzer Frist aus den Klauen der teuflischen Dämonen erlösen werden, mit welchen Eure arme geplagte Seele ringt. Ohne Gebet ist kein Heil und keine Heilung! Nicht die Werke der Finsterniß werden Euch erretten, wie hier das Spiel mit diesem Zauberstabe.“

Dem Markgrafen Christoph, der zuerst mit starrem Staunen dem Predigtkon des fest auftretenden Italieners gehorcht, wurde die laute befehlende Stimme, die da auf ihn einredete, peinlich; seine Züge begannen unruhig zu zucken.

„Haltet ein, Signore, der Herr ist an so lautes Reden nicht gewöhnt,“ hatte schon zweimal Burkard Keller gemahnt, der im äußersten Grade verwundert dies Gebahren Torbelli's ansah. Dieser aber fuhr gegen den Kranken gewendet eifernd fort:

„Ich bin zu Euch gesandt durch die Stimme des Herrn, Euch zu sagen, daß Satanas sein Netz um Euch geworfen, daß er seine Krallenfinger nach Eurer Seele ausstreckt, indem Ihr den Zauberkünsten dieses hier, welcher —“

Ein Angstschrei des Markgrafen, der mit verzerrten Mienen auf die schreckliche Bedrohung gehorcht, und der sich im vollen Ausbruch seiner Wahnvorstellungen, Grauen in den Mienen, nach den Krallenfingern umblickte, von denen Torbelli sprach, unterbrach den Redner.

Und dann ein zorniger Ausruf von Burkard's Lippen, ein hin und her Zerrn, ein gurgelndes Stöhnen — und mit einem dröhnenden Gepolter stürzte die breite, knochige Gestalt des Italieners auf dem Gange vor des Markgrafen Zimmer in voller Länge hin.

Burkard Keller aber stand an der offenen Thüre hoch aufgerichtet, unwiderstehlich in der Kraft seines Willens.

Mit gebietender Hand wies er den Grafen Antonio hinaus, der heimlich voll Schrecken über die schlimme Wirkung, welche Torbelli auf des Markgrafen Zustand gehabt, dastand. „Hinaus, Herr Graf v. Dettingen, und kommt mir nicht wieder, das bitt' ich! Eurem sauberen Freunde aber rathe ich, mir nicht noch einmal hier in den Weg zu treten. Ich sollte denken, der konnte mich schon von

Rom her zur Genüge und wußte, was er von mir zu gewärtigen hat."

Der Graf schien die letzten Worte nicht zu verstehen, wohl aber den sehr deutlichen Fingerzeig nach der Thüre.

Und Antonio v. Dettingen mußte gehen wie ein gescholtener Schulbube. Draußen lag der stöhnende Torbelli noch auf dem Boden und rang, den Angstschweiß auf der Stirne, nach Athem; in Ursula's Armen aber wand sich in einem heftigen Krampfanfalle der Markgraf.

Es dauerte lange, bis der unglückliche Herr sich von der schrecklichen Herzbellemmung erholt hatte, in welche ihn das Verfahren Torbelli's versetzt. Endlich gelang es Burkard, ihn einzuschläfern; kaum war er aber sicher, daß ihm dies gut geglückt, so eilte er in tiefster Erregung zu der Markgräfin.

Seine Feinde waren ihm schon zugekommen. Sie wußte Alles, aber in welchem Lichte hatten jene Weiden ihre Sache vorgestellt!

„Es ist zum Ekel, Männer so lügen zu sehen!“ rief er empört, als die Markgräfin ihn mit Wortwürfen empfing.

Sie ließ Antonio rufen, und dieser erschien in giftiger Wuth.

„Ihr macht mir armen Frau das Leben noch schwerer mit Eurem Streit!“ klagte sie vortwurfsvoll.

„Ich bin wahrlich nicht gesonnen, Herrin, Streit zu suchen,“ versicherte Burkard Keller, „aber da ich ruhig meiner Arbeit waltete, hat mich Euer Better erst vor der Burg mit diesem Dummkopf, dem Torbelli, zusammen ge-
heßt, jetzt bringen sie mir, auf Eure Erlaubniß hin, zu

meinem Kranken, reden ihm vom Satanas und dergleichen, ängstigen und erschrecken mit den edlen Herrn, daß er in fürchterlichen Krämpfen niedersinkt!"

„Antonio! Antonio!“ rief die Marktgräfin. „Und davon sagt Ihr nichts? Redet mir nur von Eurem Verdacht, der Burkard sei ein arger Sünder, und der Hexerei und Zauberei ergeben?“

„Und das behaupte ich auch jetzt noch und will's dereinst beweisen, durchlauchtige Muhme!“ beharrte dieser lästisch. „Des Keller's Einfluß auf Euren Herrn ist eitel teuflisch Wesen, Ihr werdet den Tag noch verfluchen, da er auf die Burg kam! Der Torbelli ist, wie er, auf der hohen Schule zu Bologna eifrig den Wissenschaften obgelegen, aber in treuem christlichen Sinn zu anderen Ergebnissen seines Fleißes gekommen. Ohne Gebet und Bußübungen läßt der Keller den Herrn Ohm dahin leben, kein Exorcismus wird vorgenommen, seit er hier ist, und in seinem teuflischen Dünkel sagt er frech Euch in's Gesicht, dergleichen beängstige den Kranken, wo doch wir Alle wissen, daß nur da Heil für uns zu suchen ist.“

Die Marktgräfin blickte geängstigt von einem der Gegner zum anderen. „Ich habe nie gewußt, Antonio, daß Ihr ein sonderlich gläubig Gemüth hättet! Heut' wundere ich mich Eures Eifers!“ sagte sie gereizt, als er schwieg.

Je klarer es Burkard Keller wurde, Antonio wollte ihn um jeden Preis von der Burg verdrängen, um so ruhiger und besonnener wurde er plötzlich durch die kraftvolle Anstrengung seines Willens. Das durfte Antonio nicht ge-

lingen! Die Gefahr, sein Ansehen, seine Stellung einzubüßen, machte ihm beides erst recht werthvoll.

Antonio aber sprang durch die Worte der Markgräfin noch mehr gereizt vor ihn hin und schrie: „Könnt Ihr es verantworten, der geringen Weisheit Eures Kopfes und Eurem riesenhaften Dünkel mehr zu vertrauen, als den Erfahrungen zahlreicher bewährter Gelehrten in der ars medica, welche nimmermehr Gott die Ehre entziehen, um der menschlichen Schwachheit zu vertrauen?“

„Was ich verantworten kann und werde, geht Euch nichts an, Graf Antonio!“

Dieser war ohne Antwort an das Fenster gestürzt und rief den auf dem Hofe stehenden Torbelli herauf.

„Verlangt Ihr's, Frau Markgräfin,“ wandte sich Burkard an diese, „daß ich solchergestalt Eurem Vetter Red' und Antwort gebe, der nichts von meiner Kunst versteht?“

„Hier,“ schrie Graf Antonio, „hier ist denn Einer, der mehr davon versteht, wie Ihr und ich, und als Euer Verwandter, Frau Markgräfin, verlange ich, daß Ihr zum Ruß und Frommen Eures Gemahls diesen wohl gelahrten und christlichen Mann neben diesen — diesen Teufelsmedikus stellt.“

Im Nu hatten Beide, der Angreifer wie der Angegriffene, die Hand am Schwert.

Die Markgräfin warf sich zwischen sie. „Schämt Ihr Euch nicht, mir den Burgfrieden unter meinen Augen zu brechen?“ rief sie zornig.

Burkard Keller beugte sein Knie. „Verzeiht, edle Frau,“ sagte er, mit Mühe sich beruhigend, „Ihr seht, daß man

mich zu einer Ungebührlichkeit hinreißen, daß man um jeden Preis Streit mit mir will! Hier schwöre ich Euch, es soll diesen Beiden nicht gelingen. Ihr wißt, daß Ihr mich gerufen habt, hierher zu Eurem Herrn zu kommen. Unter Euren Augen habe ich meine Kunst geübt, unter Euren Augen lebe ich. Vertraut Ihr mir nicht mehr, wohnt in Eurem Gemüth der leiseste Zweifel an mir und meinem christlichen Sinn, so sagt es mir und ich gehe. Aber wisset, wie ich Eurem Kranken Ruhe und Besänftigung gegeben habe, wie ich Euch niemals versprach, ihn zu heilen, und offen gestehe, daß mir dazu wenig Hoffnung gekommen, so kann ich ihm doch auch ferner Milderung seiner Leiden und ein wenig Schlaf bieten! Das will ich auch mit allen Kräften des Leibes und Geistes erstreben; aber diesem Torbelli verbiete ich den Eintritt bei Eurem Gemahl, und dem Grafen Antonio dergleichen. Die arme verängstete und gequälte Seele unseres unglücklichen Herrn soll Ruhe haben, auf sein mühseliges und beladenes Gemüth soll nicht noch neue Last gehäuft werden, indem man ihm, der unter den Menschen seiner Zeit als einer der Besten gepriesen wird, mit Hölle und Teufel Furcht einflößt. Ich allein bin sein Arzt, ich allein will es sein oder ich gehe!"

„Laßt den Teufelsmedikus gehen, zum Satanaz, seinem Herrn und Meister gehen!“ leuchte Graf Antonio.

„Wir wollen Hand in Hand handeln, Herr Collega,“ mischte sich Torbelli mit heuchlerischer Sanftmuth in das Gespräch, „ich biete Euch die meinige! Warum sollten wir uns befehlen, da wir doch das Gleiche wollen, wenn auch

Jeder auf eigene Art? Wir werden gemeinsam berathen; Ihr gebet mir zu, daß wir in christlicher Buße die erste Heilkrast suchen und werft die Zauberlatwergen der Ursula zum Fenster hinaus!"

Burkard Keller trat von dem Heuchler weg, ohne zu thun, als höre er ihn.

„Frau Markgräfin! Gemeinschaft mit diesem Menschen, den ich vor einigen Stunden mich gezwungen sah aus Eures Gemahls Stube hinauszuwurfsen, will ich nicht. Sagt, soll ich gehen, oder wollt Ihr ihn gehen heißen?“

„Ihr bleibt, Burkard Keller! Wie könnt Ihr denken, ich sei so undankbar gegen meines theuren Herrn Wohlthäter! Ihr bleibt, und Niemand betritt die Gemächer des Markgrafen, als dem Ihr selber Einlaß gestattet. Ihr allein seid sein Arzt. Ihr aber, Signor Torbelli, möget wissen, als unser Gast seid Ihr, unseres Vettters v. Dettingen Freund, herzlich gern gesehen, es sind in der Stadt dort unten Kranke die Menge, welche Eurer Kunst froh sein werden. Bleibt, aber verübelt mir nicht, daß ich dem Keller mit vollem Vertrauen danke, der meinem armen Herrn so viel Gutes erweist.“

Torbelli verneigte sich, bleich vor Wuth. Burkard Keller aber küßte in hoch aufwallender Dankbarkeit die Hand seiner Gönnerin und wie ein Jubellied klang ihm der Gedanke durch die Seele: „Kordula, Kordula! Sie erfährt meinen Triumph.“

Unterdeß hatte die Markgräfin auch Antonio ernste, mahnende Worte gesagt. Als Letzterer dann, um das Zimmer zu verlassen, mit Torbelli an Burkard vorüber ging,

den die Marktgräfin zurück hielt, zischte er ihm leise zu:
 „Du oder ich!“

Und trotzig lachte ihm Burkard Keller in's Gesicht.

Am späten Abend, als er mit Ursula beim Marktgrafen saß, besprach er mit dieser die Erlebnisse des Tages.

„Ich weiß ja gut genug, Herr, was den Grafen so mit Wuth erfüllt. Die Isa hat Euch vorgezogen, der er nachjagte wie ein Fuchs der Taube, und das Fräulein v. Jungenheim thut gar kalt und spröde gegen ihn! Die Frau Marktgräfin spricht ihr freilich täglich zu, aber jetzt zeigt sich noch eben kein Erfolg.“

Burkard Keller lachte im Hinausgehen glücklich vor sich hin, es that ihm wohl, dies zu hören.

In seinem Wesen zeigte sich jedoch in der nächsten Zeit öfter eine gewisse Unruhe und Unstättigkeit, ohne daß Ursula einen Grund dafür zu entdecken im Stande war.

„Es ist das Bräutigamsglück,“ sagte sie sich, „welches ihm das freundlich geduldige Eingehen auf die Wahnvorstellungen des Herrn schwerer macht als zuvor. Im Anfang hatte er nichts, was ihn abzog, jetzt gehen seine Gedanken zur Braut, auf gegenwärtiges und zukünftiges Glück, da möchte er allezeit bei der Isa sein, und daher wird ihm die freiwillige Einkerkelung für so viel Tagesstunden herzlich sauer.“

Aber seltsam, Burkard Keller benutzte nicht mehr wie in der ersten Zeit jede Gelegenheit, nach Ruppenheim hinüber zu wandern oder zu reiten, sondern saß statt dessen öfter Abends bei der Marktgräfin, in großer Heiterkeit und

mit strahlenden Mienen sich mit ihr und ihren Damen unterhaltend.

Daß die Braut ihm darob schmolle, erzählte er eines Tages Ursula lachend und setzte entschuldigend hinzu, daß viele Hinundher von und nach Ruppenheim habe ihn so unruhig und seiner selbst ungewiß gemacht, daß er sich überlegt habe, er müsse um seines Dienstes willen die Besuche bei Isa einschränken.

„Mir war in letzter Zeit so sonderbar zu Muth, Ursula, wie nie im Leben, ich hätte laut jauchzen mögen, und doch zitterte mir das Herz in der Brust, daß es oft eine Pein war. Mir wurde schier nirgend mehr wohl. War ich beim Herrn, so trieb's mich fort von ihm, saß ich neben der Isa, und hätte mich freuen können an ihren lustigen Einfällen und ihrem Kosen, so wollte mir selbst das nicht mehr behagen, eine heiße Unruhe trieb mich heim, und war ich bei der Frau Marktgräfin, in mehr Ruhe und friedvoller Heiterkeit, als ich sonst irgendwo fühlte, so raunte mir eine Stimme in's Ohr: Du hast die holde Braut in Ruppenheim und da sitzt Du nun hier, derweil sie nach Dir seufzt! — Seht, so trieb's mich ruhelos hin und wieder, und endlich hab' ich's der Isa gesagt, es dürfe nicht so fortgehen, zweimal in der Woche wollt' ich sie besuchen, nicht mehr, denn sonst mache sie mich der Pflicht gegen den durchlauchtigen Herrn ganz ungetreu. Die Isa hat nicht gewollt, hat böß gethan und gar arg gebettelt, ich soll öfter kommen, aber wie sie so drängte, kam mir eine Angst, als möchte ich am liebsten auf allezeit fortlaufen; der Vogt, ihr Vater, trat mir aber bei und bedeutete sie, daß der

Dienst heilig sei, den ich beim Herrn thue, da hat sie sich wohl geben müssen, und seitdem habe ich mehr Frieden und weiß, woran ich bin, wiewohl dies seltsame Bittern und Sehnen mich noch öfter überkommt.“

Das mochte wohl so sein.

Ursula fand in der That, daß Burkard Keller seinen Dienst wieder gelassener und ruhiger that, seit er die Burg kaum verließ.

„Gute Isa darf Euch nur loben um Eurer Entsagung willen,“ sagte sie ihm, und er meinte lachend, da kenne sie Isa schlecht.

Der Marktgräfin gefiel die aufopferungsvolle Einschränkung seiner Bräutigamsbesuche ganz außerordentlich, sie konnte nicht Liebes genug von ihm sagen, und suchte ihn durch häufige Aufforderungen, des Abends in ihren Gemächern an der Unterhaltung der jungen Leute theilzunehmen, zu entschädigen, eine Begünstigung, die er freudig annahm und durch welche sich erst jetzt zeigte, daß der gelehrte Medikus zugleich auch ein angenehmer Gesellschafter sein konnte.

Mit Antonio hatte sie einen schweren Stand. Eifersüchtig auf seine Günstlingschaft, die ihm so manche Vorrechte gegeben und manchen Mißbrauch derselben ungerügt hatte hingehen lassen, eifersüchtig noch mehr auf die Gunst der Frauen, welche sich Burkard Keller zuwandte, ohne daß er danach sonderlich zu trachten schien, mußte der Graf sich sagen, daß er statt der ihm gebührenden ersten Rolle in den Gemächern der Marktgräfin, wie in der ganzen Burg, auf den zweiten Platz gedrängt werde. An Torbelli, den

er jetzt aus Troß nicht von sich ließ, und der um feinetwillen mit Höflichkeit behandelt wurde, gewann er einen stets bereiten Aufpasser und Schmeichler. Die Marktgräfin sah dies Alles, konnte aber nichts ändern und mußte nur suchen, den Frieden aufrecht zu halten.

Der regierende junge Marktgraf hatte schon länger eine größere Festlichkeit im Sinne, ein Turnier, bei welcher Gelegenheit eine Anzahl edler Junker, unter ihnen die beiden Söhne des Freien Keller v. Nburg, den Ritterschlag erhalten sollten.

Burkard Keller's eigentlichen Neigungen hätte der Wunsch nach der Ritterwürde fern gelegen, um so mehr, als der von ihm erlangte Grad eines Doktors dem Range eines Ritters gleichkam, wenn nicht der Marktgraf, mit dem alten Ritter Keller im Einverständniß, in der Verleihung des Ritterschlags eben eine neue Anerkennung für Burkard gesehen hätte.

Die Aussicht auf diese Unterbrechung des verhältnißmäßig einförmigen Lebens war allen Bewohnern von Hohenbaden, mit Ausnahme Marktgraf Christoph's, hochwichtig und erfreulich.

Eifrig besprach die Jugend bei den Mahlzeiten oder Abendunterhaltungen die Einzelheiten der Feierlichkeit. Jsa v. Lietenau wurde von der Marktgräfin für die Dauer des Festes auf die Burg geladen; die hohe Dame war überzeugt, dem Brautpaar damit eine große Freude zu bereiten, und für die seit einiger Zeit oft trübe und ernst erscheinende Kordula in Jsa eine froh gelaunte Freundin

zu gewinnen, denn auch Bona hatte sie jetzt verlassen, und die neuen Fräulein ihre wärmere Theilnahme noch nicht zu gewinnen verstanden.

Die Männer redeten von nichts als von Pferden, Waffen und Rüstungen, oder von den Turnieren, welche Einer und der Andere vordem mitgemacht. Man hatte sich tausend lustige Geschichten von Banketten und Maskenspielen, welche dem eigentlichen Turnier gefolgt waren, zu erzählen.

Vielleicht lag es daran, daß Burkard Keller zweimal in kurzen Zwischenräumen den Besuch der Braut versäumte? Es half ihm wenig, daß er das schlechte Wetter und seine Pflicht gegen den wieder unruhigeren Markgrafen vorschützte.

Isa zürnte und weinte, und der Bräutigam ging glolend von ihr, denn sie wagte es, ihn zu meistern, ihn, dem in der Burg Jeder ohne Ausnahme mit wirklicher oder erheuchelter Ehrerbietung begegnete und der schon gewohnt war, sein Thun und Lassen allemal bewundert und gerühmt zu sehen!

Es kam ihm vor, als habe heute die schmollende und erzürnte Braut jener Isa, mit welcher er sich verlobt hatte, wenig ähnlich gesehen.

So war das Ende des Novembers und mit ihm die Feier jenes großen Ritterfestes in der unteren Burg gekommen. Burkard Keller, dessen Geschmack und Schönheitsfinn den Markgrafen Philipp zu lauter Bewunderung hinrissen, ward bei allen Anordnungen um Rath und Hilfe angegangen. Antonio nannte ihn bitter den Unentbehrlichen und konnte kaum noch den Haß und Neid verdecken,

die ihn erfüllten, um so mehr, als es Torbelli vom Marktgrafen Philipp streng verboten worden war, Keller in den Weg zu treten.

Man hatte auf dem Plateau der neuen Terrasse bedeckte Schranken errichtet zu einem Karussellreiten, wie es in Frankreich neuerdings Mode geworden; in den weiten Sälen des Schlosses waren theils lange Spelsetafeln aufgeschlagen, theils hatte man sie zum Tanz mit Fahnen, Schilden, Kränzen, Spiegeln und Kerzen herrlich geschmückt, und als an dem bestimmten Tage von allen Seiten Reiterzüge und Wagen in die Stadt Baden einzogen, wo schon die Quartiere für die marktgräflichen Gäste bereitet waren, da schauten aus den Fenstern von Hohenbaden überall freudige Gesichter herab auf die weithin zu übersehenden Straßen und freuten sich der Kommenden, die wie schwarze sich fortbewegende Pünktlein unten im Thal sichtbar wurden, und der frischen, klaren Kälte, welche bei blauem Himmel ein dauernd gutes Wetter versprach.

Und endlich, gegen die Nachmittagsstunden, brach man auch von hier auf. Selbst die Marktgräfin Ottilie hatte sich dem Beginn des Festes nicht entziehen mögen, und Ursula, die allezeit Treue, die alleinige Fürsorge für ihren Herrn übernommen.

Es war ein stattliches Häuflein; die Marktgräfin und ihre Fräulein hatten diesmal Tragsühle befohlen, damit sie in den kostbaren Gewändern und dem vollen Festschmuck ungeschädigt im Schlosse erscheinen konnten. Von den Klängen der Musik, der feierlichen Begrüßung des Marschalls und der herzlichsten Freude des regierenden Herrn

und seiner Gemahlin empfangen, mischten sich Fräulein und Edeldamen, hier und dort Bekannte begrüßend, vergnügt unter die des Beginns der Tafel harrenden Gäste, indeß die Markgräfin Ottilie sich mit der Schwiegertochter in eine zum Zuschauen errichtete Loge zurückzog.

Es war am anderen Tage; die Tribünen und Sitzplätze, welche rings um die Stehbahn liefen, waren dicht gefüllt, die Bürger der Stadt mit ihren Frauen und Kindern hatten die zweite oder dritte Reihe inne, aber Alle konnten gar wohl den Raum innerhalb der Schranken übersehen und in den Zwischenzeiten die Reihe der gepukten Edelfrauen und Fräulein mustern. Alles verlief in der besten Weise, keine Störung hatte die Freude getrübt.

Eben hatte nun der Markgraf zum Schluß der wohl gelungenen Reiter- und Kampfspiele nach alter Sitte und gutem Brauch den Ritterschlag erteilt. Der Herold rief Namen und Stand des Geehrten mit lauter Stimme, Freudengeschrei von allen Seiten und die wehenden Tüchlein der Damen antworteten ihm, und der neue Ritter erhob sich von seinen Knien, um zunächst vor der regierenden Markgräfin, sodann vor der Markgräfin Mutter das Knie zu beugen und jeder derselben das Gelübde der Treue durch Handkuß zu wiederholen, worauf ihm die Damen eine Helmzier, eine goldgestickte Schleife, Schärpe oder sonstigen Schmuck verehrten.

Unter den Edeldamen ganz in der Nähe der Markgräfin Mutter war eine, deren Herz gar nicht zur Ruhe kommen wollte vor lautem Klopfen, und deren hübsches Gesicht nie lieblicher anzusehen war, als in dem jubelnden,

stolzen Glückeslächeln, welches ihr aus der tiefsten Seele empordrang.

Es war Isa v. Tietenau, reich und fast über die Verhältnisse geschmückt, in dem rosenfarbigen Prachtgewande, das der Vater eigens und in großer Eile zu diesem Anlaß bei einem berühmten Gewandschneider in Straßburg hatte sticken und fertigen lassen.

Mit frohem Eifer hatte die liebe Braut sich geschmückt, ihr von Natur gelocktes Haar strahlen und mit dem goldenen Reif und den goldenen Nadeln im Nacken zusammenheften lassen, von wo es dann in seiner reichen Fülle herabwallte. Sie wußte, sie war ein schönes Mädchen, wohl würdig eines trefflichen Ritters Braut und dereinstiges Ehegemahl zu werden, aber daß dieser Ritter der in solchen hohen Ehren stehende Burkard Keller von der Yburg sein, daß sie an einem solchen Tage, wie dieser, sich zum Zielpunkt so vieler neugierigen, oder gar neidischen Blicke gemacht sehen würde, das hatte sie doch nie geahnt und das erschien ihr heute wie ein fast übergroßes Glück.

Und nun! Da kam er mit der ruhigen, edlen Unbefangtheit, die ihm eigen war, begleitet von seinem, mit ihm der Ritterwürde theilhaft gewordenen Zwillingbruder, um vor den Marktgräfinnen zu knien und den Handkuß zu leisten.

Hubert Keller war schöner, viel schöner und stattlicher von Gesicht und Gestalt, als Burkard; aber was galt er in diesem Kreise neben seinem berühmten Bruder? Hubert war eine vornehme, schier königliche Erscheinung, aber er wurde wohl nur halb so geehrt als ihr Burkard!

Isa sagte sich das und schaute voll Stolz und Liebe auf den Verlobten, dem soeben — o, des freudigen Schreckens! — die ältere Markgräfin eine herrliche goldene Doppelfette mit dem Bildniß ihres Gemahls, kunstvoll von Meisterhand auf Elfenbein gemalt und in goldener Hülle verschlossen, um den Hals hängte.

Und dazu sagte sie mit bewegter Stimme: „Wir können Euch nicht danken, wie unser Herz uns vorschreibt, Ritter, aber wir möchten Euch beweisen, daß wir es nach Verdienst zu thun wünschten.“

Isa v. Tietenau war ganz blaß geworden vor dieser Nührung und unsäglicher Freude; der neue Ritter aber wurde auch bleich, und als nun gar das Volk anfing, Beifall zu schreien und zu jauchzen, da zitterten seine Lippen, und das Bewußtsein, daß das Meiste, was er leistete, nicht eigenes Verdienst war, gab ihm einen solchen Ausdruck aufrichtiger Demuth, daß darüber das freudige Zurufen und das allgemeine Jubeln noch größer wurde.

Inzwischen hatte auch der andere Bruder ein schönes Geschenk empfangen und Beide sich von ihren Knien erhoben.

Da, was war das?

Während die Augen Hubert Keller's sich der Braut seines Bruders mit frohem Blick zuwandten, stand Burkard wie verzaubert, schaute an der seine Augen suchenden glückstrahlenden Braut vorüber in ein anderes Frauenantlitz, das ihm zugewandt, ebenso Alles vergessend, tief erröthend und gleichsam leuchtend vor Liebe und Erregung, ihn grüßend anlächelte.

Es war nur ein einziger, tiefer Blick, der hin und wieder flog und kaum Sekunden dauerte, und doch war es Isa, als fahre ein Blitz vor ihr nieder und erzähle ihr eine lange Geschichte von sehnsüchtigem, vergeblichem Warten auf den Verlobten, und von einer anderen schönen Dame, welche ihn auf Hohenbaden gefesselt hielt.

Und war sie denn schön? War Cordula v. Jugenheim schöner als sie, die man doch immer die schöne Isa genannt hatte?

Dieselbe Frage thaten sich zu gleicher Zeit Isa selbst und Hubert v. Keller, und Beide gaben sich die Antwort: Nein, schöner war sie nicht. Was mochte es denn nur sein, was Burkard so zu verlieden schien?

Inzwischen aber hatte Hubert, den Ausdruck von Isa's Zügen errathend, hastig seine Hand auf des Bruders Arm gelegt und den Zusammenfahrenden, der verwirrt ihn anblickte, mit den Augen nach der seiner harrenden Braut gewiesen!

Das Alles dauerte kaum eine Minute, und doch war es Jedem der Vier, als hätten sie ganze Reihen von Gedanken durchdacht und zitternd in einen Abgrund geschaut.

Aber schon war auch dies vorüber. Sich schnell fassend, hatte Burkard Isa's Hand ergriffen. Er sah ihre Bewegung, sah den eifersüchtigen Schrecken, und fühlte an dem ungestümen Wallen seines Blutes, daß ihm selber Unbegreifliches, Niegeahntes geschehen war, daß ein Sturm in eine schon lange heimlich wüthende Flamme fuhr.

Was er sagte und that, wußte er selbst in diesem

Augenblicke nicht; er fühlte nur, daß er Isa beleidigt hatte, daß ein Unrecht gegen sie in seinem Herzen war, und daß er Sorge tragen müsse, sie zu versöhnen, ihr zu verzeihen —

Was? Er wollte es sich nicht klar machen; er vermochte nicht zu denken, ein Zustand, wie er ihn nie gekannt, nie für möglich gehalten, bemächtigte sich seiner, und wie sehr er auch sich mühte, unbefangen zu erscheinen, er war eine viel zu gerade, der Verstellung unkundige Natur, um sie zum ersten Mal, da sie ihm nothwendig erschien, mit Geschick zu üben.

So versank er während des übrigen Theils des Tages oft in ein Sinnen, welches ihn völlig taub und blind machte für Alles, was um ihn her geschah, und immer wieder fühlte er seine Augen wie magnetisch gezogen nach der Richtung, in welcher Kordula bei ihrer Schwester saß. Dann begegnete er ihren verstohlenen Blicken, und dann wandten Beide sich erschrocken ab und suchten gleichgiltig zu thun. In ihren Herzen aber pochte es wie ein Hammer, und eine Stimme, die Ursula's Stimme schien, rief Burkard Keller zu: „Das ist die Liebe! Jetzt weißt Du erst, was Liebe ist!“

Dazwischen sprach er dann in reuiger Angst freundlich zu Isa, die blaß und verstört neben ihm saß. Sein Bruder Hubert machte finstere, argwöhnische Mienen und bewachte jede seiner Bewegungen. Zu Isa aber sprach derselbe freundlich und brüderlich, und wer nicht wußte, wie die Sachen standen, hätte leicht Hubert für den Verlobten der schönen Isa halten mögen.

Tief in der Nacht kamen sie auf der Burg wieder an; schweigend und verstimmt hatte Isa ihrem Verlobten kaum ein Wort gegönnt, während sie mit seinem Bruder flüsternd hin und wieder lebhaftere Worte wechselte.

Hubert war für diese Tage gleichfalls der Gast der Marktgräfin.

Es kam Burkard Keller schon recht, daß er beim Einreiten in den Hof helles Licht in des Marktgrafen Gemächer sehend, darin einen Vorwand fand, ein Alleinsein mit Hubert zu vermeiden.

In des Herrn Zimmer fand er diesen wach über seinen Büchern, und Ursula in gewohnter freundlicher Sorge um ihn bemüht. Freudevoll von Beiden empfangen, wehte ihm hier der Odem der Liebe und Verehrung entgegen, an den er jetzt längst gewöhnt war, wie an sein Lebenselement, und draußen hatte er nur mißbilligende Blicke, unzufriedenes Schmollen, tadelnde Mienen bei denen erregt, die ihm doch die Nächsten waren. Aber was kümmerte ihn das Alles, was war ihm Lob und Tadel vor dem, was er jetzt in Angst, Sorge und jubelndem Glück in seinem Herzen bewegte?

„Ich muß Euch noch heute etwas fragen, Ursula, helft mir den Herrn zur Ruhe bringen, damit Ihr Zeit für mich findet,“ sagte er leise und erregt, wie Ursula ihn noch nicht gesehen.

Eine Stunde später zog er sachte und mit großer Vorsicht seine Hand aus der des Kranken, der selbst im tiefen Schlafe jenen Zug des qualvollen Denkens auf der breiten, edlen Stirn trug und mit seinen stillen Leidensmienen stumm, aber unwiderstehlich um Mitleid bat.

Ursula hatte immer wieder in Burkard's heute so aufgeregtes Gesicht gesehen. Ihre freudigen Glückwünsche zu der ritterlichen Würde hatte er kaum angehört, und sie bemerkte ganz wohl, daß er nur so voll besonderem Eifer und vermehrter Hingebung sich mit dem Patienten beschäftigte, weil er etwas auf dem Herzen hatte, das er ihr zu sagen brannte.

Jetzt winkte sie ihm, und behutsam schlichen sie auf den Fußspitzen in das Vorgemach.

„Was ist Euch, Herr Burkard, Ihr sehet aus, wie ich Euch nie zuvor sah?“ fragte sie hier.

Er blickte nachdenklich vor sich hin.

Endlich sagte er, sie ernsthaft anblickend, leise: „Ursula, Ihr wißt so gut um die Liebe Bescheid, sagt mir doch einmal, wie sie denn ist!“

„Aber das wißt Ihr ja längst, Herr! Ihr habt die liebe Braut, und ich habe Euch öfter so freudvoll und lächelnd von ihr heimkehren sehen, besonders im Anfang, daß ich denke, Ihr thut eine müßige Frage,“ erwiderte sie überrascht.

„Besonders im Anfang?“ wiederholte er betroffen, und sie selber erschrak, denn das Wort war ihr, ihr selbst unbewußt, entschlüpft.

„Ei nun, man wird auch des Glückes gewohnt!“ warf sie ein.

„Das ist's nicht, das ist's nicht!“ murmelte er und sah wieder mit ernstern Augen vor sich hin. „Könnt Ihr mir nicht sagen, Ursula, ob man zugleich zwei Frauen lieben kann? Der Einen ist man von Herzen gut, zu der

Anderen aber geht ein heißes Sehnen, daß man immer bei ihr sein möchte, daß jeder Blick von ihr Einem das Blut zu Kopf und Herzen treibt, und daß Einem zu Muth ist, als möchte man vergehen vor Glück und Wonne, wenn sie Einem ansieht mit liebevollem Lächeln."

"Die Erste liebt Ihr nicht, die Zweite ist's!" hatte Ursula leuchtenden Blickes gerufen, denn so hatte auch sie einst empfunden und ohne Belehrung gewußt, daß es die Liebe war.

Er war aufgesprungen. "Ich wußte es! Ich fühlte es, und mir war, als riefet Ihr, Ursula, es mir zu: Du liebst sie, das ist die Liebe!"

Sie sah ihn erschrocken an, ihr drängten sich plötzlich ganz absonderliche Gedanken auf, und was all' diese Zeit her vor ihren sehenden Augen sich vollzogen hatte, ohne ihr zum Bewußtsein zu kommen, das stand plötzlich klar und hart vor ihr.

"Herr! Ich will nicht hoffen —?" stammelte sie.

Er schlug die Hände vor das Gesicht und bebte.

"O Herr, es ist eine Anfechtung, thut das Werk des Bösen von Euch, es ist gegen Eure Ehre!" rief sie immer entsetzter.

"Heute bin ich ein Ritter worden, und meine erste, erste That war ein Treubruch!" murmelte er.

Sie verstand ihn nicht, aber sie fühlte, daß er schwer erschüttert sei.

"Es kommen Jedem Versuchungen, Herr Burkard, selbst die Heiligen sind nicht verschont geblieben. Seid nur stark, kämpft muthig mit dem bösen Feind, und es wird Euch gelingen!"

„O, Ursula, es ist ja nicht Anfechtung, es ist ja die Liebe! Ihr habt es mir immer gesagt, Ihr wußtet, daß ich nichts davon verstand, als ich um Isa warb! O, hättet Ihr mich zurückgehalten!“ rief er, unruhig hin und her gehend.

„Ich? Die niedrig geborene Dienerin? Wie durst ich, Herr? Ach, und ich wußte ja, daß ein Mann Eures Standes nicht so sehr fragt, ob die wahre Liebe ihn zur Braut ziehe, sondern daß er vor Allem ein Gemahl aus ritterlichem Hause sucht!“ sagte sie traurig.

„Das ist sie, Ursula, das ist sie, und —! O Ursula, mir kommt es vor, als könnt' ich nicht mehr leben, wenn sie nicht mein wird.“

„Sie? Die junge Gräfin?“ rief sie. „Herr Gott, was würde die Frau Markgräfin sagen?“

„Wie wißt Ihr, Ursula? Ich habe sie nicht genannt!“ stieß er erschrocken hervor.

„Alles weiß ich! Mir ist, als sei ich mit Blindheit geschlagen gewesen! Vom ersten Tage an hat das Unheil begonnen! Ich sehe es jetzt!“

„Ja, Ursula, vom ersten Blick an! Wie ich sie sah, diese großen, tiefblauen Augen, mir war's, als leuchteten sie wie das liebe Sonnenlicht, und als ich ihre Stimme hörte —! O Ursula, sobald sie zu mir spricht, zittert mein Herz, und Tag und Nacht fand ich nicht Ruhe, wenn ich sie nicht sah!“ Und er lächelte glücklich, als er dies sagte.

„Alle Heiligen helfen Euch, Herr, das ist die Liebe, und Ihr seid einer Anderen verlobt!“ rief Ursula, die

Hände im fassungslosen Schrecken zusammenschlagend und ihn entsezt anstarrend.

„Ja, ja! Das ist sie. Um Gottes willen, Ursula, rathet, helfet mir!“

„Für Euch gibt's keine Hilfe, armer Herr! Ihr könnt nicht die Treue brechen, die Ihr geschworen habt!“

„Nimmer, Ursula, die Keller von der Yburg halten ihr Wort!“ fuhr er auf.

„Reiset hinweg, Herr, geht der Versuchung aus dem Wege! Seht, der böse Feind gönnt Euch die Ehren nicht, die Ihr, so jung noch, schon gewonnen; da legt er Euch Fallstriche der schlimmsten Art!“

„Sollte es das sein?“ sagte sinnend Burkard Keller. Dann aber blickte er wieder auf und fuhr fort: „Ich weiß nicht, Ursula, ob sie schön ist, schöner gar als Isa, ich weiß nur, daß es mich zu ihr zieht, wie wenn Gott selbst uns für einander geschaffen. Ich kann Euch nicht sagen, wie mir zu Muth wird, wenn ich sie ansehe, wenn ich fühle, auch sie ist mir gut!“

„Großer Gott, Herr, Ihr seid verloren, wenn Ihr solchen Gedanken nachhängt, denn der Vogt von Ruppenheim und die Isa haben Euer Wort! Denkt, was Euer Vater sagen würde!“

Er sah düster vor sich hin, und nach und nach schwand alle Freudigkeit aus seinem Gesicht.

„Ja, Ursula, Ihr habt Recht; ich will es von mir thun! Bin ich nicht ein Mann und habe ich nicht den Willen, der das Böse haßt? Es wird schwer sein, Ursula, ich fühl's, daß ich mir schier das Herz selber ausreißen

muß, aber es soll sein, ich will der Ilsa mein Wort halten, kein Mensch soll sagen, daß Burkard Keller ein Treubrüchiger ist!"

Er stand auf, fest und stolz das Haupt erhebend, aber dann schauderte er zusammen, wie vor dem Tode.

„Betet, Herr, daß die Heiligen Euch stärken, es ist schrecklich, was Ihr vorhabt, man kann so eine Liebe nicht ausreißen, wie ein Pflänzlein.“

„Und wenn's selbst mein Leben kostet, ich muß, ich will!“ sagte er mit blassen Lippen und zornigem Ton.

So trennten sie sich, und Ursula saß schlaflos bis zum Tagesgrauen auf ihrem Bette, in heißer Angst Rosenkranz um Rosenkranz betend und sich voll Inbrunst betreuend.

Burkard Keller seufzte, als er sich in sein Kämmerlein begab, tief auf. „Es muß sein, ich muß nur ernstlich wollen, die Ilsa hat mein Wort,“ sagte er sich, „und der Mensch kann, was er will!“

Der nächste Tag schon brachte des Kampfes und unerquicklichen Wortwechsels mehr als genug, um die siegesgewisse Ruhe des neuen Ritters, mehr als ihm vorher möglich geschienen, zu erschüttern.

Ilsa v. Tietenau war viel zu jung noch und hatte trotz der fürsorglichen Erziehung in den feinen Formen höfischer Sitte in der stillen und geregelten Haushaltung der Marktgräfin Otilie zu wenig Gelegenheit gehabt, sich in der Selbstbeherrschung und Verstellung zu üben, als daß sie heute daran gedacht hätte, daß das Weinen und der Aerger ihr Aussehen auf dem Abends stattfindenden Tanzfeste im neuen Schlosse beeinträchtigen werde.

Je weiter der Morgen vorrückte, ehe ihr verlobter Bräutigam sich bei ihr sehen ließ, um so aufgeregter und gereizter wurde sie, und als nun gar Hubert Keller, der nicht, wie sein Bruder, bis tief in die Nacht hinein wach geblieben war, früher erschien als Burkard, und mit freundlicher Herzlichkeit sich nach der Ursache von Isa's auf's Neue hervorschießenden Thränen erkundigte, da klagte sie ihm unter Weinen und Schluchzen, wie Burkard ihr schon lange untreu sei und dies bewiesen habe durch seltenes Kommen und kalte, nachdenkliche Launen.

„Ich glaubte ihm Alles, was er zu seiner Entschuldigung sagte, denn wie sollt' ich daran denken, daß es so schnell vorbei sei mit seiner Liebe?“ klagte sie. „Doch geftern, Ihr habt es selbst gesehen, Hubert, hat er wohl nach mir geschaut? Hat er wohl zu mir gesprochen wie ein Bräutigam zur Braut? Wie verhezt hat er immer wieder seine Blicke nach der Kordula gewendet, und wie sie ihn verliebt angeäugelt hat, das schlechte Mädchen, das habt Ihr so gut gesehen als ich!“

„Nichts habe ich von dem Allen gemerkt, schöne Schwester, eitel eifersüchtige Einbildung ist's, was Ihr sahet und saget, und auslachen will ich Euch mit dem Bruder zusammen, daß Ihr so ein thöricht Mägglein seid, Euch selbst die Festtage solchergestalt zu verderben!“ suchte er sie lachend zu beruhigen.

Doch Isa lachte nicht, sie sah ihn ernst und bittend an, daß ihm der bange Ausdruck ihrer Rehaugen zu Herzen ging. Dann sagte sie: „Ihr wollt mich nur trösten, Hubert, Ihr seid lieb und gut, aber glaubt mir, die Kor-

dula hat's ihm angethan! Solche Augen, wie sie sich einander machten!"

„Ei nun, Isa, muß ich Euch wirklich sagen, daß wir Kelter von der Burg nicht zu den Narren, noch zu den Ehrlosen gehören, die sich vor den Wagen jeder Schönheit spannen? Der Burkard hat sich Euch verlobt, er ist nimmer ein Weiberknecht gewesen, hat nie um Liebe geworben, bis er Euch kannte, und Ihr thut nicht gut, gleich aufzubegehren, wenn Euch der Eifersuchtsteufel Verdacht in's Herz wirkt. Glaubet mir Eines, mit Vertrauen auf des Burkard Ehrlichkeit kämet Ihr weiter, als mit zornigen Thränen und Schmähreden.“

„Nun thut Ihr gleich so streng, Hubert,“ meinte sie wieder, „und mir ist so schlimm zu Muthe, daß Ihr wohl eine Christenpflicht übet, wenn Ihr mir Trost sagtet.“

Und dann legte sie traulich und ohne Arges zu denken ihren Kopf auf seine Schulter; er war ja nun ihr Bruder, und wenn er auch eine lange Weile geizigert hatte, des Vaters Segen zur Verlobung zu bringen, so war er doch jetzt da und gar herzlich und freundlich mit ihr und den Ihrigen gewesen.

Ihm aber wurde ganz heiß und angst, als er ihr Haar seine Wangen streifen fühlte. Eine Beklemmung, wie er sie nie zuvor gehabt, preßte ihm das Herz zusammen, und ihm kam ein tolles Gelüsten, sie in seine Arme zu nehmen und zu küssen.

„Kommt, Isa,“ bat er nach einer kurzen Weile stummen Kampfes die Ahnungslose, „kommt, laßt uns ein

Weilchen auf und nieder gehen im Gange draußen, es dünkt mich, der Ofen ist schier überheizt.“

„Meint Ihr?“ sagte sie erstaunt, aber sie folgte ihm gern; und vertraulich plaudernd, den säumigen Bräutigam erwartend, gingen sie auf und nieder auf den mit Winsenmatten belegten Steinfliesen des kalten Ganges.

Doch Isa's Gereiztheit fand neuen Grund, hervor zu brechen, denn immer noch kam Burkard nicht. Der Ungebildigen wurde jede Minute zur Ewigkeit.

„So hat er mich die letzte Zeit oft genug warten lassen!“ sagte sie erzürnt. „Ihr wollt nichts Schlimmes vom Bruder hören, Hubert, und ich verdanke Euch das nicht, aber glaubt mir, wäre nicht der Graf Antonio so hart vom Pferd gestürzt, daß er hernach nicht sehen und hören konnte, er hätte auch bemerkt, daß der Burkard sich um mich weniger kümmerte, als um die Kordula! Burkard ist schlecht und undankbar, während ich ihn doch dem Grafen vorgezogen habe, den ich leichtlich damals seiner Braut hätte abwendig machen können!“

„Laßt mich gehen, ihn zu holen. Wer weiß, ob er nicht schon beim Markgrafen ist,“ sagte Hubert endlich.

Sie ließ ihn gehen, es konnte ja sein, daß Burkard unschuldig war an dem Zögern, sie hätte es gern gehört.

Aber Burkard Keller schloß noch fest und tief, als Hubert in sein Zimmer trat. Seine Natur hätte Anstrengung anderer Art gut genug ertragen, Gemüthsbewegung aber war dem jungen Blut so ungewohnt, daß die des gestrigen Tages und der Nacht ihn milder gemacht hatten, wie ein schweres Tagewerk.

Erstaunt sah er in die heute unbewußt ernsteren Mienen des ihn weckenden Bruders.

„Du schläfst lange, Deine Braut aber sitzt indeß in Thränen und erwartet Dich vergebens,“ sagte dieser, Heiterkeit heuchelnd, doch mußte ihm dies wohl schlecht gelingen, denn Burkard fuhr ärgerlich auf und rief: „So laß die Thörin!“

Ihm kam plötzlich Alles wieder in den Sinn, was er gestern in sich klar werden fühlte. Er erinnerte sich seiner guten Vorsätze und es verdroß ihn nun um so bitterer, daß Isa ihn offenbar bei dem Bruder in ein schlimmes Licht gestellt.

Hubert aber empfand des Bruders Heftigkeit als eine grundlose und in seinem Herzen Partei nehmend für Isa, erwiderte er: „Du solltest sie am wenigsten schelten um ihrer Liebe willen, denn Liebe ist's doch nur, daß ihr bangt um Deine Treue.“

„Und Dich hat sie wohl geschickt, mir in's Gewissen zu reden? Ei, sie fängt früh an, ein fein säuberlich Bändchen zu drehen, an dem sie mich nachher zu gängeln denkt. Ihr stände besser an, zu vertrauen, daß ich ihr das Wort, welches ich einmal verpfändet habe, nicht brechen werde.“

„Das habe ich ihr auch gesagt, Bruder, und Du mußt bedenken, daß es der Weiber Art ist, um Kleines zu trügen und zu flennen, da sie um Großes nicht gefragt werden,“ erwiderte Hubert, bei dieser Versicherung Burkard's erleichtert aufathmend und bemüht, denselben nun auch milder zu stimmen.

Es dauerte eine Weile, bis der Langschläfer sich ge-

waschen und angekleidet hatte. Das nie ernstlich gestörte gute Einvernehmen der Brüder war inzwischen völlig wieder hergestellt, und in besserer Stimmung, als Burkard sie vorhin für möglich gehalten, gingen sie dann, Isa aufzusuchen, deren Aerger inzwischen durch das lange einsame Warten nur schlimmer geworden war.

Sie wollte deshalb auch schmollen und gab spitzige Antwort auf ihres Verlobten Morgengruß, aber während dieser sofort von Neuem verstimmt schwieg, hatte Hubert Isa mit vorturfsvollem Blick gestraft und durch überredende Mienen hinter Burkard's Rücken ihr begreiflich gemacht, daß sie wohl thue, freundlich zu sein. Sie fügte sich auch, nahm sich zusammen und schmeichelte nun ihrerseits dem erzürnten Missethäter, bis dieser sich, gerührt von ihrer Fügbarkeit, herabließ, ihr sein Unrecht zu vergeben.

Es ist Abend und mitten im Winter.

Der Schneesturm legt zischend, rauschend und brausend um die hohen Giebel der Burg, heult in den Kaminen, läßt die Windfahnen kreischen und hier und da schlecht befestigte Fensterklappen krachend auf und zu schlagen.

In der unteren Küche, in welcher das niedrige Gesinde um den lodernen Kamin versammelt sitzt und heute, als am Sonntag, nach der frühen Abendsuppe keinerlei Arbeit für die Gebieter mehr zu verrichten braucht, geht es munter genug her, denn die Schaffnerin hat in guter Laune den Befehl der Herrin recht reichlich erfüllt. Zwei große Körbe voll Aepfel und einer voll Nüsse, dazu ein gehäuftes Brett

voll schöner Wecken und eine nicht minder reichliche Weinspende sind wohl geeignet, dem Tag für Tag hart arbeitenden Gesinde den Verlobungstag des jungen Grafen v. Dettingen mit dem Fräulein Kordula zu einem erfreulichen zu machen.

Die allgemeine Stimmung, die sonst nicht gerade in diesen Regionen eine günstige für den hochfahrenden jungen Herrn war, hatte sich demzufolge auch wesentlich zu seinen Gunsten gewendet, und während man Rüsse knackend und aus Binnkrügen den Landwein trinkend, sich wünschte, daß doch alle Monate einmal, oder am liebsten alle Wochen ein solch' erfreuliches Ereigniß Anlaß zu festlichen Extragenüssen geben möchte, machte sich Jeder breit damit, daß er längst gesagt habe, die Beiden würden ein Paar werden.

„Da redet Ihr einmal wieder, was nicht wahr ist!“ sagte indessen der Kellermeister, der, aus Langerweile seine vornehmere Stellung im marktgräflichen Haushalt heute außer Augen lassend, sich mit an den Tisch gesetzt hatte, „gesagt hat es Keiner, sondern all' die Zeit her habt Ihr gelästert und geflüstert, das Fräulein schaue sich die Augen aus nach dem Herrn Burkard und möcht' ihn am liebsten seiner Braut abspenstig machen!“

Da gab's denn einen großen Tumult, Keiner wollte das gesagt haben, und als der Kellermeister auf Grund seiner vielvermögenden Stellung heftig auftrumpfte und mit der Faust auf den Tisch schlagend rief: „Gesagt habt Ihr's, leugnet nicht, ich kann das vermaledeite Bügen nicht leiden!“ da meinten sie einlenkend: „Ei freilich, der Kuno hat es zuerst gesagt, des Grafen eigener Pferdeknecht.“ Dieser

rief jedoch gleichzeitig, der Dieter habe es gesagt; ein Dritter behauptete: Nicht der Dieter, sondern der Lude. Und Lude wurde ganz wüthend und verwahrte sich gegen die Beschuldigung, indem er der Grete zurief, sie habe es ihm gesagt und hinzugefügt, der Dieter habe es ihr erzählt. Grete aber leugnete und verschwor sich, die Bärbel sei es, welche immer alles Neue zuerst wisse, da sie die Stuben der Jungfer Ursula in Ordnung halten müsse, bei der Ursula sitze das Fräulein aber oft Stunden lang und der Herr Burkard gehe auch hie und da zu ihr, wenn sie auch just nicht sagen könne, daß sie die Weiden jemals dort zusammen gesehen. Und weil nun die Beklagte in heftiger Angst vor der Ursula geheimen Zauberkünsten zu weinen anfing und ihre Unschuld heftig behauptete, so gab es einen Streit, den, als er immer lauter wurde, abermals des Kellermeisters gewichtige Faust zum Schweigen bringen mußte.

„Was ist's denn, daß Ihr Euch auf einmal so unschuldig anstellt, dummes Volk!“ rief er gebieterisch. „Ist uns denn nicht beim Wein auch einmal ein freies Wörtlein erlaubt, wenn uns keiner der Herren hört? Schlimm genug, daß man nicht laut sagen darf, was man meint, aber daß man auch einmal seine Meinung hat, das soll uns doch Keiner verwehren. Jedem, was Recht ist, Gehorsam ziemt uns, aber blind und taub können wir uns nicht machen. Wahr ist's, mag es zuerst gesagt haben, wer will, das Fräulein Kordula hat heiße, rothgeweinte Augen gehabt all' diese Tage; und unsere Durchlaucht, die machte ein böses Gesicht, und sie und die Gräfin Marie sind den ganzen Tag hin und her gegangen zu und von

der Kordula, und auch der Pater Chryostomus hat dem Fräulein zusprechen müssen, bis Graf Antonio vom neuen Schlosse angeritten kam, wohin er sich begeben hatte, weil die Kordula sich in Ruhe besinnen sollt'. Ja, da guckt Ihr mich an, weil ich einmal wieder mehr weiß, als Ihr Alle, Ihr Tröpfe!" Dann fuhr er stolz auf seine Unwissenheit fort: „Die ganze Geschichte ist nichts als eine Weiberlaune. Erst hat das Fräulein ‚Ja‘ gesagt, dann ‚Nein‘ und nun wieder ‚Ja‘. Machen's die Weiber denn anders? Als der Graf vom Pferd gestiegen ist, haben sie es aber jetzt festgemacht zwischen den Beiden, haben ihn hinaufgeführt nach der Frau Durchlaucht Gemächern, und dann hat in der Kapelle die Messe stattgefunden und der Pater hat die Zwei feierlich verlobt. Wer will sagen, daß es anders war, wenn ich behaupte, die Kordula hat geweint, als wenn sie in den Tod ginge?“

„Ja, und auf den Knien hat sie gelegen vor der Frau Markgräfin und hat gesagt —“

„Nun, Milla, was hat sie gesagt?“ rief man athemlos vor Spannung der Magd zu, welche das Reinhalten der Stuben der Markgräfin besorgte.

„Ja, was sie so eigentlich gesagt hat, das weiß ich nicht, denn sie hat geschluchzt, als wollt's ihr das Herz abstoßen, aber es wird schon gewesen sein, daß sie den Grafen nicht wollt'.“

„Weil sie den Keller lieb hat. Man ist doch nicht so dumm, wie ein Kind von gestern, daß man das nicht sehen könnt'!“ rief Greta. „Das sollte die Isa unten in Kuppenheim wissen, die ist ohnehin schon aus lauter Sorge

um des Bräutigams Treue jezt alle Woche auf der Burg.“

„Die beiden Fräulein sind aber noch längst nicht die Einzigen, die in den Herrn Hburger vergafft sind,“ rief Dieter mit einem bedeutsamen Blick auf Kathi, die bisher schweigend, aber eifrig zugehört hatte.

„Was brauchst mich so anzusehen, Du Lügenmaul, was geht der edle Herr mich an?“ fuhr diese auf.

„Guck doch die Kat' den Kaiser an, brauchst Dich ja nicht zu verwahren. Es hilft Dir nichts, wir wissen's doch schon, wie Du ihm in den Weg läufst und den Sonntagsrock alle Tage anziehst, daß Du ihm wohlgefällig siehest,“ höhnte Dieter.

„O, Du schlechter, schändlicher Bub', weil ich Dich nicht ausstehen kann —“

„Ich frag' nichts nach Dir, geh' nur zu Deinem Teufelsmedikus,“ erwiderte zornig der Dieter.

„Ja, wisset Ihr es denn auch schon, daß der Torbelli, Herrn Antonio's Leibmedikus, gestern bei der Tafel schon wieder harten Streit hatte mit dem Keller? Feind sind die sich schon lange, wenn sie auch nicht dergleichen thaten; jezt aber ist's zu Tage gekommen, als der Torbelli, wie schon öfter, gesagt hat, man bete nicht fleißig genug in des Herrn Markgrafen Stuben, sondern bilde sich ein, durch geheime Künste des Uebels Herr zu werden, und gestatte dem bösen Feind durch mangelnde Frömmigkeit immer mehr, seine Macht an dem tranken Herrn zu üben.“

„Die geheimen Künste gehen auf die Ursula.“

„Die und der italienische Doktor sehen sich auch an

wie Hund und Raqe, und Eines gibt dem Anderen spitziqe Worte, wo sie können.“

„Die Urfel ist eine freche Person,“ rief jetzt eine ältliche Frau, welche als Schaffnerin in diesem Kreise große Ehren zu genießen gewohnt war. Sie stand, den riesigen Schlüsselbund an der Seite und die weiße breite Schürze vorgebunden, gar stattlich und behäbig da.

„Ich will Euch Bescheid geben über die Urfel, denn ich weiß, der fromme Doktor hat Recht in seinem Zorn gegen die Hexe,“ rief sie und ihre Nase wurde ganz weiß und spiz vor Wuth und Haß. „Als ich ein Kind von zwölf Jahren, war die Urfel so etwa zehn Jahre. Mein Vater kam als des seligen Herrn Karl Leibdiener hierher und stand dazumal in höheren Ehren bei seinem Markgrafen, als der Urfel Vater, der Burgwart, so daß mir mit Recht der Urfel Plaz bei unserer durchlauchtigen Frau gebührt hätte. Aber das Glück hat seine Launen, Markgraf Karl starb zu Pforzheim an der Pest, und mein Vater, der ihn verpflegt hatte, auch. Da thaten sie mich elternloses Ding in die Klosterschule drunten in der Stadt, die Urfel aber durfte hier bleiben und bei ihrer Ahne die Zauberei lernen. O, ich könnt' Euch schöne Dinge erzählen, doch ich werd' mich hüten, habe nicht Lust, mich verklatschen zu lassen.“

„Wir reden's nicht weiter, Frau Schaffnerin, erzählt doch, redet, Ihr werdet es wohl am besten wissen, da Ihr auf der Burg geboren seid.“

„Die Teufelskünste der Ahne bestreit' ich Euch nicht, Frau Toni, aber von der Urfel solche zu berichten, das

sollt' Euch schwer fallen, da wär' ich doch neugierig," hezte der Kellermeister listig die ärgste Feindin und Reiderin der Ursula, denn ihm machte es Spaß, die Weiber sich befehlen zu hören.

"Nun, Ihr müßt es ja am besten wissen, habt Ihr doch um die Ursel gefreit, da sie jung war, aber sie hat Euch nicht gemocht, das ist bekannt und auch, daß Eure alte Liebe noch heute nicht gerostet ist," sagte spitzig die Schaffnerin.

Der dicke Kellermeister lachte aus vollem Halse, aber das Lachen klang gezwungen. "Ihr waret allezeit neidisch, jezt gönnt Ihr der Ursula schon erst recht nicht, daß sie beim Herrn Alles ist."

"Ja, sie und der Keller, und in ihrer Stube sitzen die Weiden in tiefer Nacht beisammen und bereden und berathen ihr Teufelswerk; die Ursel will auch dem Keller weisen, was sie in der Truhe mit all' den künstlichen Schlössern hat, ich weiß es, denn ich hab's gehört, wie sie davon redeten."

"Habt wohl das Ohr am Schlüsselloch gehabt?" höhnte der Kellermeister.

"Euch geht's nichts an, aber dem Herrn Antonio werd' ich's berichten, was ich hörte, und ich will's noch erleben, daß die Spikbübin ihren Lohn bekommt. Ist es denn erhört, daß die Mäd'el alle auf der Burg in den Herrn Burkard verliebt sind, wie die Rärinnen, vornehme und niedere, Alle überein, und das soll mit rechten Dingen zugehen? Wo doch der Doktor des Herrn Grafen v. Dettingen, der Signore aus Italien, trotz seiner Schmarre viel

schöner ist? Die Urstel aber, das mücht' ich wohl beschwören, trägt die Botschaften zwischen der Kordula und dem Herrn Keller hin und her; ich bin nicht so dumm, wie die Milla, daß ich nicht begreifen könnt', warum bald der Junker und bald die Kordula in der Urstel Stube schlüpfen. Daß man sie nicht dort zusammen trifft, dafür wird die Urstel wohl aufpassen."

Wer Burkard Keller seit dem Turnier nicht gesehen hatte, mußte sich über die Veränderung wundern, die mit dem jungen Mann seitdem vorgegangen war.

Die hohe Gestalt war auffallend abgemagert, die hageren Züge hatten einen Ausdruck von strengem Ernst angenommen, und in seinen tiefslegenden, sonst so stillen und klugen Augen lag eine seltsame Mischung von Härte und tiefem Kummer.

Still und finster hielt er sich seit Monaten den Anderen möglichst fern. Er wußte, daß der Torbelli wüthend über wiederholte Zurückweisung seiner Beihilfe gegen die „Teufel“, von welchen Markgraf Christoph nach seiner Aussage befallen war, Allen, die es hören wollten, erklärte, der Keller sei eben ein echter Diener des Satanas, und der Schaden werde schon offenbar werden.

Als der Markgraf zu Neujahr in Hohenbaden erschien, war er betroffen von Keller's Aussehen und fragte ihn erschrocken nach der Ursache.

Der stets als Freund der Herrschaften behandelte Burkard wurde roth und blaß und stammelte verwirrt, ihm fehle nichts.

„Ist es das Geklatsch und Geschrei des dummen Gefindels gegen Dich, Burkard, so sage mir's, ich will sehen, Dir Recht zu schaffen,“ sagte der Markgraf.

„Ich muß fort von der Burg, Herr.“

„Deinen Reibern weichen? Denke nicht daran!“ rief der Markgraf, und Burkard fühlte, der Herr hatte Recht.

„Man redet so übel von mir und meinem Thun, daß es dem Vater und Bruder zu Herzen geht, Durchlaucht,“ hatte er dann zum jungen Markgrafen gesagt und dessen Zeugnenschaft für sich erbeten.

„Ich weiß wohl, wer uns die beiden Treuen also überall verdächtigt,“ meinte, als sie Beide allein waren, ärgerlich die Mutter zu dem Sohne, „der Signor Torbelli ist ihm bitter feind, und Antonio schürt den Haß mit Freuden, denn wenn er auch nicht zu sehen scheint, was am Tage liegt, er weiß es doch, daß die Kordula im Grunde den Keller lieber genommen hätte.“

„Ja, ja, eine böse Sache, Mutter. Und Ihr habt in Wahrheit keinerlei Ursache, zu denken, daß der Keller Schuld hat an der Kordula Thorheit?“

„Ei, er hat ja seine Braut, und ich denke eher, es verdrießt ihn dies mit der Kordula, denn die Isa ist rein toll vor Aerger und Eifersucht und macht ihm das Leben sauer genug damit.“

„Also, Ihr meint nicht —?“

„Wenn er falsch und treulos gegen die Isa wäre und an die Kordula dächte, so würde er wohl ihre Gesellschaft suchen, doch ist er nur selten dazu gekommen, und ich hab' ihn in den letzten Monaten sehr still und einsiedlerisch gefunden.“

So beschloffen Mutter und Sohn denn, vorerst den viel Verleumdeten eine Genugthuung zu geben und sich zugleich aus eigener Anschauung zu vergewissern, daß keinerlei heimliches Wirken auf den Patienten ausgeübt werde, denn selbst die Markgräfin hatte nicht ganz den darauf hinduendenden Einflüsterungen widerstanden.

Sie entließen beide Pfleger gelegentlich für einige Stunden, um in aller Stille selbst die gründlichsten Nachforschungen anzustellen, und diese, froh ihrer Freiheit und im vollen Gefühl ihres guten Gewissens, waren Jedes nach seiner Stube gegangen.

Aber schon nach kurzer Frist öffnete sich Ursula's Thüre, und Burkard Keller's Kopf erschien in derselben.

„Seid Ihr nicht nach Kuppenheim, Herr? Das Wetter ist Euch wohl zu schlimm? So tretet ein,“ empfing sie ihn.

Er setzte sich zu ihr an den Tisch, seine Mienen waren aufgeregter und finster.

Ueberrascht und erschrocken sah sie ihn an. Er hatte nie wieder so ausgesehen seit jener Nacht, da er ihr bekannte, daß er die Kordula liebe. Damals war er von ihr gegangen, entschlossen, die Liebe aus seinem Herzen zu reißen, und seitdem hatte er sich in Wort und Geberde kein Anzeichen entschlüpfen lassen, welches an jenes Bekenntniß erinnerte. Auch bemerkte sie längst, daß er die Zimmer der Markgräfin mied, daß ein scharfer, strenger Zug um seinen Mund hervortrat und daß er regelmäßig nach Kuppenheim ritt oder ging, mochte das Wetter sein, welches es wollte.

Daß Iſa trotzdem von ihrer Eifersucht nicht ließ und häufig nach der Burg herauf kam, angeblich die Frau Markgräfin zu besuchen, in Wahrheit aber, um Kordula zu überwachen, hatte Ursula auch wohl bemerkt, sowie auch, daß Letztere in mancher Weise ihre Liebe zu Burkard Keller verrieth. Da er aber still und wie in Zorn und Troß gegen sich selbst seinen Weg ging und sich weder von Iſa erzürnen, noch von Kordula locken ließ, so dachte sie nach und nach kaum noch anders von jenem Geständniß, als daß Burkard in augenblicklicher Erregung gewesen und seiner sündhaften Neigung bald Herr geworden sei.

Viel schlimmer stand es dagegen mit der Kordula; sie wußte es aus den Bekenntnissen und dem Jammer des Fräuleins, welches mit zahllosen Thränen die Markgräfin beschworen, ihr beizustehen, um das Verlöbniß mit Antonio zu lösen.

Die hohe Frau war anderer Meinung und hatte mit Strenge und Zureden ein gutes Werk zu thun geglaubt, als sie Kordula dahin brachte, zu ihrer „Pflicht“ zurückzukehren. Der Segen der Kirche hatte dann Kordula's Verlöbniß noch fester binden sollen, wie es die Sitte jener Zeit in vornehmen Häusern war, denn für den Grafen wie für sie schien die Heirath zu vortheilhaft, um sie leichtthin aufzugeben, und die Markgräfin hatte obendrein aller Liebe und Nachsicht bedurft, um der Tochter ihrer Schwester diesen tadelnswerthen Wankelmuth zu verzeihen, dessen geheime Ursache ihr so wenig, als leider auch den anderen Burgbewohnern verborgen geblieben war.

In ihrer großen Noth war Kordula zu der alten Kam-

merfrau gekommen, dieser das Herz auszuschütten, und vielleicht auch in der geheimen Hoffnung, über Burkard Keller's Gefühle für sie Einiges zu erfahren; Ursula hatte freilich die Klagen des Fräuleins voll Mitleid aufgenommen, aber klug und vorsichtig, wie sie war, hatte sie Kordula nichts von des heißgeliebten Mannes Stimmung verrathen, sondern sie ernst zu Geduld und Ergebung ermahnt.

So hatte die Aermste nirgends Hilfe und Trost gefunden und sich verzweifelnd, denn selbst Burkard schwieg hartnäckig, ihrem Schicksal unterworfen.

„Wer wie ich im Vertrauen seiner Herrin steht, der muß die Ehre und Schuld mit um so größerer Treue und Vorsicht bezahlen,“ sagte Ursula öfter zu Burkard.

Er hatte sie nie gefragt, wußte gar nicht, daß sie Kordula's Vertraute geworden, und so hatten sie den Winter über gemeinsam ihre Pflicht gethan, ohne jemals zu ihren vertraulichen Unterredungen zurück zu kommen.

Ursula wußte wohl, daß man gewisse Wunden nicht anrühren darf, wenn sie heilen sollen, und that darnach.

Heute war sie daher um so mehr erstaunt, den Junker bei sich eintreten zu sehen. Sie ahnte sofort, was ihn her führte, aber sie gab sich eine unbefangene Miene, die freilich ihn nicht völlig täuschte.

Er lief unruhig ein paarmal in dem kleinen Zimmer auf und ab, indeß sie ihr Spinnrad heranzog und zu spinnen begann.

„Wißt Ihr es, Ursula, sie hat dem Dettingen nun doch das Jawort vor dem Geistlichen gegeben!“ sagte er

in heftiger Aufregung als einzige Antwort auf die Frage, warum er nicht nach Kuppenheim sei.

„Wußtet Ihr es nicht, Herr?“ fragte sie erschrocken über sein Aussehen dagegen.

„Den ganzen Tag hab' ich nicht eine Minute den Herrn verlassen können. Ihr hattet also deshalb so viel bei der Frau Markgräfin zu thun?“ sagte er gereizt und schritt in der einfach, aber sehr freundlich aufgeputzten kleinen Stube von Neuem hin und her, wie in großer Unruhe.

„Es ist ja doch gut so, Herr Burkard; die Kordula hat Euren Frieden mehr als recht war getrübt mit ihren Blicken und ihrem Sehnen nach Euch. Daß Ihr so brav und ehrenfest all' die Versuchung von Euch gestoßen habt, das ist ihr wohl endlich ein Zeichen geworden für den rechten Weg, und wenn sie auch viel geweint und geschluchzt hat bei der Frau Durchlaucht, so hat sie sich zuletzt doch bedacht, daß sie keine Hoffnung auf Euch haben darf, und da ist ja freilich der Graf v. Dettingen, wenn Herr Antonio auch der jüngere Sohn ist, immerhin ein Freier, wie er ihr nicht leicht wieder kommt, jung, schön von Gesicht und Gestalt, und von seiner Mutter her dem Kaiser verwandt. Ich kann Euch sagen, ich hab' hoch aufgeathmet, als der Pater bei der Frau Markgräfin eintrat und ihr meldete, die Kordula sei bereit, dem Herrn Grafen ihre Hand zu reichen, denn die Frau Durchlaucht war in großer Ungnade auf das Fräulein.“

„Also die Ungnade hat das fertig gebracht?“ fragte Burkard Kellner mit jornig flammenden Blicken.

„Ja, sie hatte sich nicht zureden lassen wollen, bis sie

den geistlichen Herrn riefen," sagte Ursula. „Es ist aber auch vielleicht besser, daß sie ein zwingend Muß hat, ihre unselige Leidenschaft zu besiegen; jetzt wird es Euch ebenfalls leichter um's Herz werden, denn ich merke wohl, Ihr seid noch immer nicht ganz frei von der Versuchung," rebete Ursula ihm zu.

„Frei?" rief er schmerzlich und dann ging er von ihr weg an das Fenster und starrte schweigend in die Finsterniß hinaus. Sie sah, er bebte vom Kopf bis zu den Füßen. „Das nennt nun solch' eine fromme Frau, wie die Herrin, ein Gott wohlgefällig Werk, daß sie die Kordula beredet, Untreue im Herzen und wissentlich ohne die rechte Liebe dem Dettingen sich zu verloben," sagte er nach einer Weile, ohne sich umzusehen, bitter.

„Der Zwang von außen thut's nicht, Herr, darin habt Ihr Recht, aber der eigene Wille macht zuletzt das Herz ruhig — ich weiß es," sagte Ursula sanft und ernst.

Da trat er vor sie hin.

„Habt Ihr auch jemals gewußt, weise Ursula, daß die Liebe eine Höllequal ist?" fragte er dann, er sah aus, wie wenn er im Irtsinn rede.

„O, Herr Burkard, Herr Burkard! Ihr seid in der Prüfung, in schwerer Prüfung, laffet sie nicht Meister werden über Euch!" rief sie.

„Wenn ich sähe, daß der Dettingen sie anrührt, ich schlänge ihn todt!" knirschte er.

Vor solcher Leidenschaft verstummte entsetzt die arme Ursula. Sie hatte geliebt ohne Zweifel, ohne Sündhaftigkeit, wie sie meinte, ihr war die Liebe ein Sonnenstrahl

gewesen, der ihr Leben erhellte und beglückte, ohne daß sie je daran gedacht, die Sonne haben zu wollen. Denn als der Geliebte sie verließ und Hochzeit machte, ohne ihr nur ein Wort des Abschieds zu gönnen, da nahm sie auch das demüthig hin, als könne es für sie nicht besser sein, und nährte sich lebenslang von dem unvergeßlichen kurzen Glück, das sie genossen. Sie war eben ein einfaches, schlichtes Weib, und Burkard Keller bei aller äußeren Stille ein wilder, leidenschaftlicher Mann, der heftig ringen mußte mit dieser unerlaubten Flamme.

„Mir ist allemal wohl bei Euch geworden, Ursula, wenn Ihr klug und wie eine Mutter mir zuredetet, heute aber ist mir, als wüßt' ich besser um die Liebe Bescheid, als Ihr, und wenn Ihr mir sagt: ‚Zwingt Euch!‘ so möcht' ich schreien und toben vor Wuth, aber zwingen kann ich mich nicht länger, ich bitte Gott, daß er mir den Detingen nicht in den Weg führt. Mir ist oft vor mir selber bange.“

So verließ er sie, und sie rang die Hände in wortloser Angst. Wohin sollte dies führen? —

Burkard Keller schritt in sich gekehrt und aufgereggt seinem nicht fernen Gemache zu.

Der Mond schien hell, und sein Licht fiel hier und da in schrägen Streifen durch die Fenster des Ganges. Da war ihm plötzlich, als sehe er eine Sputzgestalt schattenhaft und lautlos vor ihm her laufen, jetzt mußte sie einen dieser hellen Lichtstreifen passiren.

Das wilde Herzklopfen, welches ihn beim ersten Anblick dieser fliehenden Gestalt ergriffen, war — er sah es jetzt

deutlich — also die ahnende Stimme, die ihm zurief: „Das ist Kordula und keine Andere!“ Sie war es, er erkannte ihren langen staubfarbenen Reitmantel, den sie zum Schutz gegen die Kälte übergeworfen.

Der Gang mündete durch eine Thüre auf einen von hölzernen Säulen getragenen Altan, der auf der Innenseite eines der Burghöfe lag. Die Fliehende bemühte sich in angstvoller Hast, das schwere Thüirschloß zu öffnen, welches ihren bebenden Händen widerstand.

Mit zwei Schritten, nicht mehr wissend was er that, hatte er sie erreicht.

„Kordula, warum flieht Ihr vor mir?“ fragte er wie besinnungslos.

„Ihr seid es? Ihr, Herr? O, Herr Burkard!“ Und ohne sich jemals einander gesagt zu haben, daß sie sich liebten, zog er sie in seine Arme, lag sie plötzlich an seiner Brust, zitternd und schluchzend, und er hielt sie umschlungen und hatte Alles vergessen, wofür er so tapfer und energisch Monate lang gekämpft.

Es war kein Liebesglück mit Jubeln und Lachen, wie es den Beiden heute in der stillen Nachtstunde so urplötzlich und unerwartet gekommen; schweren Sinnes und tief ernst saßen sie im Schatten des Altans bei einander, küßten sich viele Male, erzählten sich, wie sie sich gesehnt, was sie gelitten und wie sie gekämpft hätten gegen ihre Liebe, hielten einander umschlungen und bei den Händen und sagten sich, daß sie einander ja doch nie angehören könnten und sich trennen müßten für ewig. Sie klagten auch, daß sie sehr unglücklich wären, und dann sanken sie sich

von Neuem in die Arme und flüsteren, in allem Unglück sei es ja doch ein unaussprechliches Glück, daß sie sich so grenzenlos lieb hätten, und wenigstens dies eine einzige Mal sich dies sagen zu dürfen.

Es war eine kalte Nacht; sie fühlten nichts davon, sie konnten nichts Anderes empfinden, als das selige Glück, bei einander zu sein. Er hüllte sie in seinen Pelzrock und ging mit ihr, wenn er fürchtete, daß sie zu kalt geworden sei, im Gange leise auf und ab. Dort wohnte Niemand, der Ritteraal in seiner ganzen Länge stieß daran, man war vor Lauschern hier ziemlich sicher. Nach und nach vergaßen sie dann Beide der Bande, welche sie fesselten, und gaben sich mehr und mehr der Wonne hin, aus vollem Herzen die Liebe strömen zu lassen, die ihnen so viel Qual bereitet und die sie nun doch um kein anderes Glück der Welt hätten hingeben mögen.

Er hob ihr Kinn empor und schaute trunken in ihr Antlitz, in diese Augen, in welchen für ihn Alles lag, was das Herz entzündet; er spielte mit ihrem aus dem langen Netz geschlüpfen glänzenden Haar, küßte jeden ihrer Finger, und sie flüsterte ihm dann zu, wie selig seine Liebe sie mache, wie sie wünsche, in diesem Augenblick zu sterben, denn höheres Glück könne das Leben nicht mehr bieten.

Stunde um Stunde verrann, sie merkten es nicht. Dicht an einander geschmiegt, fanden sie kein Ende des zärtlichen Geplauders, und als das Krähen eines Hahnes, dem gleich darauf das aller anderen Hähne der Burg antwortete, sie erstaunt zusammenschrecken machte, wollten sie es Beide gar nicht glauben, daß der Morgen anbreche.

„Man wird Dich sehen, geliebtes Herz, wenn Du noch länger bliebest, eile, eile!“ bat Burkard in großem Schrecken.

„Ich kann nicht, ich kann, ich will Dich noch nicht lassen, es wäre ja für immer!“ schluchzte sie.

„Geh', geh', meine Kordula, nicht für immer, nur bis morgen. Die nächste Nacht soll uns noch gehören. Komme wieder hierher an diesen Platz. Ich bitte Dich, mein süßes Leben!“ stammelte er außer sich vor Schmerz, Liebe und Schrecken, denn schon hörte er in den Ställen Geräusch, und man durfte Kordula um keinen Preis bei ihm sehen.

„O ja, ja, morgen!“ jubelte sie nun ganz zufrieden. „Ach, wäre es doch erst wieder Abend, Geliebter!“ Und nach glühenden Küssen trennten sie sich endlich.

— — — — —
 Von diesem Tage an war Burkard Keller ein Anderer, wenn er auch mit mehr Mühe, als er je auf das Studium der Wissenschaften verwendet, sich jetzt in der Bestellung übte.

Es dachte, außer der Ursula, in dieser Zeit auch Niemand daran, ihn zu beobachten, und wer es gewollt, dem hätte die Gelegenheit dazu gemangelt, denn als Burkard Keller an dem Morgen, der auf jenes Zusammensein mit der Kordula folgte, in seines Herrn Gemach trat, da sah ihn dieser fremd und zornig an, kannte ihn nicht, schalt ihn und wollte ihn von dannen jagen.

Es half dem bis zum Tode Erblichenden nichts, daß er seine Macht über den Markgrafen zu üben versuchte; ein furchtbarer Wuthausbruch desselben und wilde Raserei war die Folge, und entsetzt standen die Markgräfin, Ur-

sula, der alte Diener, und konnten es nicht fassen, daß Burkard Keller dem Patienten kaum nahen durfte.

Und wie dieser aussah! So erschüttert, so unsicher, so hoffnungslos und gedrückt! Da war nichts heute von seiner eigenthümlichen Sieghaftigkeit, welcher die Anfälle des kranken Herrn sofort gewichen waren.

Aber dann raffte er sich auf, er durfte sich nicht nachsagen lassen, daß er seine Macht über denselben verloren habe. Zum ersten Male gab er ein Medikament, und es wirkte schnell; der Kranke hatte sich müde und matt gerast, er schlief und als er nach vielen Stunden erwachte, war er wieder still und hatte den ganzen Vorgang völlig vergessen, Burkard Keller erschien ihm wie bisher der Jugendfreund, dem er willig folgte, wie zuvor.

Keller hatte nach der Ansicht der Markgräfin gesiegt; ihn selbst aber hatte, wie es schien, die Aufregung und Anstrengung mehr als sonst mitgenommen, denn er sah plötzlich wie um Jahre gealtert aus.

Was in ihm vorging, konnte Burkard Keller keinem Menschen vertrauen, doch auch das ging nach einigen Tagen, in welchen der Markgraf sehr ruhig war, vorüber. Daß er mehr als je sich seinem Herrn widmete, lobte man höchlichst, und daß Isa in dieser Zeit auf den Besuch des Bräutigams verzichten mußte, schien ihr selbst nur natürlich.

Obgleich nun in der Burg ein Brautpaar war, welches der Markgräfin so nahe stand, merkte man in diesen sorgenvollen Tagen kaum etwas davon, um so mehr, als die Braut im Bette lag und über gewaltiges Reissen im Kopfe

klagte, obgleich sie dabei übermüthig heiter mit ihrer Dienerin lachte.

Für den jungen Grafen war der Brautstand überhaupt nicht eben erfreulich; auf Kordula's Bitten beredete die Markgräfin ihn selbst, für einige Zeit nach dem neuen Schlosse überzusiedeln, wo es für ihn mehr Zerstreuung gab, wie auch dann die Braut in Ruhe ihre völlige Genesung erwarten könne, und der durch Kordula's Kälte und Abneigung in seiner Eitelkeit tief verwundete junge Mann folgte der Weisung in heimlicher bitterer Wuth, indem er sich trotzdem bemühte, um der Schloßleute willen sich die Demüthigung nicht merken zu lassen, welche er von der Braut, die früher aus jugendlichem Uebermuth mit ihm schön gethan, bis er sich von ihr leidenschaftlich geliebt meinte, am wenigsten erwartet hätte.

Keine Seele in der Burg ahnte die heimlichen Zusammenkünfte, welche unterdeß in einem kleinen Gaststübchen stattfanden, zu dem sich Kordula den Schlüssel verschafft hatte, und das sonst niemals benützt wurde. Selbst Ursula hatte kein Arg daraus, daß Burkard Keller zu gewissen Stunden plötzlich verschwand, um oft spät in der Nacht noch sachte wieder an das Lager des Markgrafen zurück zu kommen.

Dieser machte nach einigen guten Tagen den Seinen abermals viel zu schaffen. Es war mit ihm eine Wendung zum Schlimmeren eingetreten, das konnte man sich nicht verhehlen, und Keller's ganze Hingebung war nöthig, dem schweren Amt gerecht zu werden, welches ihn an seinen Herrn band.

Der „Teufelsmedikus“, wie man ihn oft heimlich nannte, widmete sich ihm mit einem Eifer, einer rastlosen Opferwilligkeit, die Staunen und Bewunderung erregte, aber sich selbst mußte er es eingestehen: sein Patient war plötzlich ihm selbst in unerklärlicher Weise unverständlich geworden, er folgte ihm nicht mehr, tobte dann und ließ sich nicht eher bändigen, als bis er erschöpft zusammengebrochen war.

Daß unter diesen Umständen der Rest des Winters traurig genug für die Markgräfin verging, war begreiflich, um so löblicher schien es von der Skordula v. Jagenheim, daß sie bei ihrer Muße blieb, selbst als der Verlobte abreiste, um sein Schloß für die Heirath herzurichten.

Es wurde nun sehr still in der Burg. Der verschlimmerte Zustand des Markgrafen nahm seine Gemahlin viel in Anspruch, und diese konnte kaum aufhören, Burkard in Worten und Briefen zu preisen, ihn zu halten wie einen nahen Freund des Hauses und ihm eine Macht in der Burg einzuräumen, wie sie noch nicht erhört war von einem Anderen, als dem rechten Herrn.

Der von Haß verzehrte Italiener war und blieb ziemlich der Einzige, der sich dem beherrschenden Einfluß des jetzt so oft finster blickenden und in trauriges Brüten versinkenden Günstlings entzog und, ohne Beschäftigung, das Zimmer kaum verließ, welches man ihm eingeräumt hatte und wo er eifrig allerlei Bücher über Zauberei las, in der Hoffnung, Burkard Keller durch solches Wissen zu entlarven. Hinter dessen Rücken war er immer eifriger bemüht, ihn als einen Hexenmeister und Gottesverächter

hinzustellen, der in Gemeinschaft mit der nicht minder gottlosen Ursula allerlei schwarze Künste treibe.

Das Gefinde, welches ihn anfangs verspottete, bestach er mit Geschenken, arme Kranke mit Geldspenden, und so hatte er sich nun doch nach und nach einen Anhang gebildet, welcher seine ärztliche Hilfe in Anspruch nahm, seine Mißbilligung theilte und für Geld und sonstige Zuwendungen auf den „Teufelsmedikus“ schimpfte oder Ursula der Hexerei anklagte.

„Und von diesem Gottlosen hoffte man Hilfe, dauernde Hilfe? Ein solches Weib ließ man die sündigen Hände an den kranken Herrn legen?“ schrieb man.

Von Neuem wurde Alles aufgeboten, Torbelli an die Stelle Keller's zu bringen. Die ganze Burgbewohnerschaft nahm — heimlich oder offen — an diesem Streit der Meinungen Theil. Feindseliger als je lauerte Torbelli nur auf eine Gelegenheit, Keller zu stürzen, und starrer, finsterner als je war dessen stolzes Auftreten. Seine Zeit werde schon kommen, versicherte der Signore und ging meist faulenzend und schwatzend in der Burg umher oder schloß sich, sobald es milderes Wetter wurde, den Herren an, welche von Gelage zu Gelage in der Nachbarschaft umher ritten.

Zuweilen gelang es Torbelli auch, daß sich einer von den Kranken, welche kamen, Burkard Keller's Hilfe zu erbitten, ihm anvertraute, und wenn dann seine venetianische Heilsalbe oder sonstigen Mittel Erfolg hatten, so sorgte er dafür, daß sein Ruhm nicht dabei zu kurz kam, während er freilich von den Mißerfolgen nichts verlauten ließ.

Burkard Keller hatte es sich zum Grundsatz gemacht, den Italiener so wenig zu sehen wie die Luft, welche er athmete. Mochte dieser noch so frech auflachen, sobald er an ihm vorbei ging, mochte er sonst auch jede Herausforderung versuchen, er wollte sie nicht sehen; aber diese Selbstbezwingung wurde ihm herzlich sauer, und des hohnvollen Venetianers Mienen wurmten ihn um so bitterer, je mehr das Wesen des Markgrafen wieder zurück sank auf den alten Punkt und die Wuthausbrüche sich häuften.

In der stillen Nachtstunde saßen Burkard und Cordula v. Jagenheim einmal wieder beisammen; sie strich ihm jätlich unter stürmischen Liebtosungen das Haar aus der Stirn und fragte ihn, warum er denn auch heute wieder so finster sehe, wo ihm doch der regierende Herr ein so schönes Pferd mit auserlesenem Sattel- und Zaumzeug zum Geschenk gemacht habe?

Er sah sie mit seinen glühenden Augen fast finster an.

„Ich weiß nicht, ob ich Dich beneiden soll, daß Du so ohne andere Sorge bist, als die, daß man uns verrathen könnte, und ohne Vorwurf dahin lebst. Wir thun doch Beide schwere Sünde, und der doppelte Betrug bedrückt mir das Herz, daß ich nie mehr froh sein kann, außer zuweilen bei Dir,“ sagte er.

„Der Liebe sind alle Listen erlaubt, habe ich Antonio öfter sagen hören, und daß ich falsch gegen ihn gewesen, kann er mir wahrlich nicht vorwerfen. Ich habe ihm zornig und fest gesagt, daß ich ihn nicht mag und daß ich frei sein wolle; er hat gelacht und die Achseln gezuckt. Wenn mein Liebling nur öfter zu mir käme, da würde

ihm auch bald so leicht um's Herz, wie mir," lachte sie sorglos und küßte ihn.

„Aber wie machst Du es nur?“ fragte er.

„Wie ich's mache? Ei, ich denke nur Eins: wir lieben uns, wir können ja eben nicht anders, und ich vertraue, die Heiligen werden daher schon ein Einssehen haben mit meiner Sünde.“

Sie sagte das in fröhlichster Laune, und wenn sie dann mit plötzlich ernster werdenden Mienen hinzusehte: „Die heilige Jungfrau weiß es, Burkard, daß wir zu unserer Liebe gekommen sind wider unseren Willen, und daß wir nichts Unrechtes thun, wenn wir uns lieb haben. Sie hat Einsicht über aller Menschen Weisheit, die Heilige wird uns auch ferner gnädig sein,“ dann sah er voll trunkenener Freude in ihr liebes Antlitz, in dem wahrlich kein Falsch lag, und glaubte ihr gern.

Bei alledem bedrückte ihn seine Lage ganz unaussprechlich. Er sagte sich ohne Beschönigung, daß er falsch und treulos handle, und daß es seine nächste Pflicht sei, der verrathenen Ifa Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, indem er das Verlöbniß löste.

Tag und Nacht quälte er sich, daß er unehrlich und ein Lügner sei, daß er das Vertrauen der gütigen Herrin schmähtlich täusche, und daß Offenheit und der gerade Weg ihn allein wieder mit sich selbst zufrieden machen würden.

Sprach er aber dann in diesem Sinne zu Kordula, so erblickte sie bis auf die Lippen und versicherte angstvoll, daß man ihr schon mit dem Kloster gedroht und daß sie

überzeugt sei, unendliches Leid werde aus einer unzeitigen Entdeckung ihrer beiderseitigen Liebe entstehen.

Er sah das selbst ein. Sein sehnlichster Wunsch war, sich von Isa mit möglichster Schonung zu lösen und dann offen um Kordula zu werben.

Die holde Schmeichlerin verstand es aber immer wieder, ihn zur Ruhe zu sprechen, und wie sehr er sich auch, fern von ihr, einen Schwächling, einen wahnsinnigen Thoren schalt, in ihrer Nähe fand er so unendliches Glück, ihre beiderseitige Liebe erschien ihm dann so ganz und gar berechtigt, daß er wiederum in solchen Stunden sich thöricht vermaß, dieselbe gegen die ganze Welt vertreten zu können.

So ging der Winter trübe genug dahin und doch so eintönig, daß zuletzt Alle erstaunt waren, als plötzlich der Frühling kam.

Die fröhlichen Abendunterhaltungen bei der Markgräfin hatten aufgehört; die Fräulein, welche durch ihre Heiterkeit die alte Burg so freundlich belebt hatten, waren zu ihren Eltern zurückgeschickt. Nur Kordula blieb, aber um so mehr lastete auf ihr allein nun die Sorge für die Erheiterung der tief gebeugten fürstlichen Muhme, so daß kaum jemals ein freies Stündchen für sie kam.

Der Thauwind fuhr im Februar über die Berge, leckte den Schnee von den Höhen und aus den Gründen, ließ alle Wasserbächlein voller und übermüthiger plätschern, die Flüsse lauter rauschen, ab und zu durchdrang ein warmer Sonnenstrahl die eilenden Wolken und linde Läfte wehten über Berge und Thäler dahin.

In der Burg konnte man schon öfter die kleinen Glasfenster aufsperrern, sommerliche Wärme kam so früh im Jahre, daß Laub und Gräser eilig hervor sproßten und Veilchen, Anemonen, Hahnenfuß und Primeln zu vielen Tausenden die Köpfchen zu heben begannen.

Aber all' die Frühlingswonne blieb ohne Macht auf das kranke Herz des greisen Herrn.

Wer ihn in seinen ruhigeren Stunden dastehen sah, rechnend, grübelnd, Zahlen und Formeln ersinnend, die alle nur Ausdruck seines ganz verwirrten Gehirns waren, der bemitleidete ihn von Herzen; kamen aber diese Ausbrüche tobender Wuth, so war der schwache alte Mann wie ein Riese und wohl im Stande, Furcht zu erwecken.

Dann flohen ihn Alle, nur Ursula nicht; dann vermochte Keiner ihn zu bändigen, als Burkard Keller.

Es war ein hartes Leben, welches dieser führte, freudlos, wie das Leben eines Galeerensklaven, und doch war er heimlich froh, dadurch der Besuche in Ruppenheim überhoben zu sein.

Aber was er nicht vermeiden konnte, das war die unbefangene, arglose Herzlichkeit des Vogts, der theils in Geschäften, theils von seiner Theilnahme für die Herrschaft hergeführt, öfter auf die Burg kam, wo er dann selbstverständlich den Bräutigam seiner Ilsa aufsuchte.

Welche Qual für Burkard Keller, dem ehrlichen Manne mit dem Gefühle der eigenen Unehrllichkeit gegenüber zu stehen! „Sprich offen zu ihm, sage ihm, wie es Dir um's Herz ist,“ mahnte ihn sein Gewissen. Das Wort trat ihm oft auf die Lippen. Der Muth der Verzweiflung machte ihn

willensstark, aber zweimal, als er wirklich im Begriff war, das verhängnißvolle Bekenntniß auszusprechen, zweimal wurde er in der unerwartetsten Weise darin gestört.

Das erste Mal war es der Markgraf Philipp, der, statt Keller zu sich befehlen zu lassen, kam, ihn wie ein Freund den anderen auf seiner Stube aufzusuchen, und der dem vor Vergnügen strahlenden Vogt nicht Rühmens genug von Burkard's Treue machen konnte. Das nächste Mal war es nicht ein Freund, sondern Torbelli, welcher sich in letzter Zeit gar auffällig um Keller's Freundschaft bewarb, und der sich ihnen zugesellte, als Burkard den Vogt eben von der Burg aus heimwärts begleiten wollte, um ihm im stillen Walde das schwere Geständniß zu machen. Der Venetianer kam freundlicher als je zu ihnen, beschwerte sich sanftmüthig und milde gegen den Vogt über Burkard's Eifersucht auf ihn und bat denselben, seinen Einfluß auf den Schwiegersohn zu üben. Er bewundere seines Gegners Kunst aufrichtig, versicherte er, ihm sei die gegenseitige Feindschaft leid, er wolle ehrlich Frieden bieten.

Es war nicht Torbelli's Vorgehen, was Burkard bei dieser Gelegenheit heftiger und reizbarer, als dem Vogt erklärlich war, auf die Anklagen desselben antworten und ihm wenig freundliche Worte auf dessen Entgegenkommen finden ließ. Isa's Vater suchte in bester Weise zu vermitteln. Er sagte Torbelli derb die Meinung über sein Bleiben in der Burg, welches er offen eine Aufdringlichkeit schalt. Dieser vertheidigte sich lebhaft. Er sei ein armer Mann, Graf Antonio habe ihn aus einer guten Brodstelle entführt und ihm verheißen, daß er des Mark-

grafen Arzt werden solle. Ob es da nicht verzeihlich sei, wenn er dem Grafen willig folgte und jetzt bei ihm blieb, da dieser ihm ein gutes Jahresgehalt zahle? Was Burkard betreffe, so könne er nicht mehr thun, als die Hand zur Veröhnung bieten. Der Vogt redete zum Frieden, und Burkard, zitternd vor Aerger über Torbelli's Heuchelei und unzeitiges Dableiben, konnte dem Schwiegervater heute nicht gestehen, was er über den Italiener dachte, und noch weniger, was er auf dem Herzen hatte.

So unterblieb das Bekenntniß abermals. Kordula sagte nachher: „Siehst Du nicht, daß die Heiligen selbst es nicht zulassen wollten? Sie wissen sicher andere und bessere Rettung für uns, wir müssen nur Geduld und Vertrauen haben.“

Die arme Kordula, sie meinte ganz aufrichtig, was sie sprach.

Bärtlich umschlang sie des Geliebten Haupt, ließ es an ihrem Herzen ruhen und ihre volle Bärtlichkeit über ihn ausströmen, bis der furchtbare Seelenkampf sich in tiefste Abspannung auflöste und er matt und müde mit schwerem Seufzer auf eine glückliche Fügung hoffte, wie sie.

Je länger aber diese Verheimlichung dauerte, um so schwieriger fand es Burkard, sie zu brechen. —

Zu anderen Zeiten war dann wieder seine Leidenschaft für das liebreizende Mädchen so groß, daß er, schon um sie vor jeder rauhen Behandlung seitens der Ihrigen zu schützen, nicht hätte reden können.

Sie bot ihm bei jedem Zusammensein neue Freude und neues Entzücken, denn Alles, was sie that, jeder ihrer Ge-

danken entsprach so ganz seinem eigenen Empfinden, daß er sie tausendmal in seine Arme zog, um sie in überströmender Zärtlichkeit „Du Herz von meinem Herzen“ zu nennen. Es lag in dem schönen Mädchen ein seltsames Gemisch von echter weiblicher Frömmigkeit und kühler Weltklugheit, von festem Willen und kluger Nachgiebigkeit, von Stolz und Demuth und tausend anderen widersprechenden Eigenschaften, auch von schlimmen.

Er, der die Frauen wenig gekannt, begriff nicht, wie ihn Isa, die er heimlich jetzt leicht und oberflächlich nannte, und deren Art zu denken und zu empfinden ihm, seit er Kordula kannte, kleinlich und beschränkt vorkam, hatte fesseln, wie er nur einen Augenblick hatte glauben können, mit ihr sein ganzes Leben hindurch glücklich zu sein.

Daß er es mit Kordula sein würde, wußte er gewiß; sie stimmten in Allem zusammen, was er liebte, das war auch ihr werth, sie folgte mit Freuden seinen Gedanken, und seine Begeisterung für alles Schöne, die immer wieder hervorbrach trotz seiner Verstimmung, riß sie mit sich fort. Auch daß er, wohin er kam, seinen verschönernden Eifer trug, war, wie sie freudig heraus fanden, ein Zug, den auch Kordula besaß, und wenn sie nur in dem Einen, der Ansicht über das von ihnen Beiden in ihrer jetzigen Lage einzuhaltende Verfahren, von einander abwichen, so sagte sich Burkard doch allemal, vielleicht nur zu bereitwillig, Kordula's Weise sei die klügere und verspreche um so mehr den Erfolg. Das Schmerzlichste war Beiden, daß die mit äußerster Vorsicht ausgeführten Zusammenkünfte nur so selten sein konnten, so daß in den Zwischenzeiten

Burkard immer wieder in seine Zweifel und Selbstwürwürfe zurückfiel.

— — — — —
 In diesen Monaten war es Burkard oft eine wahre Wohlthat gewesen, mit Ursula zusammen zu sitzen und mit der Klugen über Dinge zu reden, welche ihn von seiner geheimen Qual abzogen.

Sie sah diese gelegentlichen Besuche gern und hatte ihn, da er wieder einmal so finster blickte, direkt eingeladen, zu ihr zu kommen, wenn sein Amt ihn frei lasse.

„Bei Euch ist es so friedvoll, Ursula, bei Euch wird mir wohl, wie nirgend sonst. Mir ist, als könnte mir wieder gut werden, wenn die Mutter noch lebte, und ich dürfte den Kopf in ihren Schoß legen,“ sagte er, als er nun wirklich in schon vorgerückter Abendstunde bei ihr eintrat.

Der Markgraf hatte heute einen schlimmen Anfall gehabt und lag in Folge dessen voraussichtlich viele Stunden in einem tiefen Schlafe.

„Ich fürchte, Herr, die Schwermuth, die Ihr oft so glücklich banntet, steckt Euch an, seit Ihr zuweilen Euch vergeblich bemüht,“ erwiderte Ursula.

Er antwortete nicht, so machte er es jetzt immer. Den Aufschrei seines Herzens konnte er nicht ganz unterdrücken, aber sofort schlossen sich seine Lippen wieder und mit eisernem Willen zwang er sich zum Schweigen.

In Ursula's großen Lehnstuhl ließ er sich nieder.

Zwei Goldlackstöcke standen am Fenster in voller Blüthe, auch Myrten hatte Ursula fleißig gezogen und einen Rosen-

stod, an dem Knospen saßen. Der Duft des Goldlackes erfüllte die kleine niedere Stube, und die alten Stühle, der große Schrank und die Truhe, schön geschmückt und mit kunstvollen Schließern und Eisenklammern verziert, blinkten und glänzten vor Sauberkeit. Von Ursula's Ersparnissen vor Jahren gekauft, denn eigenen Hausrath zu haben war ihr lange ein lieber Wunsch gewesen, machte dieses dunkle Eichenholz, woraus sie gefertigt waren, Ursula's hohen Stolz aus. Sie lächelte freudig, wenn sie sah, daß Burkard Keller sich bei ihr wohl fühlte.

„Erzählt mir etwas, Ursula, plaudert ein wenig, ich höre Eure Stimme gern und weiß, daß Ihr es treu mit mir meint,“ sagte er müde und niedergeschlagen.

„Ich habe Euch früher einmal versprochen, Euch zu zeigen, was ich in der Truhe dort habe, Herr Burkard, und die Klatschmäuler auf der Burg sagen, ich hätte es schon längst gethan und lehrte Euch hier die Zauberei. Doch darüber lache ich; mich freut, was ich aufbewahrt habe, und wollt Ihr's heute sehen, so soll's mir gar lieb sein; denn mir ist just darnach zu Muthe, meine Schätze auszukramen,“ war ihre Antwort.

Er nickte seine Zustimmung; die Schätze machten ihn nicht neugierig, aber es verlangte ihn, irgendwie durch Ursula's Geplauder zerstreut zu werden.

Sie zog die Truhe mit einiger Mühe neben seinen Sessel, schob sich einen Stuhl herbei, holte aus verschlossener Spinde einen alten Schlüssel, dessen kunstvolle Arbeit sie ihm stolz zeigte, und dann schloß sie mit ganz feierlichen Mienen auf.

Ja freilich, was da gleich oben auf lag, war schon seltsam: ein bunt gewirktes und in einem fremdartigen Geschmack gesticktes Kleid von sonderbarer Form war es.

„Das habe ich in Wien zum Geschenk bekommen,“ sagte sie, „weil ich einem heidnischen Türkenherrn aus Arabien oder Egypten, ich weiß es nicht genau, von seinen Magen-schmerzen half, da kein Doktor mehr Rath wußte. Er gab mir auch sechs Goldstücke, aber die waren nichts Anderes, als gute Dukaten, dann jedoch mußte sein Diener mich fragen, was mir zum Andenken von all' seinen Reichthümern am besten gefiele, und da sagte ich dann, das Gewand hier, welches vor seinem Bette lag, das möchte ich schon haben. Seht, es ist gar kostbar mit Seide gefüttert und mit Goldfäden durchwebt. Solche Gewänder hatten die Heiden bei Hofe in Wien alle Tage an, der kranke Herr war der Vornehmste und ging gar prächtig einher.“

Dann erzählte sie noch ein Weilchen weiter, was Alles sie dort gesehen, aber es gab noch gar viel zu zeigen, und Burkard Keller sah, auf das Beste von seinen Gedanken abgezogen, bald ganz eifrig auf die Sachen, die Ursula aus der Kiste packte.

Da war ein Kasten mit allerlei Geheimmitteln gegen Gebrechen aller Art, den hatte die Ursula für schweres Geld von einem Zigeuner gekauft, von denen sie einem ganzen Trupp auf jener Reise von Wien zurück begegnet waren.

Da waren Amuletts und ein sehr kräftiger Talisman; der letztere stammte noch von der Urahne, war eine vertrocknete Gulenklaue, mit rothen Seidenfäden künstlich um-

wickelt und umstrickt und sorgsam in einem ebenfalls fein gestickten Lederbeutel verwahrt.

„Den möcht' ich Euch verehren, Herr, ich weiß, daß seine Kraft wunderbar ist, geheimes Weh zu heilen,“ sagte sie bescheiden und mit herzlichem Ton.

„Mein Weh heilt kein Talisman, gute Ursula,“ hatte er, ehe er es wollte, schmerzlich erwidert.

Sie sah ihn erschrocken an; die Art, wie er sich vergebend zu ihr gesprochen, fiel ihr sehr auf. Aber da er ihren Blick vermied und mit erheucheltem Lachen sagte: „Nun, laßt weiter sehen, Ursula,“ so wandte sie ihre Blicke von ihm, nicht ohne sich unruhig zu fragen, ob ihr in letzter Zeit wieder erwachter Argwohn, daß er noch immer nicht über seine heimliche Leidenschaft für Kordula weg sei, wohl doch begründet sein möchte.

So nahm sie wieder ein Stück nach dem anderen aus der Truhe.

Ein Wurzelmännlein brachte sie nach anderen unbedeutenderen Dingen hervor, sorgsam in feinstes Berg in einem Kasten gebettet, wie eine Puppe in der Wiege, denn allerlei Seidenflächchen hüllten das zauberkräftige Ding ein.

„Das ist ein Uraun!“ sagte sie leise und ehrfürchtig. „Wer den hat, der hat Glück. Den hat mir auch noch die Urahn gegeben, die hat ihn schon von ihrer Mutter geerbt und das Glück ist allezeit bei uns geblieben. In der Johannisnacht und zu Sylvester richte ich ihm ein Mahl vom Besten, was ich erfinden kann, das stelle ich hier auf den Tisch und das Männlein daneben, da thut er sich göttlich und bleibt wohlgefinnt.“



Es war ein wunderbarlich Ding, aus einer Mandragorawurzel gewachsen, ganz anzusehen wie ein altes, häßliches Zwergengesicht mit Armen und Beinen.

„Unter dem Galgen muß es gewachsen sein, mit allerlei Zauber ausgegraben, sonst ist's nicht echt. Aber gut ist dies. Wie ist mir's alleweil im Leben wohl ergangen!“

„Euch, Ursula?“ fragte Burkard Keller halb erstaunt, halb gerührt.

„Nun, gewißlich, Herr! Ich bin im Glück gewesen lebenslang.“

„Aber, Ursula, wenn Ihr geliebt habt, habt Ihr doch entsagen müssen, kein Fingerreif schmückt Eure Hand, kein Eheherr steht neben Euch,“ wandte er ein.

„Nein, Herr Burkard, kein Ring, kein Gatte! Aber seht, ich bin eine kurze Zeit so überschwenglich glücklich gewesen, daß ich für all' mein Leben genug hab' an dem, was mein war und was mir kein Mensch hat nehmen können!“ Ihre Augen glänzten, eine heilige Nahrung sprach aus ihren Zügen.

„Aber daß der Mann Euch hat lassen können, Ursula?“ wandte er ein.

„Ja, seht, Herr, er war für mich wie die Sonne und ich für ihn nur eine kleine Blume, wie ihm viele und vornehmere blühten. Doch, ich meine, daß ich Euch dies schon früher sagte, Herr, und Ihr müßt mir's nicht übel deuten, wenn ich Euch wieder damit komme. Ihr seid der einzige Mensch in der Welt, welcher der Ursula in's Herz geschaut hat. Ihr seht, da sie alt ist, und Einer — ein Anderer, da sie jung war!“



„Ich darf nicht sagen ‚arme Ursula‘, denn Ihr rühmt Euch ja, glücklich zu sein,“ sagte er.

„Nein, Herr, beklagt mich nicht, das thut nicht gut, ich bin nicht zu beklagen,“ bat sie abergläubisch.

Das von Neuem wohlverwahrte Wurzelmännlein wurde bei Seite gestellt und Anderes hergenommen.

Am Grunde der Truhe kamen Ursula's Kostbarkeiten von Gold und Silber. Sie hatte im Dienst ihrer Herrin manches Schmuckstück von fremden Fürstinnen erhalten, auch Gold und sonstige Werthgegenstände. Das Alles zeigte sie ihm vergnügt, bis zulezt aber hatte sie zwei Gegenstände aufgespart, die sie aus dem Erbe der Urahne besonders hoch hielt.

Das war eine kleine, schwere silberne Schale mit Gelenken, zerbrochen zwar, aber doch von Werth, auf deren Grunde ein erhabenes Menschenbild lag, und eine kleine Lampe von seltsamer Form aus minder werthvollem Metall, in deren Bauche eine Anzahl alter Münzen sich befand, sowie auch ein Steinchen, welches ein Edelstein schien, und auf dessen Fläche irgend welche Zeichen eingeritzt waren.

„Seht,“ sagte sie, stolz die Schale zeigend, „das ist von der Urahne Erbe und in der Erde gefunden vor manchem Jahr, es können ihrer wohl hundert sein. Die Urahne hat's nicht erlebt, aber der ihre Ahne hat dabei gestanden, als ihr Mann es beim Ausgraben einer Baumwurzel in der Erde fand. Auch die Stelle wußte die Urahne, hart an dem Wege, der nach der Ebersteinburg und seitwärts nach Kluppenheim durch den Wald führt, gleich unten im Thal,

wo die neun uralten Binden stehen, die schon alt gewesen sind, als die Urahne noch jung war. Dort soll einmal ein Altar der Heiden gewesen sein, aber vielleicht ist das nur so ein Gerede.“

„Das möchte ich nicht glauben, Ursula, wenn Eure Schale da gefunden ist, so kann sie wohl eine Opferschale gewesen sein,“ meinte Burkard Keller.

„Denkt Ihr?“ fragte sie erschreckt und dann setzte sie hinzu: „Wenn's aber ein unheilig Schatzstück wär', hätt's mir gewiß Unglück gebracht, oder sollte das Alraunmännlein es machtlos gemacht haben?“

„Habt keine Sorge deshalb, legt es wieder in Eure Truhe, wenn Ihr's nicht des Silbers wegen verkaufen wollt,“ beruhigte er.

„Nein, nicht verkaufen! Solche Fundstücke muß man aufbewahren, und Unglück haben mir die meinigen ja nicht gebracht,“ tröstete sie sich selbst.

„Woher habt Ihr denn die Lampe und das Gold?“ forschte er.

„Im Gemäuer der Burg hat sie geseffen. Man wollte eine Thüre aufbrechen, da fand man sie, und ein Stück, dies große, lag darin, die andern sind später bald hier, bald da gefunden. Ich habe Alles an mich gebracht um Geld oder anderen Ersatz; die es fanden, konnten doch nichts damit thun und gaben es gern für ein Kleines.“

Sie redeten noch länger über allerlei. Ursula packte dabei wieder ein, was auf dem Tische lag, das Letzte war das Türkengewand.

„Legt es einmal an, Herr, es wird Euch passen,“

sagte sie scherzend und hielt es ihm zum Hineinfahren bereit.

Er ging auf den Scherz ein und zog es an. Dann stand Ursula und bewunderte ihn, bis ihr einfiel, er müsse einen Turban haben, und sie rasch einen solchen von einem weißen Tuche machte.

„Ursel! Ursel! Der Türke war wohl Euer Liebhaber?“ neckte Burkard sie, als sie ihm den Turban auf den Kopf setzte.

Sie lachte nur.

Plötzlich erschrakten Beide; vor dem Fenster der Ursula hörten sie ein Flüstern, ein Geräusch, und ausblickend sahen sie in dem Dunkel draußen zwei Gesichter mit entsetzten Mienen in das Zimmer starren, dann aber sofort mit einem Aufschrei verschwinden. Das trübe, grünliche Glas der Scheiben, der ungewisse Schein der Lampe, welche auf einem drehbaren Arm von Holz befestigt über dem Tische angebracht war, machten es unmöglich, zu erkennen, wer die Laufcher waren.

„Sie müssen eine Leiter angelegt haben, die Wichte,“ schalt Ursula, blickte hinaus und richtig, da war die Leiter, von den Laufchern war nichts mehr zu sehen.

„Ursula, die haben mich zuverlässig für den leibhaftigen Gottseibeius gehalten,“ lachte Burkard Keller.

„Und werden morgen schöne Dinge in der Burg herumtragen, Herr,“ erwiderte sie bedrückt.

„Ei, laßt sie, was ist's denn weiter!“ beschied er sie.

Nun war aber das stille Plaudern doch gestört, und so trennten sie sich.

Als am anderen Morgen Burkard Keller eben seiner

Herrin Bericht erstattete über den Verlauf der Nacht für den Kranken, wurden zugleich zwei Meldungen gemacht.

Der Doktor Torbelli hat die Frau Markgräfin in wichtiger Sache um Gehör, und für den Herrn Burkard war Besuch gekommen, ein gar lieber Besuch, sein Bruder Hubert.

„Das freut mich für Euch, Keller! Ihr seht meist immer so trübe jezt, und ich weiß wohl, es ist die harte Pflicht, die Euch die Fröhlichkeit raubt, aber da wir Euch nicht missen können, müssen wir dulden, Euch leiden zu sehen. Um so besser ist es, daß der Bruder kommt, Euch aufzuheitern,“ sagte gütig die Markgräfin, beschied den Diener, daß man Torbelli in ihr Arbeitszimmer führen solle, und ließ Hubert Keller herauf holen, denn sie sagte, sie wolle ihm gleich an's Herz legen, daß er eine Weile bei ihnen auf der Burg bleibe.

„Das kann ich nicht, Eure Durchlaucht,“ war die Antwort Hubert v. Keller's, der schön, kraftvoll und energisch wie immer bald darauf vor ihr stand und mit bescheidener Höflichkeit seine Freude über den guten Empfang ausgesprochen hatte, „das kann ich nicht, weil ich versprochen habe, bei unseren Kuppenheimer Verwandten als Gast eine Weile zu bleiben. Der Vogt und ich trafen uns in Kastatt, und dort überredete er mich, mit ihm zu kommen.“

„So, so! Nun, da behalten wir Euch aber doch in der Nähe und sehen Euch oftmals bei uns, Herr Hubert. Ihr seid jeder Zeit von Herzen willkommen,“ sagte die Markgräfin und entließ die Brüder, nachdem sie viel Lobendes über Burkard und viel Dankbares über seine Treue gesagt hatte.

Sie galt für eine sehr kluge Dame und merkte an den Augen Hubert Keller's sogleich, daß er Manches im Sinn trug, welches er wohl nur seinem Bruder sagen wollte. Es war ihr lieb, daß Hubert kam, die merklich erkaltete Neigung seines Bruders für Isa wärmer zu stimmen und durch gütiges Zureden einen wahrscheinlich schon länger fortgesponnenen Zwist zwischen dem Brautpaare zu be- gleichen.

Während sie sich zu dem ihrer wartenden Torbelli be- gab, gingen die Brüder nach Burkard's Stube; auf dem Wege dahin äußerte Burkard nur wenige Worte, auch Hubert schien mit seinen Gedanken sehr beschäftigt und stellte nur einige halb verlegene Fragen.

Raum hatte sich aber die Thüre hinter ihnen geschlossen, als Hubert mit der ganzen brüderlichen Liebe, die immer zwischen ihnen bestanden, beide Arme um Burkard schlang und mit dem Ausdruck lebhafter Sorge rief: „Ach, Bru- der, wie hast Du Dich verändert! Hättest Du doch des Vaters Ruf befolgt, meiner Bitte Gehör gegeben! Wärest Du heimgekehrt, Burkard! Du siehst Dir selbst nicht mehr ähnlich, und wahrlich, ich fange an zu fürchten, es ist Wahres an dem, was man der Ursula nachsagt, daß sie Dich mit Zauberei umgarnt!“

„Das ist Dein Spaß, Hubert, die Ursula kennt der Vater ja noch aus seiner Jugend und weiß, daß sie auf ihre Art klug ist und gut auf jede Art.“

„Ja, ja, schön ist sie auch gewesen, der Böse sucht sich die Feinsten aus, und wenn ich Dir meine Meinung sagen soll, so glaube ich, die Ursula hat den Vater auch im

Wahr gehabt, ehe der die Mutter kannte, er hält noch jetzt große Stücke auf sie und will von dem Zauber nichts hören, sagt, es sei Narretei und schämliche Lüge," erwiderte Hubert zweifelnd.

Burkard antwortete nicht. Ein Ausdruck unbeschreiblicher Trostlosigkeit lag, ohne daß er es wußte, auf seinen Mienen, in seinen Augen, seiner ganzen Erscheinung.

„Was ist Dir, Bruder, Du bist unglücklich, Du, den man beneiden möchte!" rief Hubert Kellner ganz erschüttert und schlang abermals seinen Arm um des Bruders Nacken.

Ein Beben schüttelte diesen, dann raffte er sich aber zusammen.

„Laß mich!" wehrte er Hubert ab, schroffer, als er selbst wußte.

„Du bist nicht allein unglücklich, Burkard, Du machst auch Andere dazu," fuhr Hubert jetzt ruhiger, aber in immer noch warmem, liebevollem Tone fort. „Wir hatten von Diesem und Jenem allerlei sagen hören; das, was Ihr hier auf der Burg treibt, macht viel Gerede, doch der Vater achtete es nicht, und ich war die meiste Zeit in Heidelberg und kümmerte mich wenig darum. Da ging ich neulich den Durlacher Herrn, Deines Markgrafen Vetter, zu besuchen, und traf den Vogt dort, der mich, sobald er konnte, bei Seite nahm und mir mit Betrübniß und Sorge erzählte, wie die Isa sich Härme über Dein seltsames Verhalten, und wie auch er und sein Weib nicht klug werden könnten aus Dir, denn schon lange wärest Du mit der Isa nicht so, wie Liebesleute zu sein pflegen, und wenn Du kämest, siehst Du finster, bedrückt und von fremdlicher

Unruhe sichtbarlich gepeinigt. Die Iſa weine und ſchäme ſich vor den Leuten, weil ſie ſo gar groß gethan mit ihrer Brautſchaft und ihrem geprieſenen Schatz; ſie ſei auch eiferſüchtig, bald auf die Kordula v. Juchenheim, bald auf die Urſula, und im Grunde wiſſe ſie nicht auf wen. Ich ſolle mitkommen, bat der Vogt, ſolle Euch wieder zuſammen bringen, wenn etwa ein Streit oder Verdruß zwiſchen Euch ſei, und ſolle ihn und ſein Kind vor der unverdienten Schande bewahren, daß Du die Iſa zum Narren hielteſt.“

„So, ſo!“ murmelte Burkard finſter, aber er ſah ſo blaß aus wie eine Leiche und ſeine Stirn ſchien düſter wie eine Gewitterwolke.

„Ich habe dem Vogt zu bedenken gegeben, Bruder, wie Dein Leben ein gar zu anſtrengendes ſei, und daß Du nicht umſonſt von der Frau Marktgräfin und dem regierenden Herrn ſo über die Maßen gelobt und geehrt würdeſt. Das gibt mir der Vogt auch gerne zu; er iſt ein guter, wohlmeinender Mann und läßt Dir alle Gerechtigkeit widerfahren. Die Mutter auch; die Iſa aber hat ſich bei mir recht ausgeweint und meint, Du ſieheſt nicht brav gegen ſie, denn ſie habe wiſſentlich Dir nur Liebes erwieſen, nimmer Dir ein böſes Wort gegeben, und doch mache Deine Mißachtung ſie zum Geſpött der Leute. Sage mir, Burkard, lieber Bruder, hat ſie Dich erzürnt in Worten oder Thun, daß Du ſie ſtrafen willſt?“

Es trat ein Schweigen ein; Burkard's beſſeres Selbſt rief: „Bekenne! Bekenne dem Bruder Deine Schuld!“ und doch kam ihm dies Bekenntniß nie ſo fürchtbar ſchwer vor, wie heute. Er ſah ſchon Hubert's Augen, ſeinen offenen,

klaren Blick auf ihn sich richten in höchstem Entsetzen über seine Doppelzüngigkeit, und dann war ihm, als stände Cordula vor ihm, den Finger mit flehender Geberde auf den Mund gelegt.

„Du schweigst, Burkard?“ fragte Hubert von Neuem und seine Stimme klang merklich schärfer. „So hat sich also wohl Ilsa gegen Dich verfehlt und Du willst es nur nicht sagen?“

„Nein, nein, Du irrst! Die Ilsa hat keine Schuld!“ rief er.

„Sie hat keine Schuld, sagst Du, und der Vogt ist es, der Dich bei mir auf's Beste entschuldigt und Alles mit Deiner schweren Pflicht und Deiner Sorge um Herrn Christoph erklärt? So wird also kaum eine Versöhnung nöthig sein; komm mit mir, sprich selbst zu der Ilsa, sie ist ein gar holdes, liebreizendes Mägdlein und der Mann wohl glücklich zu preisen, dem sie an seinen Herd folgt. Komm' mit! Haben wir Euch nur erst Beide auf der Yburg, wie es der Vater so heiß ersehnt, dann wird schon Alles gut werden, und Du Aermster lebst dort auch wieder auf in der schönen Stille unserer Burg.“

Burkard Keller hatte nichts gehört von des Bruders liebevollen Worten, als das Eine: „Sprich selbst zu der Ilsa!“ Ja, ja, es mußte sein, es mußte ein Ende werden dieser Qual, dieser schmachvollen Lage.

„Ich gehe mit Dir!“ sagte er wie im Traume. Er sah sich in der Stube beim Vogt, sah diesen, die Wögtin, Ilsa, Hubert um sich her stehen, sah sich, wie er das schreckliche Bekenntniß aussprach.

„Es wäre feig, Hubert die schlimme Sache aufzubürden, ich gehe selbst,“ redete er sich ein, um sein jetziges Verstummen vor sich zu rechtfertigen.

Inzwischen brachte man ihnen auf der Marktgräfin besonderes Geheiß Erfrischungen, und Hubert erklärte, er sei hungrig und durstig.

Burkard konnte nicht essen, aber ihm war, als mache ihm der Entschluß jetzt, in des Bruders Gegenwart die Entscheidung herbei zu führen, das Herz leichter.

„Es ist gut, Bruder, daß Du kamst. Mir ist, als würde mir besser zu Muth!“ sagte er mit tiefem, erleichterndem Seufzer.

„Das wußt' ich wohl, daß mein Burkard nicht anders sein könnte!“ rief Hubert glücklich lachend.

Sie setzten sich zusammen nieder. Der Jüngere erzählte vom Vater, von den Burgleuten, von Heidelberg und den dortigen Freunden, dann wieder von Isa und daß sie ihm ihre Spinde aufgeschlossen und ihm traurig gezeigt, wie fleißig sie mit der Mutter und den Mägden geschafft habe an ihrer Aussteuer, und wie viel kostbares Geräth die Eltern in einer Stube des Amtshauses für sie aufgespeichert hatten.

Er zerriß Burkard das Herz mit solchen Schilderungen und dem warmen Lob Isa's, aber er fühlte heute auch, daß, so strafbar man ihn in des Vogts Hause vielleicht halten werde, er doch keine nähere Pflicht gegen Isa wie gegen Kordula habe. Die glühende Liebe zu der Letzteren wurde ihm nie so voll bewußt, wie jetzt, und die heilige Berechtigung dieser Liebe, wie Kordula sie immer aufgefaßt,

meinte er, werde ihm Worte eingeben, die den Bogt und die Seinigen, besonders Isa, von seiner Schuldlosigkeit in gewissem Sinne überzeugte. Hätte er nur vermocht, Isa zu reicherm Glücke zu verhelfen, als er ihr zu bieten vermocht!

Still und nachdenklich, aber mit entschlossener Miene saß er neben dem Bruder, blickte wie ein Durstender in dessen treue, liebevolle Augen, und die friedvolle Ruhe, die ihm in diesem Anblicke kam, wuchs in seinem Herzen. Ihm war zu Muth, als habe ihm nur einer der Seinen gefehlt, um Herr zu werden über dies unselige Schwanken. Er sah daneben jetzt auch klar ein, wie er in anderer Richtung gefehlt hatte, wie er hoffärtig und stolz geworden war durch all' das Lob, das man ihm spendet; ihm wurde selbst bewußt, daß er sich sehr verändert, und heißes Sehnen nach seinem früheren Ich, nach dem Burkard, der so frisch und frohherzig, so schlicht und bescheiden auf die Burg gekommen war, erwachte in ihm, zugleich mit der beglückenden Hoffnung, daß er wieder werden könnte, was er gewesen.

„So bin ich denn gekommen, Dich zur Isa zu holen,“ sagte Hubert, nachdem er sich erquickt, „und ich bitte Dich, gehe mit mir, Du findest freundliche Herzen, man verlangt ja nur, sich nicht ferner über den Eidam betrüben zu brauchen.“

Ja, er wollte mitgehen. Nur daß Hubert sich gänzlich irrte über den Zweck, den er dabei hatte. Daß er den Bruder zum Zeugen seines Bekenntnisses haben sollte, ihn, der sicherlich nicht taub bleiben würde gegen die Wahrheit, und der ihm auf diesem mißlichen Gang auch gewiß die

Gerechtigkeit nicht versagte, machte ihn ganz ruhig und klar. Er hätte sich an den Bruder klammern mögen, wie ein Kind an die Hand der Mutter, und so stolz und befehlend er auch gegen Alle sich gezeigt hatte, so demüthig war ihm jezt um's Herz. Seine Sache lag ungünstig genug für ihn, aber vollendet sollte sie werden.

Er schickte Ursula, ihm bei der Marktgräfin für heute Urlaub zu erwirken, der auch ohne Zögern bewilligt wurde.

Gleich darauf begaben sich die Brüder auf den Weg, Burkard froh, daß ihm Kordula nicht begegnete und ihr Anblick, ihre lockenden Augen ihn nicht von seinem Entschluß abwendig machen konnten.

Von der Burg bog der Weg nach Ruppenheim rechts ab. Durch den Tannental ging's eine Strecke bergabwärts, dann kam ein Stück junger Buchen und zwischen ihnen hart am Wege standen neun im Kreise gepflanzte uralte Linden, wo eine Steinbank zum Ausruhen einlud, denn diesen Weg wandelten die Marktgräfin und ihre Fräulein mit Vorliebe zur Sommerzeit, wenn es ihnen in der Burg zu enge wurde.

Als sie vorüber gingen, dachte Burkard Keller auch flüchtig an Ursula's Erzählung von der gefundenen Schale; mitten in dem Kreise der Linden stand er aber plötzlich still wie angewurzelt und dann schüttelte er sich und schritt weiter.

„Was ist Dir?“ fragte sein Bruder.

„Nichts Besonderes, mir lief nur so ein kalter Schauer über den Leib,“ sagte der Andere, „es ist kühl dort unter den Bäumen.“

„Nicht doch, nicht kühler, wie überall hier; die Bäume haben ja alle ringsum noch kein Laub, aber schau, die Knospen öffnen sich schon,“ meinte Hubert.

Burkard Keller stand abermals still und sah sich um. Tausende von Anemonen, Primeln, Märzweilchen blühten ringsum, Gras und Kräuter grünteu lustig.

„Ein schöner stiller Ort, begraben zu liegen, so mitten im Wald, wo es ruhig ist!“ sagte er mit großen, ernst blickenden Augen.

„Was schaffst Dir aber nur solche Gedanken?“ rief sein Bruder bestürzt und sorgenvoll, denn ihm kam das Wesen Burkard's doch gar zu verändert vor. „Wie kommst Du auf dergleichen?“ wiederholte er die Frage.

„Man sagt, wo Einen ein solcher Schauer packt, da geht man über das eigene Grab, und er packte mich bis in's Herz,“ erwiderte Burkard gedankenvoll.

Dann horchte er auf, winkte dem Bruder, und der setzte sich verwundert mit ihm auf die Steinbank.

„Horch!“ sagte Burkard und hatte dabei eine seltsam feierliche Miene.

Von rechts herüber, aus der Ebene, tönte fernes Glockenläuten, das brach sich an den von leisem Frühlingwind bewegten Tannenzwipfeln vor ihnen und, als zersplitterte sich der Klang in allerlei wirren Tönen, so ging eine leise, zitternde Musik durch den vom Sonnenlicht überflutheten Wald, ganz sacht, so leise und klar wie etwas Ueberirdisches.

Hubert Keller horchte erstaunt dem geisterhaften Klingen; Burkard war noch bleicher geworden, als er schon gewesen,

doch strahlten seine Augen wie in Begeisterung, und er rührte sich nicht, als auch schon lange die fernen Glocken schwiegen und damit dies leise Tönen.

„Es waren die Kuppenheimer Glocken,“ sagte Hubert endlich.

„Ja, ja!“ erwiderte sein Bruder, dachte aber bei sich ganz anders, denn in sein Herz war der Klang gefallen wie eine himmlische Verheißung.

Als sie auf den Hof des Amtshauses traten, dessen stattliche Räume nebst den Gärten dem Bogt zum Wohnsitz angewiesen waren, standen Reitpferde und Sänften, umgeben von des Bogts Knechten und fremden Dienern, da. Es waren Gäste gekommen aus Rastatt und Gernsbach. Burkard wollte, von Neuem aufgeregt, sofort wieder zurückkehren, aber der Bogt riß gerade das Fenster auf, einen Befehl zu ertheilen, sah ihn und Hubert und winkte ihnen freundlichen Willkommen. Im Hause gab es ein großes Durcheinander. Isa mußte, da die Schaffnerin erkrankt war, in der Küche helfen und hatte viel Hin- und Hergehen, die Bewirthung der Gäste anzuordnen; sie begrüßte Burkard kühl und zurückhaltend, aber nicht unfreundlich, und ihm war das so ganz recht. Hubert hatte nicht zu viel gesagt, man empfing den Bräutigam der Tochter, wie man auch über sein Verhalten denken mochte, vor den Gästen mit der herzlichsten Freundlichkeit, die der Tietenaus schöne Eigenschaft war, und Burkard wurde von den Gästen des Hauses so ehrenvoll begrüßt, wie nur je. Es war nicht daran zu denken, daß er heute sagen könne, was er zu sagen hatte, man nahm ihn von allen Seiten in Anspruch.

In seinem festen Entschluß, den heutigen Tag zu seinen Eröffnungen zu benutzen, wartete Burkard bis zum Fortgang der Gäste, aber da hatte der Vogt sich ein Käusclein getrunken und lag schlafend im Armstuhl, Isa war, wie Burkard mit Erleichterung sah, kühler gegen ihn, als je zuvor, und dies auch während des Abendessens geblieben. Dann als Burkard gehen mußte, schlug sie Hubert vor, ihn mit ihr bis zum Walde zu begleiten, was dieser gern zufrieden war.

Unter gleichgiltigen Gesprächen ging man dahin, Burkard still und wieder in der alten Unruhe, denn neben Isa fühlte er erst recht, daß Kordula ihm über Alles lieb geworden. Das Sprechen war auf Seiten Hubert's und Isa's, und Beide wurden so heiter, daß sie fast des schweigsamen Begleiters vergaßen.

„Ach, Hubert, wäre doch der Burkard wie Ihr!“ meinte Isa, als dieser sich von ihnen getrennt hatte.

„Er wird schon wieder froh werden, wenn er nur erst des Markgrafen Krankstube hinter sich hat,“ tröstete Hubert, „und Ihr werdet ihm die Grillen schon abgewöhnen, liebe Isa.“

„Ja freilich, darin werde ich thun, was ich kann,“ meinte sie. Dann aber klagte sie doch wieder: „Warum kann er nicht sein, wie Ihr, Hubert? Wo Ihr seid, ist Licht, Leben und Freude!“

„Aber ich bin auch nicht immer so lustig, wie heute, Isa; doch bei Euch in Ruppenheim gefällt mir's gar so gut, daß ich meine, ich bin gleich noch einmal so froh, als es für gewöhnlich meine Art ist. Ich möchte schier jauchzen

und jubeln vor Lust, und wenn mir jetzt ein Armer begnnete, ich gäb' ihm ein Stück Geld, wie er es nicht oft bekommt."

"Seht, gerade so ist mir auch zu Sinne!" lachte sie hell auf.

"Das kommt, weil es nun mit dem Burtard wieder gut geht," kamen sie dann überein. —

Als Burtard Keller bei seiner Rückkehr in den Burghof trat, bemerkte er sofort an der Geschäftigkeit, welche er im Vorübergehen in der Küche sah, und an den Bratendüften, die ihm von dort entgegen drangen, daß auch hier Gäste, und zwar unerwartete, gekommen sein mußten, da das Abendessen so auffällig verspätet wurde.

Am Brunnen standen die Knechte der Burg mit fremden zusammen, und Anton meldete seinem jungen Herrn denn auch, sobald er seiner ansichtig wurde, daß Graf Antonio wieder angelangt sei, unerwartet zwar, aber um so freudiger begrüßt von der Markgräfin und dem Fräulein Kordula.

Er wollte noch mehr erzählen, denn er begann eben: „Auch hat sich noch allerlei Anderes zugetragen in der Burg, Herr, was Euch aber nicht angenehm zu hören sein wird —“ als des Markgrafen alter Dieter kam und in beweglichen Worten meldete, Durchlaucht habe schon seit Mittag mit großer Unruhe nach Herrn Burtard verlangt, und Jungfer Ursula könne seine Ungeduld nicht mehr beschwichtigen, so daß ein Anfall zu fürchten sei.

Bestürzt von der Nachricht, daß Antonio gekommen, betroffen und heftig erregt darüber, daß Kordula so be-

sonders freudig den ungeliebten Verlobten empfangen, und kaum noch hörend, was Anton von anderen Unannehmlichkeiten gesagt, mußte Burkard Keller zu seinem Patienten eilen, den Kopf und das Herz voll widersprechender Gedanken und Gefühle.

Der Markgraf empfing ihn heute einmal wieder voll Freude und nahm ihn gleich ganz und gar in Anspruch. Ursula, das sah er, hatte geweint und sah sehr aufgeregt aus.

„Ich muß Euch hernach noch sprechen, wartet hier auf mich, in meinem Zimmer sind wir vor Lauschern nicht sicher,“ flüsterte sie ihm zu und folgte einem Rufe der Markgräfin.

Der Abend wurde Burkard Keller lang bei den verwirrten Reden seines Kranken, der gleichwohl seit Wochen nicht so vergnügt und liebevoll zu ihm, als zu seinem lieben, treuen Freunde Ulrich, geredet hatte.

Erst spät kam dem Markgrafen der Schlaf und dann dauerte es eine ganze Weile, bis Ursula ihm in das Vorzimmer winkte und dort gleich eifrig zu reden begann.

Sie wußte viel und Aufregendes zu berichten.

Torbelli hatte bei der Markgräfin, die bis jetzt sich mit voller Ueberzeugung gegen jede Beunruhigung Ursula's wegen ihrer angeblichen Zauberei verwahrt hatte, solche Dinge vorgebracht, daß diese, immer noch in dem Wunsche, Ursula zu vertheidigen und ihr zur Rechtfertigung Gelegenheit zu geben, dieselbe rufen ließ.

„Und da kam es denn an den Tag, Herr Burkard, die unverschämten Lauscher, die uns gestern Abend erschreckten,

sind der Signor Torbelli und sein Diener gewesen, und dann ist der Torbelli zur Markgräfin gelaufen und hat gesagt, Ihr und ich trieben Teufelswerk und sie hätten ganz deutlich gesehen, daß wir dem Bösen geopfert und daß Ihr priesterlich Zeug dabei angehabt," fuhr sie fort. „Es half mir wenig, daß ich, zornig wie ich war, mich verschwor, daß sei Alles niederträchtige Lüge, der Signore beharrte bei seinen Anklagen und es gab einen Streit, wie er nicht schlimmer sein kann. Ich aber wußte mir keinen Rath, als daß ich meine Durchlaucht bat, mit mir in meine Stube zu gehen, dort wolle ich ihr sogleich die Truhe aufschließen und das Türkenkleid, von dem sie aus jenen Jahren her gottlob noch wußte, zeigen. Aber was meint Ihr? Der Signore in seinem Argwohn bestand darauf, er als ein Kenner solcher Teufelskünste müsse Zeuge sein, denn auch ein scheinbar ganz unschuldig Kleid könne zu teuflischen Zwecken benützt werden. Und so hab' ich nachgeben und aufschließen müssen und die Durchlaucht hat gesagt, meine Unschuld sei erwiesen; dieser freche Torbelli aber hat mich ausgezankt, wie wenn ich eine niedere Magd wäre, hat geschrien, ich sei nicht viel besser, als eine abergläubische Heidin, und ich solle mich durch Reue und Beichte und Meßbesuch christlicher erweisen, oder er werde die Anzeichen meiner Zauberei und meine Widerspenstigkeit, sie abzutun, den Gerichten melden. O, Herr Burkard, mir das, diese Reden mir! Es war aber nur, weil er mich fühlen lassen wollte, daß er doch höher sei, als ich. Es ist ja nur, wir Beiden haben ihm zu viel Ansehen auf der Burg, und weil es ihn arg verdroß, daß meine durch-

lauchtige Frau mir die Hand auf die Schulter legte und gütig sagte: ‚Ursula, thu dem Signore doch den Willen mit der Beichte, ich weiß, was mein lieber, armer Herr und ich an Dir haben und ich bleibe Dir günstig gesinnt,‘ nur darum eiferte er um so giftiger. Ich aber habe ihm auch nichts gespart, ich habe gesagt: ‚Nach dem Lichten-thaler Kloster geh’ ich, Durchlaucht, dort will ich Kerzen stiften und der heiligen Jungfrau ein neues Kleid, hier auf der Burg beichte ich nicht, bloß weil der Italiener es will.‘

Ich sage Euch, Herr Burkard, grün und gelb sah aber der Torbelli aus vor Wuth. Und hernach hat er mir leise zugeflüstert, daß es die Durchlaucht nicht hörte: ‚Guer Galan und Ihr habt gute Ursache, mich zu hassen. Will er keinen Frieden, so habe er den Streit von Neuem.‘

„Der Unverschämte!“ rief Burkard, aber lachte dazu; die Frechheit verdroß ihn kaum, sie belustigte ihn beinahe.

Darüber lachte dann Ursula auch: „Der Narr, ich könnte Eure Mutter sein; aber es ist nichts so schmähslich, so ein schlechter Mensch traut jedem Andern auch Schlimmes zu.“

Dann kamen sie auf die Dinge, welche Burkard wichtiger schienen, als Torbelli's Betragen, und nach denen er doch nicht fragen wollte. Ursula erzählte auch von selbst. „Wißt Ihr's denn schon, daß Graf Antonio gekommen ist?“ fragte sie, ihn mit ernster Forschung ansehend.

„Ja, der Anton erzählte es mir; was führt ihn denn schon zurück, ich denke, die Hochzeit soll erst zu Pfingsten sein?“ sagte er, so gleichgiltig wie möglich thugend.

„Weiß nicht, Herr Burkard, vielleicht ist's die Lange-

weile, oder auch die Sehnsucht nach der Braut," erwiderte sie und er fühlte ihren ihn heimlich beobachtenden Blick.

"Nun, mir kann's einerlei sein!" sagte er obenhin und ging in seine Stube.

"Den Antonio schickt der Himmel selbst," dachte er. "Jetzt muß unsere Sache zu Ende kommen und sie soll es. Gleich morgen trete ich vor die Frau Markgräfin hin, bitte sie, den Grafen rufen zu lassen und in ihrer Gegenwart sage ich ihm Alles. Dann kann keinerlei Lüge und Verleumdung uns treffen, Frau Ottilie ist eine gerechte, edle Dame, und dem Antonio bin ich zu jeder Sühne erbötig, aber der schöne Herr war niemals mit dem Schwert bei der Hand, Zungenstreit ist ihm lieber, als der mit dem Degen, und des Torbelli Ränke dünken ihn sicherer als ehrlicher Zweikampf.

An Schlaf war nicht zu denken, er fragte sich, ob er Hubert zu dem Gespräch bei der Markgräfin rufen lassen sollte? Doch das nahm zu viel Zeit weg. Und was brauchte er Hubert, wenn er die Markgräfin zur Zeugin hatte? Auch gegen die Lietenaus wurde seine Stellung erleichtert durch eine vorhergegangene Auseinandersetzung mit Antonio! Er freute sich des kommenden Morgens! Endlich, endlich war die Entscheidung da und in einer erwünschten Weise! Kordula hatte also Recht, als sie immer mahnte, zu warten, bis der rechte Augenblick sich finde. Jetzt war dieser gekommen. Aber was hieß es, daß Kordula ihren Verlobten so freudig empfing?

Der eine Gedanke hatte neben jedem anderen, der ihm durch den Kopf ging, sein Recht behauptet, er war ihn

keine Sekunde los geworden; jetzt, wo er im Klaren mit sich war über sein eigenes Thun, wuchs er über alle anderen hin, und nur ein gewisser eifersüchtiger Neid, Antonio auch nur die leiseste anscheinende Gunst Kordula's gönnen zu müssen, ließ ihn unruhig auf und ab gehen.

Er meinte bei sich, Kordula sei in dem Bemühen, sich nicht zu verrathen und in dem ersten Schrecken über Antonio's Ankunft bei dem Empfang zärtlicher gewesen, als sie wohl gewollt.

Aber selbst diese Erklärung milderte seinen Aerger nicht.

Er haßte Antonio nie so bitter, als wegen dieser Zärtlichkeit Kordula's, eine Zärtlichkeit, auf die Keiner ein Recht hatte, als er selbst. Erst sehr spät kam ihm der Schlaf und auch der war ein unruhiger, von wirren Träumen gequälter.

Die Leute in der Burg fanden für die viele Zeit, die ihnen übrig blieb, wenig Gelegenheit, sich angenehm zu zerstreuen. Das Thun und Lassen jedes Einzelnen bildete daher den wichtigsten Gegenstand ihrer Unterhaltung, und in dem Bedürfniß darnach suchte man selten vergebens nach einem geeigneten Stoff, denn es gab in Hohenbaden weder Mann noch Weib, die nicht, der scharfsichtigen Beobachtung seitens der Uebrigen ausgesetzt, Anlaß für Lob und Tadel gegeben hätten.

Darum wurde die Entdeckung der Zauberkünste, welche Ursula und Burtard Keller trieben, denn auch in der Küche

und in den Ställen ebenso lebhaft besprochen, wie in der Herrenstube und dem Frauengemach.

Als Burkard, wie es seine Gewohnheit war, am anderen Morgen zuerst den Markgrafen besucht hatte und dann mit ernster und entschlossener Miene und Haltung über den Schloßhof ging, der Gemahlin desselben zuerst den Bericht zu erstatten, der heute ein erfreulicher war, dann aber sein Vorhaben auszuführen, geschah ihm nichts Ueberraschendes, als er auf seinem Wege in jedem Antlitz die Neugier sah, verbunden mit dem mehr oder minder lebhaften Grauen, welches Einzelne bei dem Anblick des „Teufelsmedikus“ empfanden. Er hatte das ja nun schon länger mit Verachtung und sogar mit einer gewissen Genugthuung ertragen, denn in seiner, wenn auch größtentheils selbstverschuldeten Verbitterung war es ihm schon ganz recht gewesen, Furcht einzusüßen.

Heute aber kam es ihm vor, als mische sich in die furchtsame Neugier eine schlecht verstellte Frechheit und als hätte man sich weniger als sonst, ihn das Flüstern hören zu lassen, welches die sichere Folge seines Vorübergehens war.

Der schon zur Gewohnheit gewordene Ausdruck des abweisenden Hochmuths hatte sich, ohne daß er es wußte, bei dieser Wahrnehmung deutlicher als je in seinem Gesichte ausgeprägt; er verachtete das dumme Volk, welches ihn so anstarrte, und trotz dieser Verachtung ärgerte es ihn doch.

Aber Alles das war doch schon, flüchtig wie ein Schatten, aus seiner Seele geschwunden bei der in ihm plötzlich

mächtig aufleuchtenden Erinnerung an Kordula's Liebe. Ihm war, als höre er neben sich das bestrickende: „Burkard, mein Burkard!“ welches ihn so oft selbst in der finstersten Stimmung bis zur Bethörung hingerissen, und diese Erinnerung machte ihm den schweren heutigen Gang leicht.

So schritt er die Stiegen hinan. Oft hatte er Kordula bei der Marktgräfin getroffen, wo sie dann jedesmal sich zwang, so gelassen und gleichmüthig zu scheinen, als sei er ihr der fremdeste Mensch. Burkard ahnte nicht, daß Kordula's Verstellung Niemand getäuscht, und daß man nur an seiner anscheinenden Kälte irre geworden war. Früher freute er sich dieses flüchtigen Zusammentreffens schon Stunden lang vorher, heute fragte er sich mit heimlicher Angst, ob Kordula dort sein werde?

Aber da war schon die Thüre des Vorgemachs, da stand er mitten darin und nun legte er die Hand auf das Thürschloß zu dem uns bekannten Arbeitszimmer, denn er durfte ohne Meldung eintreten und zugleich ertönte — er fuhr zusammen wie bei etwas Erschreckendem! — das laute, lustige Lachen Kordula's ihm daraus entgegen. Dieser grelle Klang war ihr sonst nicht eigen.

Er öffnete die Thüre und trat ein; mit aller Kraft mußte er aber sich selbst bewachen, daß er sich nicht vergaß bei dem Anblick, der ihm jetzt wurde.

Die Marktgräfin ruhte, wie er sie oft gesehen, in einem Armstuhl, die Hände im Schoß gefaltet. Aber heute saß sie dort mit befriedigtem Lächeln auf die Liebeszene blickend, welche vor ihren Augen sich abspielte. Graf Antonio lehnte der Marktgräfin gegenüber in einem andern Sessel, und auf

feinen Knien, die Arme um seinen Hals geschlungen, mit glühend heißen Wangen und funkelnden Augen saß — die lachende Kordula!

„Ah, Keller, Ihr? Das ist mir lieb, und ich brauche wohl nicht zu bitten, daß Ihr dieser übermüthigen Leuten nicht spottet? Seid ja selbst erst gestern bei der Isa gewesen und wißt, daß es nicht anders hergeht mit rechten Brautleuten,“ rief ihm die Markgräfin heiter entgegen.

Die „übermüthigen Leuten“ ließen sich auch durchaus nicht stören. Kordula v. Zugenheim's Augen funkelten vielleicht noch etwas mehr und ihr Lachen wurde noch etwas schärfer und aufgeregter, sonst aber veränderte sich weder ihr Gesicht noch ihre Stellung.

„Ei sieh da, Herr Burkard!“ rief sie ihm lustig entgegen, „seid gegrüßt, Herr Teufelsmedikus! Ihr macht schöne Dinge! Um Euren alten Schatz, die Urjel, wird Euch Keiner beneiden, wenn es nicht etwa die Isa ist, welche die Urjel Euch nicht gönnt. Das arme Ding! war immer schon so eifersüchtig und muß nun solches erleben! Nun, ich denke, Ihr seid gestern sehr eilig gewesen, Eure schlimmen Streiche zu bekennen und die Ruthe zu bekommen, denn man weiß ja, die Isa ist so vernarrt in Euch, wie Keine mehr. Aber streng Regiment führt sie schon vor der Ehe, und es ist brav, daß Ihr sogleich hübsch folgsam seid, wenn sie Boten schickt! Sagt, Herr Burkard, habt Ihr Abbitte und Buße gethan, da Euer Bruder kam und Euch beim Ohr nahm?“

Sie hatte das Alles so übermüthig und so spottend gerufen, und Graf Antonio wollte sich dabei halb todt lachen,

daß die Markgräfin, die erst erstaunt, dann kopfschüttelnd und mit Augen und Mienen vergeblich Winke machend, von Einem zum Andern sah, aber gar nicht zu Worte kommen konnte.

„Ihr müßt Euch wirklich einmal in dem Türkenroß zeigen, Herr Doktor Keller, es ist nicht schön von Euch, daß die Ursel Euch allein in Eurer Herrlichkeit bewundern darf!“ rief der Graf dann, und Cordula machte eine spöttisch mitleidige Miene, schüttelte bedauernd das Köpfchen und höhnte: „Aber wahrlich, Ihr armer Herr, Euer Geschmack für die alte Ursel ist schier unbegreiflich, sie hat Euch wohl einen Liebestrank gegeben, Ihr Aermster, und Ihr könnt nun gar nicht wieder los von der verwelkten Huzel!“ Und dann schaute sie mit herausfordernder Bärtlichkeit ihrem Grafen in's Gesicht und sagte ängstlich thugend: „Gelt, Antonio, Ihr habt die Isa v. Tietenau gern gehabt, aber dann doch um mich geworben, Ihr werdet mir aber doch auch treu bleiben? Der arme Herr Burkard ist verhezt, er nimmt mit der Ursel fürlieb, da er doch die Isa zur Braut hat. Ach, welche schlimme Welt ist es! Oder sagt, Herr, redet doch! Hat denn die Isa Euch vergeben und wann soll die Hochzeit sein? Wenn's die Ursel Euch erlaubt, könntet Ihr auf einen Tag mit uns freien, das gäbe sicherlich eine lustige Doppelhochzeit, denn was Ihr zu finster und mißvergnügt seid, ist mein Antonio zu übermüthig.“

„Hat auch Ursache dazu, wie der Keller wohl Ursach' haben wird, so sauer zu sehen!“ rief Antonio und küßte seine Braut.

„Nun laßt's aber genug sein der Thorheit,“ rief die Markgräfin erschreckt von dem Ausdruck in des finsternen, wortlosen Burkard's Mienen, der geisterbleich und wie verstummt vor Staunen und Wuth dastand und nicht zu wissen schien, wo er war. „Kommt, Herr Burkard, folgt mir in mein Stübchen, ich habe Mehreres mit Euch zu sprechen!“

Dabei nahm sie den ob des Hohns vor Zorn Webenden am Arm und zog ihn eilig in das Nebenzimmer, die Thüre hinter sich schließend.

„Daß Ihr auch so zornmüthig seid, Keller!“ rief sie dann vortwurfsvoll. „Ihr wißt doch, wie übermüthig Liebesleute manchmal sind, und die Kordula gar, die erst gar keine glückliche Braut war und die nun in das Gegentheil umgeschlagen ist. Sie hat dem Antonio bekannt, daß man ihr, als sie schon das Jawort gegeben, erzählt habe, wie er um die Isa geworben, und daß ihm nur der Keller die Isa weggenommen habe. Darüber sei sie vor Aerger fast von Sinnen gekommen, bis sie sich nun eines Besseren besonnen habe. Und den Antonio, den kennt Ihr doch längst, Keller, er ist nun einmal mit Euch auf schlechtem Vertrag; sein Spotten ist nicht so böse gemeint, seid Ihr nur vernünftig, er soll Euch beweisen, daß er keine schlimme Absicht hat.“

Die Markgräfin hatte in ihrer gutherzigen und verständigen Weise das Alles auf den vor ihr stehenden Burkard hinein gesprochen, ohne daß sie wußte, ob er sie überhaupt hörte. Denn bleich, mit ganz verändertem Gesichte starrte er vor sich hin, sagte wie von Sinnen nur:

„Ja, ja!“ und war so gänzlich außer Stande, mit ihr in seiner sonstigen Art zu reden, daß sie freundlich zurendend von Neuem sprach: „Hört, Keller, Ihr seid doch stolzer, als recht ist. Eure Herrin bittet Euch, daß Ihr Nachsicht übet mit ihrem Verwandten, und Ihr laßt sie, wie es scheint, vergebens bitten.“

Das brachte denn so weit eine Wirkung auf ihn hervor, daß er sich besann, wie er zu antworten habe und dies in mühsamer Weise that.

„Wollt Ihr, da Ihr nicht in froher Laune seid, Lieber Keller, und das Gelächter und die Heiterkeit vielleicht gern meidet, auch diese Lage lieber für Euch allein speisen?“ fragte sie dann noch; sie fürchtete in der That ernstlichen Streit bei der allgemein gereizten Stimmung.

„Wenn meine Herrin mich von ihrer Tafel verbannt, muß ich's in Geduld tragen, es wird nicht für lange sein!“ antwortete er. Ihm war, als breche in ihm und um ihn Alles zusammen, was er für felsenfest gehalten.

„Ach Gott, Keller, Ihr seid aber auch so empfindlich!“ klagte sie. „Es kommt mir ja nicht in den Sinn, Euch Anderes zu thun, als Gutes und Liebes, Ihr aber sucht in jedem Wort Stacheln und Dornen. O Keller, wie habt Ihr Euch verändert!“

Ihre Güte rührte ihn nun doch. „Ja, Durchlaucht,“ sagte er nach Fassung ringend, „vergebt, verzeiht mir, habt noch eine kurze Weile Geduld, es wird besser werden — ich — ich —!“

„Ihr sollt Euch nicht entschuldigen, armer Freund, ich weiß, wie Euch Eure Pflicht aufreibt; Ärger machen sie

Euch auch, doch Euch an das Gerede zu lehren, dazu seid Ihr Euch selbst doch wohl zu gut! Nehmt nun aber unsern guten Willen, Euch zufrieden zu stellen, als That an, und laßt uns wie gute Freunde auch ferner bei einander bleiben. Seht, Keller, missen können wir Euch nicht," fuhr sie fort. „Ihr wißt selbst, es kann Euch Keiner ersetzen. Da hat mir unser lieber Sohn neulich einen Gedanken in die Seele gelegt. Hört also: die Isa zieht zu Euch hier auf die Burg, Ihr sollt Alles eingeräumt haben, wie es für Euch und Eure Verdienste sich ziemt, und ich hoffe, wenn Ihr erst das liebe Weibchen neben Euch habt, so vergehen Euch die Tage freudvoll und schnell, die Euch jetzt schwer werden.“

So überhäufte sie ihn mit Güte. Er fühlte, daß er ihr danken müsse; mühsam stammelte er Einiges, was sich eben als passende Antwort schickte und athmete erleichtert auf, als sie ihn entließ.

Gleich darauf aber schlugen die schwarzen Gedanken wie Wellen über ihm zusammen und er schleppte sich nur mit Noth in seine Stube, um hier wie ein Wahnsinniger zu ringen mit den Dämonen, denen er Gewalt über sich gegeben hatte.

Wie hatte er sich einbilden können, daß es so leicht sei, Heuchelei und Lüge zu sühnen? Wie groß war seine Thorheit gewesen, zu glauben, daß er den Frieden seiner Seele wieder finden könnte in Erfüllung der im Wahn auf sich genommenen Pflicht gegen Isa!

Und dann trat ihm Kordula's Bild wieder vor die Seele, wie sie höhnnend, spottend ihn angesehen und wie

trotzdem ihm bewußt blieb, daß nur die äußerste Wuth und Eifersucht auf Isa sie hinriß, mit Antonio schön zu thun, ihm Liebe zu heucheln.

Als sie ihm durch ihre Worte, durch ihr Lachen, vor Allem durch ihre Zärtlichkeit gegen Antonio in's Gesicht schlug, sah er doch, daß dies Alles nur Verstellung war, daß sie ihn dennoch liebte. Aber diese Liebe freute ihn nicht, sie empörte ihn vielmehr, denn es war ihm unverständlich und widerwärtig, Kordula eine so niedrige Rache ausüben zu sehen. Jede Berührung, die sie Antonio gestattet hatte, erniedrigte und entwürdigte sie in Burkard's Augen. O, sie hatte ihn zu sehr, zu namenlos beleidigt!

Daß Isa nimmer zu solchem Spiel sich herbeigelassen hätte, wußte er gewiß, und seine Braut gewann in seiner Schätzung plötzlich wieder einen höheren Werth.

Ein tiefer, glühender Zorn gegen Kordula war in ihm; er konnte davor kaum an Antonio's freches Betragen denken, war ihm dieser, doppelt genarrt von Kordula, doch fast zu verächtlich, um mehr in ihm zu sehen, als das, was sie aus ihm machte.

Zwischen diese Gedanken hinein flüsterte aber wieder die Stimme des Versuchers: „Wie schön war sie, wie liebt sie Dich, wie viel liebreizender, bezaubernder ist sie als diese anderen Mädchen, die ihr an Alter, Stellung und Schönheit doch kaum nachstehen!“ Und dann kam die Erinnerung an Kordula's Gluth und Leidenschaft, und sie erschien ihm jedes Preises werth. So schwankte er hin und her in haltloser Pein.

Er hatte am Mittag seinen gewohnten Platz an der

Lafel der Markgräfin eingenommen, aber sei es, daß sein Aussehen Alle warnte, ihn noch weiter zu reizen, sei es, daß der strenge Befehl der Herrin jedes Wort gegen ihn und jeden Blick unterbrückte; es hatte Niemand ihm Gelegenheit gegeben, seiner gereizten Stimmung sich zu überlassen, und diese sichtbare Furcht, ihn zu beleidigen, war seinem Zorn eine willkommene Befriedigung. Es that ihm wohl, daß sie ihn fürchteten, und daß zugleich die volle Gunst der Markgräfin ihn in den Augen Aller als eine unantastbare Persönlichkeit hinstellte und so seine Wichtigkeit über die aller Anderen erhöhte.

Kordula hatte wieder sehr lustig gethan, aber ihm war nicht entgangen, wie sie heimlich voll Angst und Unruhe seinem Blicke zu begegnen suchte.

Jetzt wollte nun er nichts mehr von ihr wissen! Er hatte sich das Ansehen gegeben, als sehe er sie nicht, und freute sich mit einer Art wilden Triumphes, als er sie zuletzt bleich und aller Lust und Freude bar neben Antonio sitzen sah, unfähig, sich länger zu verstellen, und jetzt zu spät erkennend, daß sie in ihrer eifersüchtigen Wuth zu weit gegangen war, um noch auf Burtard's Vergebung hoffen zu können.

Mit dem befriedigten Gefühl, daß sie nun doch wieder seine Augen gesucht habe — sein tief verwundetes Selbstgefühl fand ja in dem Geringssten Trost — schritt er am Abend durch den dämmernden Wald, nur verlangend, allein zu sein. Er fühlte sich grenzenlos elend; Isa hatte er die Treue gebrochen, Kordula brach sie ihm, und brach sein Herz dazu.

Er warf sich im einsamsten Dickicht auf das Moos, barg das Antlitz darin und bat Gott um Thränen, denn diese Qual mußte ihn wahnsinnig machen.

Dann dachte er an seine Mutter. In seiner Kinderzeit hatte er sie in all' seinen kleinen Kümmernissen gesucht, sie tröstete ihn immer, und ihre liebe Hand auf seinem Kopfe fühlend, hatte er sich allemal erleichtert geglaubt. Sie hatte ihn einst, als er ungeduldig bei einem körperlichen Schmerz gewesen, gemahnt, zu beten. Diese Erinnerungen riefen ihm den frommen Sinn der Kinderjahre wieder wach.

„Ich will der Jungfrau Maria eine Kapelle geloben, daß sie mir hilft in dieser Qual und Noth,“ dachte er zuletzt, und je länger er diesem Gedanken nachhing, um so lieber wurde ihm derselbe. Als er später müde und matt nach der Burg zurückkehren wollte, begegnete ihm Hubert und führte den Widerstrebenden fast gewaltsam mit sich nach Kuppenheim.

Wie anders, dachte Burkard, lagen heute alle Dinge! Jetzt war kein Bekenntniß mehr nothwendig, es mochte eben Alles bleiben, wie es war. Der Vogt hatte schon in der Burg gehört, was man über Burkard und die Ursula redete. Er nahm des Schwiegersohnes Blässe und Verstörtheit für die Folge des Aergers darüber und meinte, Burkard werde morgen ruhiger über diese niedrigen Anfeindungen denken. Alle waren lieb und zuthunlich mit ihm, er fühlte mit Beschämung und Trauer, daß sie besser an ihm handelten, wie er verdient hatte. Trotzdem that ihm ihre Freundlichkeit sehr wohl. Seines Bruders sicht-

bare Genugthuung, die Sachen jetzt wieder auf gutem Wege zu wissen, halfen auch heute über die heimliche Befangenheit beider Brautleute hinweg; die Wödgin ließ ein stattliches Abendbrod herbei tragen, man blieb zusammen, bis der Mond aufging, und abermals geleiteten Isa und Hubert den Heimkehrenden bis zum Walde. Dort traf ihn ein Knecht von der Burg, der gegangen war, für ein erkranktes Pferd ein Heilmittel vom Thierarzt in Ruppenheim zu holen, und Burkard Keller ließ sich die Bitte des furchtsamen Menschen, ihm durch den Wald folgen zu dürfen, gern gefallen, war es ihm doch lieber, in jeder Gesellschaft zu sein, als heute in seiner eigenen.

„Er soll doch sehen, daß ich guten Herzens bin und nicht ein so stolzer Gefell, wie sie in der Burg meinen,“ dachte Burkard und merkte nicht, daß ein Sehnen in seinem Herzen war nach Liebe und Verträglichkeit mit allen Menschen, wie er es lange nicht so tief empfunden. Er sprach ruhig und freundlich mit dem Manne, indeß sie weiter gingen, und sah mit Befriedigung, daß der Knecht zu- traulich und aufrichtig seine Gedanken kund gab.

Der Mond stand im ersten Viertel und schimmerte hell vom wolkenlosen Himmel durch die noch unbelaubten Buchenzweige, matte, zitternde Lichter auf den Weg werfend.

„Ein schlechtes Wandern durch den Wald zur Nachtzeit, Herr!“ seufzte nach einem Weilchen der Knecht und sah scheu hinter sich, denn man konnte nimmer wissen, welche bösen Geister hier ihr Wesen trieben.

„Ein Mann und so ein Hase!“ lachte Burkard Keller, aber fast blieb ihm das Wort im Munde stecken, denn in

demselben Augenblick sah er zusammen fahrend ganz deutlich eine schattenhafte, graue, weibliche Gestalt hinter einer der neun alten Linden hervorlugen, eine Gestalt, die er schon öfter gesehen, die er sofort erkannte, die er viele Male, ob der trefflichen Gespenstervermummung lachend, in den Armen gehalten.

Todtenbleich, gesträubten Haares, die Augen weit geöffnet, blickte der Knecht nach derselben Richtung und zeigte mit zitternden Lippen, ohne einen Laut hervorzubringen, auf das vermeintliche Schattengewesen, das sofort wieder verschwand.

Auch Burkard Keller war sehr blaß geworden, der Mann gewahrte es deutlich im kalben Mondlicht, und sein Entsetzen steigerte sich durch den sichtbaren Schrecken des Herrn noch ganz erheblich; sah er doch, wie dieser fassungslos umherblickte und offenbar nicht recht wußte, was er thun solle.

„Fliehet, Herr! Laßt uns fliehen!“ keuchte der Knecht endlich. Dann aber schrie er im gellenden Entsetzen furchtbar auf und stürzte, ohne weiter um sich zu schauen, von wahnsinniger Angst gepackt von dannen, denn er hatte abermals deutlich jene Gestalt gesehen, die winkend und seltsame Zeichen machend hinter dem Baume hervorlugte. Man hörte seine Schreie, seine eiligen Schritte noch eine Weile, dann war es ganz still.

Das Angstgeschrei war kaum völlig verhallt, und Burkard Keller stand noch, ein Raub der äußersten Aufregung, in den widersprechendsten Gefühlen wie gelähmt da, als die graue Gestalt schon zu seinen Füßen lag und seine Hände

ergreifend ausrief: „Burkard, Burkard, vergib! Ich war wahnsinnig, ich meinte, Du seiest mir untreu, seiest wieder zur Isa gegangen! Man sagte in der Burg, es würde Versöhnung in Kuppenheim gehalten, Du habest Deinen Bruder kommen lassen. O, wende Dich nicht ab! Burkard, Erbarmen! Vergib mir!“

Er hatte sich vergeblich bemüht, sie empor zu heben.

„Erst sage, daß Du mir verzeihst!“ wehrte sie ihn ab.

Sie lag im dämmernden Mondlicht vor ihm wie eine schöne, bleiche Wüßerin, aber der Gedanke an den Auftritt, den er am Morgen zu erdulden gehabt, war zu neu, die Wunde zu tief, die ihr und Antonio's Sohn ihm geschlagen.

Statt der Liebe, die doch noch in Burkard, wie er selbst in diesem Augenblick ganz deutlich wußte, gleich einem nur halb erflühten Feuer brannte, regte sich der bittere Zorn in ihm.

„Steht auf, Korbula,“ sagte er hart, „ich habe der Gaukelei mehr als genug!“

Sie gehorchte sichtlich sehr erschreckt, denn sie hatte sich die Wirkung ihres heutigen Benehmens auf ihn wohl nicht klar gemacht.

„O Burkard, wie Ihr herb seid! Wüßtet Ihr, wie ich um Euch gelitten,“ seufzte sie beklommen von Neuem.

Ihr bleiches Gesicht war vom Monde hell beschienen. Er sah, wie sie angstvoll in seinen Mienen nach einem Zeichen seiner Liebe suchte, und es gewährte ihm eine rachsüchtige Freude, ihr zu beweisen, daß es aus damit sei, aus sein sollte für immer.

„Spart Euch Mühe und Worte, Fräulein,“ unterbrach

er sie hart, „mit uns Weiden ist das Spiel zu Ende! Seit ich gesehen habe, wie Ihr es versteht, Bärtlichkeit zu heucheln, und wie viel Scherz es Euch macht, Eure leichtgläubigen Liebhaber, einen wie den andern, zu bethören, seitdem traue ich Euch nicht mehr, schöne Kordula!“

„Burfard, Burfard!“ schrie sie auf und hob die gefalteten Hände in furchtbarem Schrecken zu ihm wie Gnade flehend empor.

Er war indeß bei der Erinnerung an das Erlebte wie rasend.

„Ja, Fräulein, auch den Ton kenne ich nun! Ihr wechselt nur die Namen, nicht den Klang!“ lachte er bitter.

„Das war genug!“ keuchte sie und maß ihn mit einem Blick, der zu keiner andern Zeit sein Herz unbewegt gelassen haben würde, heute blieb er jedoch ohne Macht auf ihn. Wankend, aber schnellen Schrittes ging Kordula von ihm weg, der Burg wieder zu.

Jetzt trieb es ihn, sie zu halten, sie zurückzurufen, es hielt ihn aber wiederum ein entgegengesetztes Gefühl davon zurück, und der Zorn war doch in dieser Stunde größer, als seine große Liebe zu ihr.

„Es ist aus zwischen uns! Ganz und für immer zu Ende!“ murmelte er viele Male vor sich hin, als er ihr endlich folgte. Er sah sie nirgends mehr.

(Fortsetzung folgt.)

Das Herzblättchen.

Novelle

von

G. G ö c k e r.

1.

(Nachdruck verboten.)

Etwas abseits von dem reizenden Badeorte lag auf einer mäßigen Anhöhe eine kleine, schmucke Villa. Im Schweizerstyl erbaut, von drei Seiten umgeben von abschüssigem Gartenland, bot sie mit ihren grün gestrichenen Läden und dunkel gehaltenen Holzverbrämungen den Anblick eines wahren Schmuckkästchens. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend meinte es die Sonne mit dem Häuschen gut und ließ lustig ihre goldenen Strahlen abwechselnd bald auf der, bald auf jener Seite in den blanken Fensterscheiben funkeln. Die Bergwand dagegen bot erfrischende Kühle, und das untere Wohnzimmer des Hauses war der Ort, wohin die Bewohner sich flüchteten, wenn im Hochsommer die liebe Sonne gar zu stark auf das Häuschen hernieder brannte.

Von dem vorderen Balkon, welcher sich quer über die ganze Längsseite erstreckte, genoß man einen entzückenden Rundblick. Weithin dehnte sich ein prangendes, reich mit schmucken Landhäusern und wohlgepflegten Biergärten be-

bedecktes Thal vor den Augen des Beschauers aus, von hohen, mit schwarzen Tannen besetzten Bergen eingefast.

Leberecht Müller hieß der Glückliche, welcher sich des Besitzers der kleinen Villa rühmen durfte, und er hatte sich dieses Vorzugs durch ein langes, mit Mühe und Arbeit belastetes Leben wohl würdig gemacht. Früher war er Tischlermeister gewesen und hatte in einer Seitengasse des Badeortes unten im Thal seine Werkstatt gehabt. Noch früher hatte es eine Zeit gegeben, da war er mit dem federleichten Känzel auf dem Buckel und dem derben Knotenstock in der Hand als arbeitsuchender Handwerksbursch in die Stadt gewandert und hatte diese nach altem Rechte weiblich abgefochten.

Bei dieser Gelegenheit war er auch zu einem wackeren Meister gekommen, der kopfschüttelnd das junge Blut betrachtet hatte, welches arbeitslos herumzog und sich kümmerlich mit Bettelpfennigen durchbringen mußte. „Das gefällt mir nicht, Gesell, daß Du herumziehst wie ein echter Stromer,“ hatte er bedächtig zu Leberecht Müller gesprochen. „Aber wenn Du Arbeit suchst, dann kannst Du Unterstand bekommen bei mir, denn ich kann gerade ein paar fleißige Hände wohl brauchen.“

Der Leberecht Müller hatte sich das nicht zweimal sagen lassen, sondern hatte sein Känzel abgelegt und war bei dem wackeren Meister geblieben. Dazumal hatte er freilich noch nicht geahnt, daß es eine Stellung für das ganze Leben sein sollte, welche der Alte ihm angeboten, aber es war in Wahrheit doch so gekommen. Der Meister hatte den anstelligten Gesellen bald liebgewonnen, und dieser war

ihm in kurzer Zeit schier unentbehrlich geworden. Der Leberecht Müller war ein fröhliches junges Blut sein Lebenstag gewesen, und so brachte er durch seinen heiteren Sinn in das Haus des Wittwers, der mit seiner einzigen Tochter Cläre daselbst lebte, eine Fülle neuen und frischen Lebens. Nach Jahr und Tag war aus dem Gesellen der Schwiegersohn geworden, dann war auch der alte Meister zur Ruhe gegangen, und der Leberecht Müller, welcher ihm den letzten Liebesdienst erwiesen und ihm die Augen zugeedrückt hatte, war nun im Geschäft sein Nachfolger.

Anfangs wollte dies freilich wenig genug bedeuten, denn das Geschäft des Schwiegervaters war immer ein kleines und beschränktes gewesen, aber durch unermüdlischen Fleiß und eine seltene Redlichkeit brachte der Leberecht Müller es bald dahin, sich immer mehr neue Kunden zu erwerben, welche ihm auch dauernd ihr Vertrauen erhielten. So kam es, daß der Name des jungen Meisters sich in einheimischen Kreisen bald eines guten Rufes erfreute.

Dazu lebte der Leberecht Müller mit seiner Cläre in einer musterhaften, glücklichen Ehe. Erst nach fünf Jahren gebar ihm sein Weib ein Töchterchen, welches in der Taufe Elisabeth genannt wurde. Aber so sehr der biedere Meister sich auch immer ein Kind gewünscht hatte, so eifersüchtig wurde er bald auf die Kleine, denn es wollte ihm scheinen, als ob auf diese ein Theil der Liebe übergegangen wäre, welche sein Weib ihm bisher allein gezoht hatte. So kam es, daß der Meister der kleinen Elisabeth nicht so zugethan war, wie es wohl sonst der Fall gewesen wäre.

Noch einen bitteren Vermuthstropfen gab es in dem

Glück des jungen Meisters. Als Geselle nämlich, wenn irgend eine rasche Reparatur außer dem Hause vorzunehmen war, hatte er kurzerhand mit der Werkstattschürze angethan und dem Leimpfännchen unter dem Arme quer durch die Stadt springen müssen. Das war aber in einer Hinsicht sein Verderb gewesen, denn Meister Müller hatte einst noch nicht jene Körperfülle aufzuweisen gehabt, welche ihn jetzt als Rentner auszeichnete, sondern war ein sehr schlanker, hagerer Mensch gewesen, der in seinem Arbeitsanzuge mit den Holzschuhen an den Füßen und dem Leimpfännchen unter dem Arme der lieben Straßenjugend eine willkommene Zielscheibe für den allezeit bereiten Spott abgegeben hatte. Das Leimpfännchen, welches seine Berufsthätigkeit ihn nöthigte, mit sich zu tragen, war bald zum Spitznamen für ihn geworden, und in kurzer Frist verging kein Tag, an welchem ihm nicht, wenn er eiligen Schrittes die Straßen der Stadt durchmaß, von den Jungen höhrend „Leimpfännchen! Leimpfännchen!“ nachgerufen worden wäre.

Das ärgerte den wackeren Leberecht Müller aber ganz bedeutend, und sein Born wuchs immer mehr mit den Jahren, denn der Spitzname blieb ihm selbst dann noch, als er schon längst Meister und Familienvater geworden war.

Als die kleine Elisabeth vier Jahre alt geworden war, da schenkte dem Meister sein treues Weib wiederum ein Töchterlein — und starb dabei zum größten Schmerze ihres Gatten. Leberecht Müller saß drei Tage darauf am Sarge seines Weibes und schaute starren Blickes auf die lieben Züge, welche ihm bald auf immer entrisen sein sollten, auf das geschlossene Auge, welches ihn nimmermehr freund-

lich anlächeln sollte. Und als dann die Erdschollen dumpf auf den Sarg niederpolterten, der sein Liebstes barg auf dieser Welt, da wußte der gebrochene Mann, daß er seine treue Lebensgefährtin verloren hatte auf immerdar und ewig, und die Verzweiflung wollte ihn schier ergreifen. Erst als Jahre vergangen waren, vermochte er wieder Lebensmuth zu fassen.

War jedoch der Meister schon gegen sein älteres Töchterchen nicht besonders liebevoll gewesen, so haßte er das kleine Wesen geradezu, um welches sein Weib hatte das Leben lassen müssen, und er sprach von ihm nicht anders als von der Muttermörderin. Er hatte es kaum einen Augenblick gesehen, als die Hebeamme es ihm nach der Geburt auf den Arm gereicht, denn im nächsten Momente war all' seine Aufmerksamkeit wieder bei seinem todtkranken Weibe gewesen. Noch in derselben Nacht war dann seine Gläse gestorben, und von diesem Augenblicke an durfte das unschuldige Geschöpf dem Vater nicht mehr vor die Augen, denn dieser fühlte einen namenlosen Ingrimm gegen die „Muttermörderin“. Die Raserei der ersten Tage ging indeß vorüber und machte einer stillen, wehmuthsvollen Trauer Platz, aber die Abneigung gegen das jüngstgeborene Kind blieb bei dem Meister haften, und obwohl er alltäglich das Wimmern und mitunter auch das fröhliche Jauchzen der Kleinen hörte, drängte ihn sein Herz doch nicht dazu, es auch nur ein einziges Mal in Augenschein zu nehmen. Er ließ es der Kleinen freilich an nichts fehlen, sondern hatte derselben im Gegentheil eine eigene Wartefrau zugefellt, nur sehen wollte er sie nicht.

Eines Tages kam der Meister von einem Ausgang heim — es war gerade ein halbes Jahr seit dem Todestage verfloßen — und sein Herz war tief bekümmert und seufzte unter einer schweren Last. Schwermüthig gedachte er der Heimkehr zu früheren Zeiten, wie ihm dann sein trautes Weib liebevoll entgegen getreten war und mit zärtlichem Kusse ihn bewillkommenet hatte. Das war nun Alles vorüber, und wenn er nach Hause kam, fand er sein Heim verödet. So Schmerzumsangen war sein Inneres, daß er den Hohnruf der ungezogenen Gassenbuben nicht einmal bemerkte, welcher sonst seinen Aerger so leicht herausforderte. Das „Leimpfännchen“ ging heute an seinen Ohren spurlos und ohne einen Eindruck zu hinterlassen vorüber.

Als er die Werkstatt durchschritten hatte, öffnete er gedankenabwesend die Thüre des Kinderzimmers, welches zu betreten er sonst streng vermied. Es war Niemand in dem Zimmer als ein kleines Kind, welches in der Wiege aufrecht saß und in dessen zarten blonden Locken die Sonnenstrahlen spielten.

Meister Müller blieb einen Augenblick wie gebannt auf der Stelle stehen und schaute starr auf das Kind. Dann ging er unwillkürlich einige Schritte vorwärts bis zu der Wiege der kleinen Helene. Die Kleine jauchzte vor Vergnügen und streckte ihm die dicken Armchen entgegen. Der tiefgebeugte Mann schaute lange schweigend auf das holdselige Geschöpf und es war ihm zu Muth, als ob warme Fluthen sein Herz durchrieselten und gewaltfam die Eisedecke durchbrachen, welche sich um dasselbe gestaut hatte.

Plötzlich hob er die Kleine aus dem Kissen empor und nahm sie auf den Arm. Er schaute ihr in die großen blauen Sterne und der Blick wurde ihm trübe von den hervorquellenden Thränen, denn er sah in dieselben Augen, welche er schon lange todt und gebrochen wußte. Sein Weib war von ihm geschieden, aber ihr Ebenbild hatte sie ihm zurückgelassen als wunderfamen Trost für sein schmerz-zerriffenes Herz. Die hellen Thränen stürzten ihm aus den Augen und das erschrockene Kind an sich pressend, sank er mit diesem auf einen Stuhl zurück.

„Mein Sonnenstrahl!“ flüsterte er mit bebenden Lippen und konnte seinen Blick gar nicht mehr von der Kleinen wenden.

Das zarte Kind begann sich vor ihm zu fürchten und zog ein weinerliches Gesicht, aber Meister Müller legte es wie zum Schläfe behutsam auf seinen Arm und wartete es so sanft und zart, wie es die Mutter selbst nicht besser vermocht hätte.

Als die Wärterin mit der kleinen Elisabeth zurückkehrte, blieb sie an der Thüre der Kinderstube wie erstarrt über den ungewohnten Anblick stehen. Aber Meister Müller achtete ihrer nicht, er wiegte das so theuer erkaufte Kind behutsam auf seinem Arm und strich ihm zärtlich über die goldenen Lockchen.

„Mein Sonnenstrahl,“ flüsterte er innig, „o mein Sonnenstrahl!“

Von diesem Tage an hatte sich das Verhältniß von Grund aus verändert. Meister Müller trauerte zwar nach wie vor um das verlorene Glück, welches auf immer mit

seinem Weibe schlafen gegangen war, aber in der aufblühenden und gedeihenden Helene fand sein wundes Herz einigen Ersatz für die Verbliehene. Er hing bald an der Kleinen mit überzärtlicher Liebe, ja, er verzog dieselbe auf das Aergste, und als sie das vierte Lebensjahr erreicht hatte, da stand sie an Launen und Einfällen dem allerverwöhntesten Prinzeßchen nicht nach. Die Liebe des Vaters zu ihr war blind und in ihren Unarten selbst sah er lauter seltene Vorzüge. Die ehrliche Wartefrau schlug oft die Hände über dem Kopfe zusammen, wenn sie sah, wie Helenchen in allen Dingen vor der älteren Schwester bevorzugt wurde.

„Das kann kein gutes Ende nehmen, Sie werden es selbst noch erleben, Herr Müller,“ sagte sie mitunter kopfschüttelnd, aber der thörichte Vater ließ sich in diesem Punkte weder rathen noch warnen.

Elisabeth war natürlich in die Volksschule gekommen, wie es sich für das Kind eines Handwerksmeisters paßte. Als aber Helenchen das schulpflichtige Alter erreicht hatte, da fand es Meister Müller durchaus selbstverständlich, daß das Mädchen das beste und theuerste Institut besuchen mußte, welches in der ganzen Stadt war. So ein zartes, reizendes Kindchen, pflegte er zu seiner Selbstentschuldigung zu sagen, passe nicht für gewöhnliche Verhältnisse, seine Helene sei zu etwas Höherem geboren.

Meister Müller hatte einen guten Freund in der Nachbarschaft, der war Schlossermeister und hatte sein redliches Auskommen. Aber auch dieser schüttelte über das Vorhaben des verblendeten Vaters bedenklich den Kopf.

„Zieh' Dein Mädchel zu einer tüchtigen Hausfrau heran,“ pflegte er zu sagen, „das ist gescheidter, als ihr mit dem gelehrten Krimskrams den Kopf vollzustopfen, den sie nur halb versteht und von dem sie später doch einmal nichts brauchen kann. Durch Deine Erziehung weckst Du in der unschuldigen Kinderseele Ansprüche, welche Du in Deinem Stande und mit Deinen Mitteln niemals wirst befriedigen können. So ein hochgebildetes Fräulein Naseweis wird sich dann später einmal schwerlich mit einem schlichten Handwerksmann begnügen, sondern es will höher hinaus. So viel Geld wirst Du aber Dein Lebtag nicht haben, daß Du ihr einen vornehmen Herrn Gemahl wirst kaufen können, und bei diesen Herren läuft es ja doch immer nur auf die Wittgift hinaus. Wir leben in einer nüchternen Zeit und Du bist mit Deiner Affenliebe auf dem schönsten Wege, Dein Kind späterhin tief unglücklich zu machen.“

Der wackere Schlossermeister meinte es gewiß redlich mit seiner freundschaftlichen Warnung, aber wie vorauszu- sehen, predigte er tauben Ohren, und Meister Müller that dennoch, was er nach seinem eigenen Kopfe für gut und rathsam fand. Sein Lebenszweck schien nur noch darin zu bestehen, alles Erdenkliche an Helene zu wenden. Französisch und Englisch mußte sie lernen, Singen und Klavierspielen ganz selbstverständlich.

Vorkäufig freilich schien es, als ob Meister Müller mit seiner Ansicht Recht behalten solle. Helene war zu einer wunderherrlichen Jungfrau herangereift und das vergeistigte und verklärte Ebenbild ihrer Mutter geworden. Ihre musikalische Begabung hatte ihr in Bälde eine Menge

Freunde erworben und sie wurde von allen Seiten umschwärmt. Ihr Vater durfte sich unmdglich länger mit dem Tischlergewerbe befassen. Ihre ältere Schwester Elisabeth war schon seit mehreren Jahren verheirathet, und selbst wenn sie noch zu Hause gewesen wäre, so hätte sie doch gegenüber dem „Herzblättchen“ einen verschwindend geringen Einfluß auf den Vater ausgeübt. So hatte Helene denn freies Spiel, und es gelang ihr nur zu bald, den ihr gegenüber allezeit willfährigen Vater davon zu überzeugen, daß es sich für ihn nicht länger passe, hinter der Hobelbank zu stehen, er vielmehr seiner Tochter zu Liebe als Rentner leben müsse. Die Arbeit war dem Meister zur zweiten Natur geworden, aber den schmeichlerischen Bitten seines verzogenen Goldtöchterchens vermochte er nicht zu widerstehen, und das Endresultat war, daß er sich wirklich zur Ruhe setzte.

Der Himmel hatte seinen redlichen Fleiß gesegnet, und im Laufe der in angestrengtester Arbeit verbrachten Jahre war es dem wackeren Meister Müller gelungen, ein stattliches Kapital auf die Seite zu bringen. Er mochte wohl nahezu achtzigtausend Mark besitzen, das bedeutet viel für einen Kleinmeister, aber es war und ist eine lächerlich kleine Summe für diejenigen Kreise, welche die Arbeit nur vom Hörensagen kennen.

Meister Müller baute sich die schmucke kleine Schweizervilla und vermietete die überflüssigen Zimmer des Sommers an Badegäste. Die Sache machte sich dem Anschein nach auch recht gut, und Elisabeth's Gatte, welcher ein Kommissionsgeschäft in der Stadt betrieb, gab sich redliche

Mühe, dem Landhause seines Schwiegervaters wacker zahlende Kurgäste während der Sommermonate zuzuführen, was ihm auch in der Regel gelang.

So hatte Meister Leberecht Müller denn Alles, was sein Herz nur irgendwie wünschen konnte, und doch fühlte er sich nicht recht zufrieden dabei. Er war eben von Jugend auf ein arbeitsames Leben gewöhnt und die beschauliche Ruhe, in welcher er jetzt seine Tage verbringen durfte, bekam ihm nicht gut. Er kränkelte ab und zu ein wenig, und seinen Scheitel belastete in Bälde der winterliche Schnee des Alters, dazu war seine Helene nun doch schon an die zwanzig Jahre geworden, und so liebreizend sie auch sonst war, hatte sich bisher doch noch kein Freier für sie gefunden. Die schlichten Handwerkerleute fühlten sich in der Gegenwart des schönen Mädchens bedrückt und wagten es nimmermehr, um sie anzuhalten, was freilich auch ein vergebliches Bemühen geblieben wäre. Mit den vornehmen Freiern aber hatte der ehrliche Schlossermeister Knorr bislang Recht behalten; sie umschwärmten das liebreizende Mädchen, sie erklärten dasselbe für die erste Schönheit der Stadt, aber es fand sich kein treuliebendes Herz, welches der leidigen Vorurtheile vergessen und um die Hand des Mädchens angehalten hätte.

Meister Knorr kam fast täglich um die Abendzeit, seinen alten Freund zu besuchen, und er sah wohl die aufkeimenden Sorgenfalten auf dessen Stirn. Er war eine ehrliche Haut, aber vom Trostzusprechen verstand er das Wenigste.

„Ich weiß wohl, was Dich drückt,“ fuhr er oft derb heraus, „aber das hast Du von Deiner verwünschten Hoch-

nasigkeit. Ich habe immer gedacht, Deine Helene würde ein rechtschaffenes Weib geben für meinen Wilhelm, gespielt haben sie genug mit einander als Kinder. Aber jetzt ist sie eine Hochmuthsprinzeß geworden, der Keiner gut genug ist. Bis aber ein Herr Graf kommt, kann sie so schwarz werden wie altes Eichenholz."

"Kommt Zeit, kommt Rath," pflegte Meister Müller darauf ablenkend zu entgegnen, aber dem Stimmklange nach war seine Zuversicht in letzter Zeit sehr geschwunden.

2.

Auf der Bank, welche von dem mächtigen Rußbaum beschattet wurde, der seine Wurzeln bis weit in die Gartenterrasse geschlagen hatte und ein prächtiges Schuttdach gegen die heiß herabbrennende Sonne verlieh, saß Helene. Vor ihr auf dem eisernen Gartentische lag ein Buch, in welchem sie unzweifelhaft bis vor Kurzem gelesen hatte, denn noch war es aufgeschlagen, und der Blick des jungen Mädchens huschte bisweilen mit einem Ausdruck von Ungeduld über dasselbe hin.

Ihr gegenüber saß ein junger Mann, etwa in der Mitte der zwanziger Jahre. Sein gesund geröthetes, von einem weichen, braunen Vollbarte umrahmtes Gesicht strahlte von Kraft und Lebensfreude. Der Schnitt des Gesichtes war nicht eben klassisch zu nennen, es waren mehr derbe als feinlinige Züge, welche dem Antlitz ihr charakteristisches Gepräge verliehen, aber aus den braunen Augen leuchtete Aufrichtigkeit und Herzenzgüte. Er war schlicht bürgerlich gekleidet, und auch die lebhaften Bewegungen, welche er

während des Sprechens machte, wiesen darauf hin, daß er in exklusivster Gesellschaft nicht eben aufgezogen war. Dagegen athmete sein ganzes Wesen männliche Festigkeit, und man sah es ihm an, daß er weder mit sich spassen, noch sich so leicht in die Irre führen ließ.

„Also Sie wollen Ihren Vater schon wieder verlassen?“ meinte in nachlässigem Tone Helene, welche ein himmelblaues, eng an den schlanken Körper sich anschmiegendes Hauskleid mit weißem Spitzenbesatz und Sammetschleifen trug. Dabei machte sie sich mit dem breiten Bande ihres weißen Strohhutes zu schaffen, der ihr allerliebste genug zu Gesicht stand.

Der junge Mann nickte. „Mein Vater meint, man könne nie genug lernen. Ich hatte freilich vor, schon jetzt ein Juweliergeschäft in der Stadt unten zu begründen, aber nach dem Willen meines Vaters trete ich noch vorher eine halbjährige Reise nach dem südlichen Ungarn, den Donaufstaaten und der europäischen Türkei an. Es gibt dort geschickte Steinfasser, und in den Klöstern ist manches kostbare Stück alter Goldschmiedekunst zu schauen, von welchem man lernen kann.“

„Lieber Himmel, Wilhelm, dann haben Sie ja die halbe Welt durchreist.“

„Wenigstens kenne ich dann die europäischen Länder so ziemlich,“ entgegnete der junge Mann bescheiden.

„Und Sie wollen morgen früh schon abreisen?“

„Mit dem ersten Zuge.“

„Nun, dann reisen Sie recht glücklich. Väterchen schläft gerade, sonst würde er Ihnen gewiß gerne auch Adieu gesagt haben.“

Das junge Mädchen griff nach dem Buche, als ob sie die Unterredung für beendet ansehe. Aber Wilhelm Knorr, der Sohn des ehrlichen Schlossermeisters, stand nicht von seinem Plaze auf. Er schaute verlegen vor sich nieder und hub einige Mal zu sprechen an, aber sein Anliegen schien ihm schwer zu fallen, denn die Stimme versagte ihm jedesmal wieder.

Helene schaute ihn befremdet an und warf einen raschen Blick nach dem Hause zurück. Das mittlere Stockwerk bewohnte gegenwärtig ein Baron v. Mylosz, ein junger Ungar seiner Angabe nach, dessen Gewohnheit es war, allmüttiglich in den Garten herab zu kommen und ein Stündchen mit der schönen Tochter des Hauses zu verplaudern. Der Gedanke war dem jungen Mädchen peinlich, daß der so elegante und vornehme junge Weltmann sie im Gespräch mit dem schlicht gekleideten Bürgersohn finden könne. Wilhelm Knorr war ihr ja sonst ganz lieb und werth. Es wäre undankbar gewesen von ihr, wenn sie ihn nicht hätte leiden mögen, da er doch während der Jugendzeit stets ihr schutzbereiter Spielgefährte gewesen war. Aber zum Anderen hätte er doch einsehen müssen, daß ein gewaltiger Unterschied zwischen damals und jetzt bestand. Der ausschließliche Umgang mit den Angehörigen einer anderen Gesellschaftsklasse hatte das leicht zu belhörende Mädchen vergessen lassen, daß sie selbst niederen Standes war und in den besseren Kreisen nur wegen ihrer seltenen gesellschaftlichen Fähigkeiten geduldet wurde. Wenn sie eine geborene Prinzessin gewesen wäre, hätte sie nicht vornehmer auf den jungen Mann herabschauen können, als

es geschah. Zum Anderen sah sie in Wilhelm Knorr auch nicht den herangereiften Mann, sondern vor ihrem geistigen Auge stand noch immer der gutmüthige, aber etwas täpische Bursche von ehedem.

Helene also schaute den jungen Mann befremdet an und sagte in nicht eben ermunterndem Tone: „Nun, Sie haben noch etwas zu sagen, Wilhelm?“

In diesem Augenblicke machte Wilhelm Knorr wirklich wieder den unbeholfenen Eindruck seiner Knabenjahre. Er hob hastig den Blick zu dem schönen jungen Mädchen und ließ denselben ebenso schnell wieder sinken.

„In der That, Helene, ich wüßte wirklich noch etwas — wenn Sie mir nicht böse wären —“

Das junge Mädchen achtete gar nicht auf das Sonderbare des Anfanges; es schaute nur besorgt nach der Gartenthüre, wo sich zum Glück der junge ungarische Edelmann noch nicht blicken ließ.

„Und was wäre dies?“ frug sie beiläufig, ohne viel über ihre eigenen Worte nachzudenken.

Wilhelm Knorr athmete tief auf und rückte seinen eisernen Gartenstuhl etwas näher zu dem schönen Mädchen.

„Sehen Sie, Helene,“ begann er, sich ein Herz fassend, „ich bin schon weit herum gekommen in der Welt und habe mancherlei erlebt und erfahren; aber trotzdem sind mir die Eindrücke meiner Kindheit noch immer unvergeßlich, und ob ich in Paris oder in Holland weilte, immer trug ich nur das Bild eines Mädchens im Herzen. Sie werden schon errathen haben, wen ich meine, Helene, denn

Sie selbst waren es ja, die mich in allen meinen Erinnerungen begleitete.“

Das junge Mädchen wendete sich hastig nach Wilhelm um und sah diesen hochmüthig an.

„Nicht weiter, Herr Knorr, wenn ich bitten darf,“ sagte sie sehr bestimmt und ihre Wangen färbten sich dunkler.

„Doch, lassen Sie mich ausreden, Helene!“ rief mit warmen Tone der junge Mann, der nun einmal im Zuge war. Dabei suchte er, aber vergeblich, die Hand des jungen Mädchens zu erfassen. „Ihr Bild war es immer, das mir vorschwebte, Sie waren es, die ich immer treu im Herzen trug, soweit ich mich zurück auf meine Kindheit entsinnen kann. Deshalb geben Sie mir einige Hoffnung mit auf den Weg, Sie sollen nicht schon jetzt sagen, daß Sie mein Weib werden wollen —“

Helene hatte zuerst ein bitterböses Gesicht gemacht. Jetzt aber lachte sie übermüthig auf, so daß der junge Mann ganz erschrocken und bestürzt in die Höhe fuhr und inne hielt in seiner Rede.

„Aber ich bitte Sie, bester Wilhelm, was fällt Ihnen ein — ich soll Ihre Frau werden? Aber das ist zu komisch!“

Dabei lachte sie wieder so silberhell und übermüthig auf, daß es dem jungen Mann tief in das Herz schnitt.

„Sie sollten nicht lachen, Helene,“ sagte er mit zuckenden Lippen, „denn was ich Ihnen biete, ist freilich nur mein Herz, aber ich habe es gut und aufrichtig gemeint.“

Helene hatte den ehrlichen Menschen eigentlich nicht kränken wollen, aber der Gedanke schien ihr unwiderstehlich

lächerlich, daß sie, das viel gefeierte schöne Mädchen, die Frau jenes hölzernen Burschen von damals werden sollte.

„Seien Sie mir nicht böse, Wilhelm, aber wie konnten Sie auf einen solchen Gedanken kommen?“

Der junge Mann schaute verflört darein. „Der Himmel weiß, daß ich es gut und aufrichtig meinte, und Sie hätten mich deshalb nicht auslachen sollen,“ sagte er mit gepreßter Stimme. „Was haben Sie von all' Ihrer vornehmen Gesellschaft, wenn Sie kein Herz besitzen, das Sie glücklich macht?“

„Und das wollen Sie mir geben — das ist in Wahrheit sehr schön von Ihnen, Wilhelm,“ entgegnete Helene in einem Tone, von dem der junge Mann nicht wußte, ob er ihn ernst auffassen sollte, „aber ich denke, es ist das Beste, wir brechen das Gespräch ab; es könnte unerquicklich werden.“

Dabei warf sie wieder einen bänglichen Blick nach der Gartenthüre, denn es war ihr gewesen, als ob sie dieselbe habe in den Angeln knarren hören. Sie mußte sich in-
dessen getäuscht haben.

Wilhelm Knorr seufzte tief auf, dann griff er mit finsterem Antlitz nach seinem Hute.

„Leben Sie wohl, Fräulein,“ sagte er mit seiner tiefen Stimme, „und mögen Sie nie bereuen, ein aufrichtiges Herz von sich gestoßen zu haben.“

Aber Helene war im Grunde ihres Herzens doch zu gutmüthig, als daß sie ihn gekränkt hätte von sich gehen lassen mögen. Der Gedanke war ihr komisch erschienen, Frau Knorr zu werden, aber sonst schätzte sie den Jugend-

freund doch zu hoch, als daß sie ihn mit einer schweren, ihm von ihr zugefügten Kränkung hätte in die Welt ziehen lassen mögen. Deshalb streckte sie ihm jetzt beide Hände entgegen.

„Seien Sie mir nicht böse, Wilhelm, aber es geht wirklich nicht anders, ich kann Ihre Frau nicht werden,“ sagte sie in herzlichem Tone, „dafür wollen wir aber gute Freunde bleiben, wie wir es immer gewesen waren, nicht wahr, Wilhelm?“

Wilhelm Knorr ergriff ihre Hände mit leidenschaftlichem Drucke.

„Ja, ja,“ flüsterte er mit bebenden Lippen, und dann beugte er sein Antlitz tief hinab auf die kleinen weichen Hände.

Im nächsten Augenblicke sah Helene sich allein, und auf ihrer Hand perlte eine schwere Thräne. Helene schaute dem Davoneilenden eine kurze Weile sinnend nach, dann wendete sie sich und schritt auf die Gartenbank zu, wieder auf derselben Platz nehmend.

„Es ist ein guter Junge, aber ich begreife nicht, wie er auf einen solchen närrischen Gedanken hat kommen können,“ sagte sie leichtthin. Dann lachte sie silberhell auf und das aufgeschlagene Buch vom Tische aufnehmend, fuhr sie in der begonnenen Lektüre fort.

Auf ihrem Gesicht lag ungetrübte Heiterkeit, welche nur manchmal verschwand, wenn sie einen ungeduldigen Blick nach der Gartenthüre warf.

Im Garten war es still, und der Himmel wies jenes blasse Blau auf, welches das Kennzeichen einer sengenden

Sitze ist. Selbst unter dem schattigen Rußbaum wurde es unerträglich heiß, und Helene ließ bald das Buch auf ihren Schoß zurücksinken und schaute träumerisch mit halbgeschlossenen Augen gegen den Himmel. Einzelne Mücken summten durch die heiße Luft, und hier und da gaukelte ein naseweiser Schmetterling von Blume zu Blume.

Helene wurde müde und wäre wohl ganz eingeschlafen, wenn nicht plötzlich die Gartenthüre geknarrt und der kiezbestreute Weg unter einem leichten, flüchtigen Schritt geknirscht hätte.

Es war ein junger Mann in tadelloser Toilette, welcher in den Garten trat. Im Gegensatz zu Wilhelm Anorr war er schön zu nennen, denn sein Antlitz wies regelmäßige Züge von seltener Formvollendung auf, aber es lag etwas Süßliches und Geziertes darin, und der glänzend schwarze Schnurrbart, welcher die prächtig weißen Zahnreihen zur Hälfte beschattete und in kunstvolle Spitzen gedreht war, verstärkte diesen Ausdruck nur noch mehr.

Helene fuhr hastig aus dem Halbschlaf in die Höhe, als sie die herannahenden Schritte hörte, und als sie den jungen Mann erkannte, umspielte ein verschämtes Lächeln ihren Mund.

„Ich störe wohl,“ sagte der Baron v. Mylosz mit wohlklingender Stimme, deren fremdländische Accentuirung schon bei dem ersten Worte stark hervortrat, und als er die abwehrende Handbewegung des jungen Mädchens wahrte, setzte er verbindlich hinzu: „Um so besser, denn daß Sie es nur wissen, es hat mich ordentlich hergezogen in Ihren schönen, traulichen Garten, welcher so viele schöne

Blumen hat und von denen ich eine weiß, die mir die allerschönste dünkt.“

Dabei beugte er sich zu dem jungen Mädchen nieder und küßte ihr zuvorkommend die Hand. Helene ließ es willenlos geschehen, aber sie konnte nicht verhindern, daß währenddem eine glühende Röthe ihr Antlitz bis dicht unter die Schläfe verdunkelte.

„Wie reizend Sie sich wieder gekleidet haben,“ fuhr der junge Baron in ungezwungenem Konversationstone fort, während er sich unaufgefordert zur Seite des jungen Mädchens niederließ, als ob sich dies von selbst verstände. „Ich liebe Blau, es ist die Farbe der Milde und der Treue und zugleich der Grundton meines ritterlichen Wappens.“

„Sie spotten, Herr Baron.“

„Ich spotten? Ueber Sie spotten, mein gnädiges Fräulein? Glauben Sie mir, ich bin niemals weniger zum Spotten aufgelegt gewesen, als am heutigen Tage.“

„Und warum gegen Ihre Gewohnheit so ernst, Herr Baron?“ frug Helene, während sie besangen das Buch von ihrem Schoße aufnahm und zerstreut in demselben zu blättern begann.

„Ich habe Nachrichten aus meiner Heimath empfangen,“ sagte Mylosz in schwermüthigem Tone, „ich werde bald abreisen müssen von hier.“

„Abreisen?“ rief Helene erschreckt.

„Ja, abreisen, das ist sehr traurig, nicht wahr?“ entgegnete der junge Mann, indem er seinen Blick auf dem schönen Antlitz des jungen Mädchens ruhen ließ, „es gibt

ein bezeichnendes Lied in meiner Muttersprache dafür, welches ich Ihnen vorsagen würde, wenn meine heimatlichen Laute nicht fremd zu Ihren Ohren klängen. Aber es ist in der That so."

"Sie gedachten doch, sich den ganzen Sommer über hier aufzuhalten."

"Der Mensch denkt und der Güterverwalter lenkt," meinte der Baron, während er mit der Rechten an den Spitzen des zierlichen Schnurrbartes drehte und sich nachlässig auf die Banklehne zurückbeugte. "Ich werde auf eine Reihe schöner Tage verzichten müssen, und die lieben Bekanntschaften, welche ich hier angeknüpft, werden bald nichts anderes mehr sein, als eine Reihe schöner Erinnerungen. Man wird mich bald vergessen haben hier, das ist so mein Schicksal."

Helene schwieg, aber der feuchte Blick, welchen sie für einen Moment zu dem Baron erhob, war berechtigt genug. Wie eine verschüchterte Taube senkte sie ihn hastig wieder zur Erde, als sie dem feurigen Auge des Barons begegnete, und ihr Busen hob und senkte sich lebhafter als sonst.

"Es wird meinen Vater betrüben, wenn er erfährt, daß Sie so schnell abzureisen gedenken," hub Helene wieder nach einer Weile an, da das herrschende Stillschweigen ihr peinlich zu werden begann.

"Nur Ihren Vater?" fuhr Mylosz rasch heraus, und dann setzte er in schwachtendem Tone hinzu: "Freilich, wer sollte sonst noch Antheil nehmen an mir."

Helene schaute verwirrt einem Falter nach, der in langsamem Fluge über den Rasen des Gartens schwebte und

dessen Flügelpaar die Sonne vergoldete. Sie fühlte im Inneren das Verhängliche in der Aeußerung des Barons wohl, und ihr feiner Tact gebot ihr Schweigen. Es war ihr zwar zu Muthe, als ob das Herz in ihrer Brust leise erbebe, aber dann besann sie sich und dachte, was der Baron ihr war und ihr sein konnte. Er hatte ihr viel erzählt von seinem Heimathlande, und seinen Schilberungen nach war er ein reicher, unabhängiger Magnat. Das bürgerliche deutsche Mädchen konnte ihm nichts sein, das fühlte Helene in ihrem Herzen wohl und eine unsägliche Bitterkeit wollte sie darüber beschleichen. Ueber den Werth oder Unwerth des Barons als Mann hatte sie bisher noch nicht weiter nachgedacht, sein wohltdönender Name und das Bestechende seines Aeußeren hatten sie gefangen genommen. Sie wußte sich den Widerstreit ihrer Gefühle selbst nicht zu deuten und schwieg. Der Baron dagegen fuhr fort mit seinen Klagen; er sprach weichlich und sentimental, aber bestrickend und verführerisch für ein unerfahrenes Mädchenohr.

Zum Glück kam Meister Müller in Begleitung seines Freundes, des Schlossermeisters, in den Garten. Der Baron verbeugte sich nur leicht und blieb vornehm auf seinem Plaze sitzen. Helene dagegen sprang auf von der Bank und eilte begrüßend den beiden Männern entgegen.

Das Gesicht des biederen Schlossermeisters verfinsterte sich, als er den Elegant bei dem jungen Mädchen gewahrte. Er stieß den Meister Müller derb mit dem Ellenbogen in die Seite, um damit sein Mißfallen auszudrücken, aber der Alte schien ihn nicht zu verstehen, sondern war ersicht-

lich erfreut, als ihm beim Näherkommen der Baron kordial die Hand entgegen streckte.

Knorr hatte das junge Mädchen für einen Augenblick bei Seite genommen.

„Was hast denn Du mit meinem Wilhelm gehabt, der Mensch war ja ganz verstimmt. Dein Vater und ich trafen ihn eben, und er gab an, Dir Adieu gesagt zu haben.“

Helene wurde ein wenig roth. „Wir haben nichts mit einander gehabt, Herr Pathe,“ versicherte sie besangen, „wir sind ganz freundlich von einander geschieden.“

Der Schlossermeister brummte etwas Unverständliches in den Bart, was verschiedenerlei bedeuten konnte, dann ließ er sich, dem Beispiele Müller's folgend, auf einem der eisernen Gartenstühle nieder.

Man sprach von Dem und Jenem. Der junge Baron aber war ersichtlich wortkarg und nach einer kurzen Weile schon erhob er sich und meinte, er wolle noch das Nachmittagskonzert auf dem Kurplaz besuchen und da sei weiter keine Zeit mehr zu verlieren. Auch Helene war einsilbig geworden und empfahl sich ebenfalls, musikalische Uebungen vorschühend.

Die beiden Freunde blieben allein und hörten auch kurze Zeit darauf den Ton eines Instrumentes aus dem Innern des Hauses dringen. Der Schlossermeister machte ein verdrossenes Gesicht.

„Na, was ist denn Dir über die Leber gelaufen?“ frug Meister Müller, nachdem er seinen Freund eine Weile verwundert angeschaut hatte.

„Seit wann ist es denn Sitte, daß man seine Tochter mit unverheiratheten jungen Männern im Garten allein zusammen sitzen läßt?“ entgegnete Knorr statt jeder Antwort.

„Pfeift's aus dem Loch? Na, da sei nur ganz ruhig, ich kann meinem Kinde blindlings vertrauen.“

„Na ja, Du mußt es ja wissen,“ brummte der Schlossermeister verdrießlich, „Du hast ja von jeher Alles auf die Helene gesetzt. Aber sage einmal, zu was soll denn die ganze Geschichte eigentlich führen?“

Meister Müller machte ein verschmiztes Gesicht.

„Der Baron ist ein liebenswürdiger, reicher Herr, und ist mein Helenchen nicht ebenfalls ein schönes, hochgebildetes, wohlgezogenes Fräulein?“

„Das habe ich noch nie bestritten.“

„Ich wollte es Dir auch nicht gerathen haben. Würde sie sich nicht prächtig als Frau Baronin machen, he?“

„Aha, so stehen die Sachen? Bis zum Kuppler hast Du's richtig also schon gebracht?“

Meister Müller fuhr entrüstet von seinem Stuhle halb in die Höhe und schaute strafend auf den Freund, der seinen Blick indessen mit gelassenster Gemüthsruhe erwiderte.

„Pfui Teufel, das ist ein garstiges Wort, Du solltest Dich schämen.“

„Wahrheit schmeckt bitter, sagt schon ein altes Sprichwort, und es ist Wahrheit, was ich gesagt habe.“

„Nein, das ist es nicht,“ rief Meister Müller sich eifernd, „Du bist ein alter neidischer Kerl. Willst es mir am Ende gar verdenken, daß ich nach besten Kräften für mein Herzblättchen zu sorgen mich bestrebe.“

„Durchaus nicht,“ entgegnete Knorr, sich auf seinem Stuhle zurücklehrend, indem er die Hände gemüthlich über dem Leibe zusammen faltete. „Aber so seid Ihr Väter heirathslustiger Töchter alle. Weil so ein Süßholzraspler dem Töchterchen ein paar fade Schmeicheleien auflijcht, glaubst Du gleich, er habe reelle Absichten.“

„Ja, die hat er auch,“ bekräftigte Meister Müller hartnädig.

„Du bist ein alter Narr, nimm mir's nicht übel. Das ist doch so klar wie das helle Sonnenlicht, daß ein Mann von altem Adel Deine Helene nimmermehr heirathen wird.“

„Und warum nicht?“ rief Müller in gereiztem Tone und setzte sich kampfbereit zurecht.

„Weil er Baron ist und Du das Leimpfännchen bist.“

Meister Müller sprang zornig von seinem Stuhle in die Höhe.

„Donnertwetter! Laß' Deine ewigen Aufziewereien!“

„So ereifere Dich doch nicht, ich habe Dich keinesfalls beleidigen wollen. Ich habe Dir vor langen Jahren schon gesagt, daß Du Dein ‚Herzblättchen‘ nicht so gänzlich verziehen mögest, aber Du hast in Deiner Affenliebe natürlich nicht darauf gehört. Nun gut, es hat Dich Dein und nicht mein Geld gekostet, und all' die guten Schoppen, die Du Dir vom Munde hast absparen müssen, habe ich in aller Gemüthruhe trinken können. Jetzt aber stehen die bekannten Bierfüßler wieder am Berge. Du bist das Leimpfännchen — unterbrich mich nicht, ich will Dich nicht beleidigen, ich habe es Dir schon einmal gesagt — und hast Dir durch ein sorgenreiches Leben gerade so viel Geld gespart, daß Du behaglich durchkommen kannst, das ist ja

recht schön und lobenswerth, aber meinst Du, daß die paar tausend Mark Zinsen einem hochgestochenen Herrn Baron genügen, der, wenn er ein Bürgermädchen heirathet, doch in erster Linie auf Geld sieht?"

Meister Müller sah ihn stutzig an. „O, es gibt Ausnahmen," sagte er schon etwas kleinlaut.

„Freilich, die gibt es, sehr schöne und rühmenswerthe Ausnahmen sogar. Aber Dein Herr Baron ist ein Lustibuss und keine Ausnahme."

Müller machte eine abwehrende Handbewegung und stand von seinem Sitze auf.

„Streiten wir uns doch nicht um des Kaisers Bart, vorläufig sind das ja Alles nur leere Vermuthungen."

„Nun, ich will hoffen, sie werden es bleiben," meinte der Schlossermeister bedächtig, indem er ebenfalls von seinem Stuhle sich erhob. „Einen dummen Streich hast Du schon gemacht, daß Du Dein Mädchel weit über Deinen Stand hast heranbilden lassen, sei so gut und mache keine neue Dummheit. Ich kann Helene gewiß herzlich gut leiden und ich wünsche ihr, daß sie einen braven, gebildeten Mann, der zu ihr paßt, zum Eheherrn bekommt, denn das ist schließlich doch das Beste, was einem rechtschaffenen Frauenzimmer passiren kann."

Die Freunde schritten im Garten auf und nieder und suchten von anderen Dingen zu sprechen, aber die rechte Lust am Gespräche war doch dahin und zum ersten Male seit langen Jahren trennten sich die Weiden von einander, nicht ohne einen gewissen Grad von Verstimmung gegen einander im Herzen zu tragen.

3.

Ungefähr eine Woche später traf um die Abendzeit der Schlossermeister Knorr mit seinem Freunde gerade vor dessen Hausthüre zusammen. Müller schien ärgerlich, denn er fuchtelte mit seinem Rohrstoß gewaltig durch die Luft und auf seinem sonst so milden Gesicht zeigten sich finstere Falten. Den Gruß des Freundes erwiderte er nur durch ein schwaches Kopfnicken, dann wendete er sich wieder von demselben ab und schaute nach dem neben der Hausthüre angebrachten Porzellanschild, auf dem mit goldenen Lettern „Leberecht Müller, Privatier,“ zu lesen stand.

Knorr lachte. „Ich glaube, Du willst noch eitel werden auf Deine alten Tage. Was, zum Teufel, studirst Du denn an Deinem Namensschild herum?“

„Da, da, sieh nur,“ ereiferte sich Meister Müller und deutete mit ausgestrecktem Zeigefinger auf das Schild. „Daß immer solche Flegeleien verübt werden müssen!“

Der Schlossermeister schaute näher hin und gewahrte, daß unter dem Schilde mit Bleistift das Wort „Leimpfännchen“ an die Wand hingekritzelt war.

„Ja so, das ärgert Dich natürlich! Ich muß Dir übrigens noch gratuliren, aus Deinem Fräulein Leimpfännchen soll jetzt also wirklich eine Frau Baronin werden.“

„Fängst Du auch an? Ich denke, Du siehst zu alt für solche albernen Späße.“

„Nur kalt' Blut, alter Schwede,“ lachte Knorr, während er mit dem Freunde um die Hausecke in den Garten schritt. „Ich habe es in der Zeitung gelesen, die Verlobungsanzeige hat sich komisch genug ausgenommen.“

„Komisch? Aber ich muß Dich doch bitten —“

„Na ja, dann traurig, wenn es Dir so besser klingt,“ meinte der Schlossermeister, während er sich gemächlich auf der Gartenbank niederließ. „Wo ist denn Dein gnädiges Fräulein Tochter, daß man seinen unterthänigsten Glückwunsch anbringen kann?“

Meister Müller schaute fragend auf das Mädchen, welches eben eine Flasche Bier mit zwei Gläsern vor den Männern auf den Tisch niedersetzte.

„Fräulein Helene ist mit dem Herrn Baron in der Stadt, Besuche abzustatten,“ berichtete die Magd.

„Natürlich,“ lachte der Schlossermeister bitter auf, als das Mädchen sich wieder entfernt hatte, „man muß sich doch ein wenig in dem neuen Glück sonnen, es wird nicht gar zu lange andauern, fürchte ich.“

„Du scheinst nur gekommen zu sein, um Deine Galle bei mir zu entladen, Knorr. Aber Du ärgerst mich nicht mehr, denn ich weiß, daß aus Dir der pure Neid spricht. Dein Wilhelm freilich wird nie eine Baronesse kriegen.“

„Wofür ich mich auch höflichst bedanken würde,“ meinte Knorr trocken, während er das gefüllte Glas an die Lippen führte. Dann blickte er seinen Freund eine Weile schweigend an und sagte mit einem Male in gänzlich veränderter Tone: „Mensch, bist Du denn ganz von Sinnen, willst Du wirklich Dein Kind in's Unglück stürzen?“

„Ich kann kein Unglück darin erblicken, wenn meine Helene eine Frau Baronin wird, das ist ein Glücksfall, denke ich —“

„Natürlich, die hohe Ehre!“ lachte Knorr ingrimmig

auf, indem er mit der Faust auf den Tisch schlug, „und eine noch größere Ehre ist es natürlich für das Leimpfännchen, der Schwiegervater eines Herrn Barons zu sein. Gelt, alter Schwede, das kigelt Dich in der Nase, da kann man sich recken und strecken und blähen und sagen: schaut an, wie herrlich weit ich es gebracht habe.“

„Dein Spott läßt mich kalt.“

„O, daß er Dich heiß machte, wie mein Schmiedefeu! Du hast immer hoch hinaus gewollt, das ist der Erbfehler, an dem Du Dein Lebtag gekrankt hast. Erst hast Du Deinem Mädels eine übermäßige Bildung gegeben, und wenn ich etwas dagegen gesprochen habe, dann war Deine einzige Erwiderung: Vermögen kann ich ihr nicht viel hinterlassen, und das kann ja auch verloren gehen, einen tüchtigen Schulfach voll aber kann sie nie verlieren. Ganz recht, aber wenn es nur dabei geblieben wäre. Was hätte Dich denn daran gehindert, ein gescheides Ding aus dem Mädels zu machen und dabei zu gleicher Zeit eine tüchtige Hausfrau. So aber hast Du sie in ein sündhaft theures Institut geschickt, ihren Kopf mit allerhand Firlefanz vollpropfen lassen und, was das Schlimmste ist, zugleich die Seele Deines Kindes vergiften.“

„Oho,“ fuhr Meister Müller auf. Aber der Schlossermeister hielt ihn mit einer abwehrenden Handbewegung zurück.

„Vergiften, sage ich, denn Du hast Ansprüche in ihr geweckt, die in keinem Verhältniß stehen zu den Mitteln, welche Du besitzt. Sie ist eine schlechte Handwerkerstochter, und hätte eine gute Erziehung für ihren Stand

erhalten können, aber Du hast eine verwöhnte Theaterprinzessin aus ihr gemacht."

„Und ich habe Recht damit gehabt, denn nun wird sie doch eine Frau Baronin.“

„Na ja, und was weiter? Ich bin ja weit entfernt, unlautere Absichten bei ihm vorauszusetzen, er soll es im Gegentheil gut und ehrlich mit Helene meinen, aber er ist ein Schwachkopf, wie alle die geschneigelten und gebügelten Herrchen, welche es nicht verschmähen, das Modejournal zu studiren. Dann aber, was weißt Du überhaupt über den Herrn. Er hat sich als Baron bei der Fremdenpolizei legitimirt, das ist aber auch Alles. Auch unter den Vornehmen und Reichen laufen viele zweifelhafte Existenzen herum. Aber der Name, der höchstönende Titel hat Dich verblendet. Das ist eben die Wurzel alles Uebels, daß sich die blöden Augen durch den bloßen Schein betrügen lassen. Zum Teufel auch, Dein Mädels soll den Titel nicht heirathen, sondern den Mann; mit diesem soll sie glücklich werden, Freud und Leid des Lebens theilen. Der Mann ist Alles, der Titel nichts. Schaut auf den Mann und nicht auf den Namen!“

Der ehrliche Meister hatte sich ordentlich warm gesprochen; er fuhr sich mit dem groß geblümten Taschentuch über die Stirn und tupfte die Schweißtropfen von derselben ab, dann stärkte er sich durch einen kräftigen Zug aus seinem Glase.

Aber wie der Prediger in der Wüste hatte er tauben Ohren gepredigt, denn Meister Müller war nur halb bei der Sache gewesen, und hatte obendrein ein mittheiliges Lächeln

zur Schau getragen, welches deutlich kund gab, daß er die Sache jedenfalls besser verstehe, als sein polternder Freund. So gab er ihm auch nur eine kurze Antwort auf sein wohlmeinendes Reden.

Er kenne den Baron, denn dieser habe ihn auf das Genaueste in alle seine Verhältnisse eingeweiht. Mylosz sei im Augenblick nicht eben der Reichste, aber über kurz oder lang müsse er eine steinreiche alte Tante beerben. Diese aber sei eine vorurtheilsfreie Dame, welche Helene wie eine Tochter auf ihrem Schlosse aufnehmen werde. Das einzig Schreckliche für ihn bei der Sache sei nur, daß der Baron möglichst rasch Hochzeit zu machen und unmittelbar nach derselben mit seiner jungen Gattin in die ferne Heimath abzureisen gedente. Sein Herzblättchen, seinen Sonnenstrahl aber von sich zu lassen und noch dazu so rasch und unvermittelt, sei für ihn, den alten Mann, ein arger Herzenskummer.

Knorr lenkte verstimmt das Gespräch auf ein anderes Thema, denn obwohl er den eigen sinnigen Charakterzug seines Freundes kannte, so ärgerte es ihn doch, daß alle seine wohlmeinenden Worte für nichts und in den Wind gesprochen waren.

Die Freunde trennten sich noch verstimmt als das vorige Mal von einander. Wochen gingen in das Land, ehe der Schlossermeister sich wieder in dem Schweizerhause einfand.

Wenn es die Absicht Meister Müller's gewesen war, durch die Heirath seines Kindes Aufsehen in der Stadt zu erregen, so war ihm dies im vollsten Maße gelungen,

freilich wohl nicht so, wie es ihm gefiel. Man lachte, spottete über das „Leimpfännchen“, oder zuckte vornehm die Achseln.

Dem jungen Ehepaare selbst aber schien der Himmel so blau und die Sonne so golden, wie noch nie zuvor. Sie reisten gleich nach der Hochzeit ab, und gaben auf das Urtheil der Leute wenig oder gar nichts.

Inzwischen war der Herbst heran gekommen. Auf den Bergspitzen lag früh Morgens schon eine leichte Reifdecke und die Mehrzahl der Kurgäste verließ den Badeort. Auch in Meister Müller's Schweizerhaus war es leer geworden und schließlich bewohnte er es mit der Magd ganz allein.

Leberecht Müller fühlte, seitdem Helene von ihm geschieden, erst recht, wie sehr sein Herz an ihr gehangen, und daß sie in Wahrheit sein Sonnenstrahl gewesen war. So lange sie mit ihrem glücklichen Lachen und ihrer frohen Zukunftshoffnung noch um ihn gewesen, hatte er nur zu gern ihren Glauben getheilt, daß sie wirklich an der Seite ihres Gatten ihrem Glück entgegen ging. Aber er mußte sich sagen, daß für seinen Lebensabend das Glück dahin war, mochten nun des Schicksals Würfel fallen, wie sie wollten. Er sah nur Vereinsamung vor sich, und da er sich noch zu jung im Herzen fühlte, um ergeben mit dem Leben abzuschließen, so beschlich ihn oft trübe Ahnungen sein Herz, welche ihm früher fremd gewesen waren. Sein Haus, das sonst immer seinen ganzen Stolz ausgemacht hatte, erschien ihm nicht mehr als dasselbe, seitdem Helene nicht mehr in demselben weilte. Dazu war er meistens auf sich allein angewiesen. Ein Wirthshausgänger war er nie ge-

wesen und auch Knorr hatte sich halb und halb von ihm zurückgezogen. Er grollte doch dem Freunde wegen der Heirath, welche nach seiner Ansicht Helenens Unglück heraufbeschwören mußte.

Als die Weihnachtszeit heran gekommen war, und die Kerzen auf den Bäumen und die Freude in den Herzen entzündete, da war es Meister Müller noch trauriger und trübseliger zu Muth als je zuvor. Er hatte von Helene keine gute Nachricht bekommen. Zu Anfang freilich waren ihre Briefe der hellsten Freude voll gewesen. Sie hatte viel von den Reisen berichtet, welche sie mit dem Gatten zusammen gemacht. Weniger hatte sie von dem Letzteren geschrieben. Meister Müller war zu viel Menschenkenner, als daß er nicht sofort eingesehen hätte, daß Myloszj kein hervorragend männlicher Charakter war, aber er war Baron, und das deckte ja wieder eine Menge von Unvollkommenheiten zu. Später hatte dann Helene allerdings in nur versteckter Weise angedeutet, daß die Verwandten des Barons von dessen Heirath mit einem deutschen Bürgermädchen nicht sehr erbaut waren. Nur die vorurtheilsfreie Tante war ihnen herzlich entgegen gekommen, aber unvermuthet rasch gestorben, ohne daß ihr schon vor Jahren gemachtes Testament abgeändert worden war. Nun aber war die Tradition innerhalb der Myloszj'schen Familie eine ungemein strenge. Das Eingehen einer nicht standesgemäßen Heirath zog die Enterbung nach sich. Das hatte Helenens Gemahl wohl gewußt, aber auf die Güte und Nachsicht der Tante vertraut, welche auch von dem Stand der Dinge noch vor der Hochzeit in Kenntniß gesetzt worden war.

Ihr plötzlicher Tod hatte aber allen weiteren Berechnungen und Hoffnungen eine unüberwindliche Schranke entgegengesetzt.

In weiteren Briefen deutete die junge Frau an, daß ihr Gatte wohl um die Herausgabe des Vermögens gegen seine halsstarrigen Verwandten werde prozessiren müssen. Der Brief zu Weihnachten brachte nun den vollen Sachverhalt. Danach stand es fest, daß nur ein sehr langwieriger Prozeß Myloszj zu seinem Rechte verhelfen konnte. Der Rechtsanwält, welchen ihr Gatte angenommen hatte, meinte von vornherein, daß die Sache viel Geld kosten werde und — das war das Schlimmste — der Baron hatte kein eigenes Vermögen, sondern nur die Gunst der verstorbenen alten Tante hatte ihm die Mittel zum Lebensunterhalte gewährt.

Meister Müller ging wie ein Träumer umher, denn die Last der erhaltenen Nachricht lag schwer auf seinen Schultern. Helene schrieb es nicht, aber der zärtliche Vater konnte es sich ausmalen, in welch' beschränkten Verhältnissen sich sein Herzblättchen mit dem Baron nun befand. Bisher hatte ihn die Zuversicht noch getragen, daß seine Helene glänzend versorgt sei. Nun war aber auch dieser Trost dahin, und der Meister mußte unwillkürlich an die warnenden Worte seines Freundes, des Schlossermeisters, denken. Es war für ihn ein schrecklicher Gedanke, daß Knorr am Ende Recht behalten sollte.

Rath mußte auf jeden Fall geschafft werden. Helene ging ihn nicht direkt um Hilfe an, aber es lag auf der Hand, daß sie auf die Dauer ohne eine solche nicht existiren konnte. In seiner Herzensnoth ging Meister Müller zu

einem Rechtsanwalt und trug ihm die Sache vor. Der Mann des Rechts juckte die Achsel und sagte, da sei guter Rath theuer. Recht habe eigentlich der junge Baron, aber das Familiengesetz unterstütze die habgierigen Verwandten. Ein etwaiger Prozeß werde wahrscheinlich den ganzen Instanzenweg durchlaufen, und es werde sich schließlich um die Entscheidung des höchsten Gerichtshofes handeln, ob ein durch Jahrhunderte bestehendes Familiengesetz auch dem bürgerlichen Rechte gegenüber Giltigkeit besitze. Das sei aber eine streitige Rechtsfrage, und es käme eben Alles auf den Ausgang des Prozeßes an. Mit diesem Bescheid mußte sich Meister Müller zufrieden geben.

Sein nächster Gang war zu einem Notar. Der feste Entschluß war in ihm gereift, seiner Helene zu einer glücklichen Zukunft zu verhelfen, koste es, was es wolle. Aber er besaß doch wieder zu viel Gerechtigkeitsgefühl, als daß er seine älteste Tochter benachtheiligt hätte, selbst wo es sein Herzenskind betraf. So theilte er sein Vermögen in drei gleiche Theile und ließ insgeheim seinem ältesten Kinde die erste Hypothek auf sein Grundstück verschreiben. Dann machte er sich sofort an das Werk und schickte unaufgefordert eine bedeutende Summe nach Pest, wo sich Helene gegenwärtig mit ihrem Gatten aufhielt. Die bunten Banknoten aber sind leichter ausgegeben, als sie erworben werden, und der ersten Sendung folgte bald die zweite und die dritte. Dabei war noch immer keine Aussicht vorhanden, daß der Prozeß bald gewonnen wurde, und dazu wurden die Briefe, welche die junge Frau an ihren Vater richtete, immer trauriger.

Einmal schrieb Helene gar, daß sie sich krank im Herzen fühle, und unnennbare Sehnsucht habe nach dem freundlichen väterlichen Hause. Das schnitt dem alten Manne tief in die Seele. Von dem ersten Athemzuge seines Kindes hatte er Schmerz und Mühe um dasselbe gehabt, aber er hatte ja Alles gern gethan, nur um sie glücklich zu sehen. Nun hatte er geglaubt, sie endlich in einem geborgenen Hafen zu wissen, und statt dessen war sie krank im Herzen. Helene glich infolge der Verärtelung einer zarten Blume, die dahin welkt, wenn rauhe Stürme sie umtoben, das wußte der alte Mann wohl. Sie schrieb ihm gewiß noch nicht Alles, und er machte sich nun noch mehr Sorge über das, was sie ihm verschwieg, als über das, was er bereits wußte.

Der alte Mann litt unbeschreiblich und sank ordentlich in sich zusammen, seine Haare färbten sich schneeweiß und in seinem Gesicht bildeten sich tiefe Furchen, so daß die Bekannten, wenn sie ihn unvermuthet auf der Straße trafen, ihn anhielten und erschrocken meinten, er habe sich ja zum Nichtwiedererkennen verändert.

Auch in die Stadt drangen die Gerüchte, daß es mit Helene und ihrem Glück nicht besonders gut stehen solle. Man munkelte dies und jenes, aber Niemand wagte, den gebrochenen alten Mann, welchem der Schmerz nur zu deutlich auf der Stirne geschrieben stand, direkt zu fragen. Aber dafür sprach man anderes lauter und ungeschweht. Da hieß es, mit dem Vermögen Meister Müller's solle es nicht mehr so gut und sicher stehen wie früher, ja, auf seinem bisher schuldenfreien Hause wären gar zwei Hypotheken eingetragen.

Auch Knorr hörte von den Gerüchten, aber er glaubte nicht recht daran, denn er konnte sich nicht denken, daß seine Prophezeiung sich so rasch in Wirklichkeit umgewandelt und die hohen Pläne, welche Müller mit seiner Helene gehabt, diesen so rasch ruinirt haben sollten.

Er war verstimmt gegen den Freund, das war freilich richtig, aber beim nahenden Frühling hielt es ihn doch nicht länger, und er machte sich auf, Meister Müller wieder einmal zu besuchen.

Knorr hatte das wohl bekannte Häuschen bald erreicht und trat in dasselbe ein. An die Wohnstübenthüre klopfte er zu wiederholten Malen, ohne daß ihm Antwort wurde. Als er eintrat, fuhr er erschrocken zurück. Meister Müller befand sich in dem traulichen Gemach; er saß vor dem runden Tische und hatte den Kopf auf beide Hände gelegt. Knorr vermochte das Gesicht des Freundes nicht zu sehen, aber er vernahm Laute, welche ihm tief zu Herzen gingen, denn der alte Mann weinte und schluchzte wie ein Kind.

Er hörte weder den Gruß des Eintretenden, noch beantwortete er ihn. Knorr war bis ganz dicht an ihn herangetreten, und sein Blick fiel auf einen halbzerknitterten Zettel, der neben dem alten Mann auf den Boden gefallen war. Er bückte sich und hob ihn auf, und als dabei seine Augen über den Inhalt glitten, da wurde auch der Schlossermeister blaß, denn auf dem Zettel stand nichts weiter als:

„Nimm mich zu Dir und lasse mich nicht hier in der Fremde sterben, denn ich bin tief unglücklich und fühle es,

daß es nicht lange mehr mit mir geht. Mein Mann ist grausam gegen mich — er will mich verlassen — er ist ein Glender. Laß mich nicht verzweifeln und hole mich zu Dir.

Deine Helene.“

Knorr nickte schweigend mit dem Kopfe und dann fuhr er sich mit der schwieligen Hand über die Augen. So hatte er doch Recht behalten, früher, als er daran gedacht, aber er hätte viel darum gegeben, wenn er Lügen gestraft worden wäre, denn der Schmerz des alten Mannes schnitt ihm tief in die Seele.

Endlich faßte er den Freund an der Schulter, und als der alte Mann auffuhr aus seinem Jammer, da nickte Knorr nur leicht mit dem Kopfe.

„Ich hab's gelesen,“ sagte er mit rauher Stimme, durch welche verhaltene Rührung hindurch klang, und dabei legte er den Brief auf den Tisch. „Wenn Dir's recht ist, so reisen wir morgen zusammen und holen Deine Tochter heim.“

Der alte Meister faßte seine Hand.

„Sie wird sterben,“ sagte er mit erslickter Stimme.

„Nein, sie wird leben,“ polterte der Schlossermeister in dem tiefsten Baß, der ihm zu Gebote stand, „und ich will ein schlechter Kerl sein, wenn wir Beide die Sache nicht wieder in das richtige Geleise bringen. Aber Dummheiten darfst Du keine mehr machen, alter Schwede, sonst —“

Er hob wie zur Drohung die Hand und brach ab, denn auch ihm versagte die Stimme, hatte er doch auch Helene lieb, und das tiefste Mitleid mit ihr.

4.

Als die längeren Tage herangekommen waren und draußen stürmische Winde den Frühling verkündeten, da rang in dem Hause Meister Müller's ein junges Leben mit dem Tode.

Im Hause selbst schien der Tod schon seinen Einzug gehalten zu haben, so unheimlich still war es in demselben. Die Magd ging so behutsam durch die Gänge, wie sie nur konnte, und Meister Müller vollends schlich nur auf den Bebenspiken. In der freundlichen Balkonstube aber mit der herrlichen Aussicht auf den Garten lag Helene. Sie mochte der zarten Frühlingsblume gleichen, welche der Märzschnee erstarrt hat, und ihr Antlitz und ihre Hände waren so trostlos weiß, wie dieser. In ihren großen blauen Augen glühte ein unheimliches Feuer, welches das Lebensmark des jungen Weibes zu verzehren drohte. Selten, daß sie bei klarem Bewußtsein war, in der Regel huschten wirre Träume durch ihren Sinn, und ihren bleichen Lippen entstrangen sich Ausrufe des Schreckens und Entsetzens.

Der Hausarzt schüttelte zu alledem den Kopf. Er hatte Helene von Kindesbeinen an gekannt und wußte, daß sie eine gar zarte und sorglich zu behütende Menschenblume war. Jetzt hatte sie der rauhe Sturm des Lebens erfaßt und zerzaust, und der erfahrene Kenner der menschlichen Leiden wollte an keine Hoffnung mehr glauben. Ueberreizung der Nerven und Fieber, so lautete seine Diagnose, und so verhielt es sich in der That.

Krank und gebrochen an Körper und Geist hatte Meister Müller seinen Sonnenstrahl aus dem fremden Land in die

Heimath gebracht. Der ehrliche Schloffermeister hatte nur zu Recht gehabt, und Mylosz war der Mann nicht gewesen, welcher seine Liebe behauptet gegen jeden Anprall. Helene hatte er ihrer Schönheit willen Lieb gewonnen, und wenn die Verhältnisse ihren glatten Lauf gegangen wären, dann würde sie es vielleicht auch ihr ganzes Leben gut bei ihm gehabt haben. So aber erkaltete seine Liebe sofort, nachdem seine Berechnung mit dem Testamente der Erbtante ihn im Stich gelassen hatte und die Verwandten feindlich wider ihn aufgetreten waren. Er fing an, Helene gleichgiltiger zu behandeln und ihr Vorstellungen zu machen, was für ein großes Opfer er ihr durch die Heirath gebracht. Die im Lande hoch angesehenen Verwandten aber, welche von keiner bürgerlichen Heirath innerhalb ihrer Kreise wissen wollten, machten insgeheim dem Charakterschwachen Baron den Vorschlag, sein Weib zu verlassen. Die Verwandten waren selbst reich und brauchten das Geld der Erbtante nicht, aber sie schworen, nur dann, wenn der junge Ehemann auf ihren Vorschlag eingehen würde, am reichen Erbe ihm einen Antheil zu gönnen. Mylosz war nicht lange im Zweifel, was zu thun sei, wo es sich einzig darum handelte, entweder der süßen Gewohnheit des Genießens weiter anzuhängen, oder in harter Arbeit sich und sein Weib zu ernähren. Er erkannte jetzt auf einmal, daß die Liebe zu Helene nur ein flüchtiger Rausch gewesen war, welcher, ihm selbst unbegreiflich, seine Sinne völlig umgaukelt hatte. Mit einem Male wußte er sehr kühl und verständig zu sprechen, dabei wurde er immer fremder und einsilbiger gegen Helene, und als er den Prozeß gegen die

Verwandten mit dem Gelde seines Schwiegervaters endgiltig verloren hatte, da sagte er sich mit einem großen Aufwand von Entrüstung von ihr los und machte ihr in dürren Worten den Vorschlag, sie möchte zu ihrem Vater zurückkehren und von dort aus die Scheidung bewirken.

Dann kam der todesmüde Schmerzensschrei des vielgeprüften Weibes, und Vater Müller ging mit seinem Freunde, dem Schlossermeister, um sein krankes Kind heimzuholen.

Jetzt lag Helene daheim und Vater Müller fürchtete für ihr Leben. Dazu stürmten andere Sorgen auf den alten Mann ein. Die Hälfte seines Vermögens und noch mehr hatte er seinem Kinde geopfert, jetzt war er oft um das nöthige Geld zum Lebensunterhalt verlegen, und es demüthigte ihn oft im Herzen, wenn er verstohlener Weise da und dort eine Summe Geldes leihen mußte. Knorr hätte ihm gewiß gerne aus seiner Verlegenheit geholfen, aber Meister Müller war zu stolz, gerade ihn in Anspruch zu nehmen. Er verschloß Alles noch mehr wie früher in seinem Herzen, aber er litt nunmehr auch doppelt.

Heute war ein unfreundlich rauher Tag. Der Winter hatte mit grimmer Laune dem einziehenden Frühling noch einen schlimmen Streich gespielt und Wald und Feld mit einer weißen Schneedecke überzogen. Auf die Gebirgstannen hingen die Wolken schwer hernieder, als ob sie jeden Augenblick zerbersten und den ungestlichen Gruß den Fluren mittheilen wollten. Die Amseln und die anderen Singvögel, welche schon heimgekehrt waren aus dem fernen Süden,

flogen verschüchtert durch die kalte Luft und in klagenden Tönen gaben sie ihr Sehnen kund nach dem warmen, prächtigen Lande.

Meister Müller stand an dem Fenster der Wohnstube und starrte auf das trostlose Landschaftsbild, welches sich seinen Blicken bot. Neben an in der Stube lag Helene, die Thüre stand offen, so daß der alte Mann jeden Athemzug seines Liebling's vernehmen konnte. Bis vor Kurzem hatten wirre Fieberträume sie wieder überkommen gehabt und ihren Geist zermartert, jetzt lag sie still und erschöpft und ihr Angesicht war bleicher denn je.

Dem alten Manne krampfte sich das Herz zusammen unter namenlosem Schmerze und der letzte Hoffnungshauch wollte aus ihm entschweben. Es lag eine ungeheure Last auf ihm und es war ihm zu Muthe, als ob er sich gegen dieselbe stemmen und aufschreien müsse aus tiefinnerster Brust, um wieder leicht zu werden. Aber er wußte wohl, daß dies eine Täuschung war, und daß nur ein Wunder ihm seinen Frieden zurückgeben konnte. Wenn das Herz übertoll ist und finstere Sorgennacht den Geist betäubt, dann irrt dieser gern aus dem trostlosen Dunkel hinweg zu Sonnenschein und lachenden Gefilden. Wie Sphärenmusik klingt dann das Lied der Erinnerung und die lichten Traumbilder einer freundlichen Vergangenheit tauchen verklärt aus dem Dunkel hervor.

Der alte Mann schrak plötzlich aus seinen Träumen auf, denn aus der Krankenstube drang ein leises Geräusch. So schnell, als er konnte, eilte er auf den Fußspitzen dahin, und er wollte seinen Augen nicht trauen, als er Helene

wach und ihre blauen Augen mit klarerem Ausdruck als sonst auf sich gerichtet sah.

Der alte Mann schlich sich bis ganz nahe zu dem Bette und strich seinem kranken Kinde mit der Hand behutsam über die heiße Stirn. Helene lächelte, aber es war ein unsäglich wehes und schmerzliches Lächeln, und dem alten Manne that es weher, als alles Andere. Dieses arme schattenhafte Wesen war sein knospendes, rosiges Kind von ehemals. Das wollte ihm schier das Herz brechen. Warum hatte nur Alles so kommen müssen — er hatte es doch so gut gemeint!

Der alte Mann ließ sich auf dem Stuhle neben ihrem Lager nieder und nahm die abgemagerte Rechte seines Kindes zwischen beide Hände.

„Mein Herzblättchen,“ sagte er mit stammelnder Stimme, „was hast Du Deinem alten Vater für Sorgen gemacht! Du bist ja so krank gewesen, mein armes, liebes Kind!“

„Ich war recht böse, Väterchen, nicht wahr?“

Ihre Stimme klang so leise und zitternd, daß Meister Müller sich ganz nahe zu ihrem Munde beugen mußte, um sie zu verstehen.

„Du böse, o, mein liebes Kind, wie kannst Du nur so etwas sagen? Aber Du sollst nicht sprechen, Herzchen, es könnte Dir schädlich sein.“

Helene lächelte nur und dann schmiegte sie ihr Haupt an die Brust des Vaters, wie sie es oft gethan als Kind.

„Ich habe geträumt, Väterchen — ach, so lieb und schön — weißt Du noch, das Märchen —“

„Welches Märchen, mein Kind?“

„Weißt Du noch — vom Sonnenstrahl — Du erzähltest es mir früher oft.“

Die Augen des alten Mannes wurden feucht, denn vor seinem geistigen Blicke tauchte mit Macht ein längst dahin geschwundenes Bild auf. Es war in der alten Tischlerwerkstatt gewesen und Helenchen hatte auf einem mächtigen Haufen von Hobelspänen gefessen. Mit den gewundenen Spänen hatte das Mädchen ihr Haupt verziert und die Sonne hatte gerade auf ihre goldenen Lödchen geschienen. Da hatte die Kleine auch ein Märchen erzählt haben wollen, und Meister Müller hatte ihrem Wunsche willfahrt, weil es ihm wunderbar im Herzen zu Muth war und ein wirkliches Märchen in demselben aufgedämmert war. So hatte er ihr das Märchen vom Sonnenstrahl erzählt, und seitdem hatte es Helenchen oft wieder erzählt haben wollen. In der Regel hatte sie dann auf seinem Schoße geruht, und wenn Meister Müller zu Ende gekommen war mit seinem Märchen, dann war der goldene Lockentopf zur Seite gesunken und die großen blauen Guckaugen hatten sich zu friedlichem Schlummer geschlossen.

Daran hatte Meister Müller denken müssen, und als er nun wieder das Haupt seines Kindes gegen die Brust gedrückt hielt, aber unter so ganz anderen Verhältnissen, da drückte die Wehmuth ihm schier übermächtig auf das Herz.

„Weißt Du — das Märchen —“ hauchte Helene wieder nach einer Weile.

„Willst Du es noch einmal hören, Kind? Aber es wird Dich erregen, und Du brauchst Ruhe.“

Die Kranke schüttelte leicht das Haupt.

„Bitte, bitte, erzähle!“

Der Alte legte noch inniger und behutsamer das Haupt seines kranken Kindes auf den Arm, und da er es von jeher gewöhnt war, jedem Wunsche seines Lieblingskindes willenlos nachzugeben, begann er das Märchen vom Sonnenstrahl. Eifrig erzählte er; gerade so, wie er es in Helensens Kindertagen gewohnt gewesen. Und die Kranke hatte ihr Haupt an seine Brust gebettet und horchte regungslos zu.

Endlich war der alte Mann mit seinem Märchen zu Ende, die Augen waren ihm darüber selbst feucht geworden. Jetzt schaute er auf sein krankes Kind. Die schönen blauen Augen waren geschlossen und das Angesicht war entsehrlich blaß.

„Sie schläft,“ sagte er leise und bettete das zarte Haupt behutsam auf die Kissen. Dann schlich er sich leise aus dem Zimmer, um den Schummer seines Sonnenstrahls nicht zu stören. Aber Stunde auf Stunde verfloß und Helene wachte nicht wieder auf. Endlich wurde der alte Mann unruhig und schlich zu dem Krankenlager seines Kindes zurück.

Sie lag noch immer, wie er sie vor Stunden gebettet hatte. Da faßte den alten Mann mit einem Male eine fürchterliche Angst, er beugte sich ganz dicht nieder bis zum Munde seines Kindes und horchte angestrengt. Eine Mücke summt durch die Todtenstille des Gemaches und dem alten Manne wollte es scheinen, als ob ihr Flügelschlag dem rollenden Donner gleiche. Dann hörte er sein eigenes Herz

lauler und lauter schlagen, das Geräusch wurde ihm zur unerträglichen Pein, und er lauschte noch angestrengter, aber er hörte sonst nichts — keinen Athemzug — nichts.

Meister Müller schaute mit leeren Blicken auf sein Kind, und dann zitterten ihm die Kniee immer heftiger, und durch den ganzen Körper ging ein schwankes Zucken, bis der alte Mann sich nicht länger mehr aufrecht halten konnte, sondern vor dem Bette zusammenbrach. Seine Hände tasteten unsicher nach dem Gesichte seines Kindes, das mit einem Male sich so kalt und eisig anfühlte, und seine Rippen zitterten.

„Mein Herzblatt — o mein Sonnenstrahl!“

So verging Stunde auf Stunde. Im Zimmer summt die Mücke noch eine Weile, dann verflog sie sich. Von der Straße tönte Lachen in das stille Zimmer — lustige Menschen zogen vorüber, Leben und Liebe in der Brust — dann war wieder Alles still.

Die Abendshatten dunkelten herein und Meister Müller lag noch immer vor dem Bette seines Kindes. Da klopfte es an der Thüre und Tritte wurden im Nebenzimmer vernehmbar. Der Hausarzt kam zur gewohnten Stunde.

Bei dem Geräusche fuhr der alte Mann herum und als er den Arzt erkannte, da taumelte er jäh in die Höhe. Er vermochte eine geraume Weile nichts zu sagen, sondern er deutete nur stumm auf das Lager.

„Sie schläft,“ flüsterte er endlich leise, und dabei ging ein unsäglich müder Zug über sein Gesicht.

Der Arzt trat näher und schob den Alten sanft zur Seite. Er begann den Puls Helenens zu fühlen. Dann

beugte er sich zu ihr nieder und preßte rasch das Ohr gegen ihre Brust. Endlich sagte er verwundert, kopfschüttelnd: „Ja, Ihre Tochter schläft. Sie liegt in einem eigenthümlichen, magnetischen Schlummer, wie er in großen Krisen zuweilen freiwillig eintritt. Die Heilkraft der Natur bereitet sich zum entscheidenden Kampfe mit dem Dämon der Krankheit vor.“

„Sie schläft,“ stammelte Meister Müller mit gefalteten Händen, „sie schläft also nur?“

Der Arzt nickte ernst mit dem Kopfe.

„Ja, sie schläft — zum Leben oder — zum Tode.“

5.

Der Juni war in's Land gekommen. Der Himmel war blau und klar, und durch die balsamischen Lüfte tummelte sich ein ungezähltes Heer leicht beschwingter Säger. Auch in dem Häuschen Meister Müller's war ein neuer Glückeschimner eingelehrt.

Nach langem todesähnlichen Schlafe hatte Helene die Augen zu neuem Leben aufgeschlagen, das langsam zwar, aber um so sicherer wieder durch ihre Adern zu pulsiren begann. Als endlich die linden Lüfte erwacht und der Mai herangekommen war, da durfte die junge Frau es zum ersten Male wagen, in das Freie zu gehen und den lichten Sonnenschein auf sich herabstrahlen zu lassen.

Es war ein allgemeiner Festtag gewesen, als Helene zum ersten Male wieder im Garten sich erging, und auch der alte Knorr und sein zurückgekehrter Sohn nahmen daran Theil. Auch dem blühenden, stattlichen jungen

Manne vermöchte man Freude und Glückseligkeit aus dem ehrlichen Gesichte herauszulesen.

Dem Tage des Jubels folgte aber auch wieder mancher voll banger Sorge und finsterner Besürchtungen, denn Helene fühlte sich äußerst schwach, und wenn ihr Körper sich auch nach und nach erholte, so war doch ihre seelische Stimmung eine äußerst trübe und gedrückte und wurde durch die eingeleitete Scheidungsklage auch dauernd so erhalten. Sie liebte zwar ihren Mann schon längst nicht mehr; hatte sie ihn doch niemals wirklich aufrichtig und wahrhaftig geliebt. Sie war eben ein leichtsinniges, flatterhaftes Ding gewesen. Ihr Herz war gut, aber die falsche Erziehung hatte sie verdorben. Denn, wie Knorr nur zu richtig bemerkt hatte, es waren durch die hochgeschraubte Erziehung Ansprüche in ihr geweckt worden, welche Befriedigung weder durch den Stand noch durch das Vermögen des Vaters erlangen konnten. Aber der herbe Schicksalsschlag, welchen sie erlitten, und das auf ihn folgende harte Schmerzenslager hatten ihren Sinn von Grund aus umgewandelt. Ihr Sinn hatte sich nach Innen gekehrt, und das früher so ausgelassene Mädchen war zu einer ernststen Frau geworden, und die erfahrene furchtbare Enttäuschung fuhr fort, ihre Schatten auf ihr Gemüth zu werfen.

Auch für Vater Müller begann eine Reihe schwerer Sorgentage, denn nunmehr sollte er die geliehenen Summen zurück bezahlen, welche das schwere Krankenlager Helenens verschlungen hatte. Sein Vermögen war aber aus bekannten Gründen sehr zusammen geschmolzen, und es reichte

kaum hin, seinen und seines Kindes Lebensunterhalt zu gewährleisten. An eine Abzahlung der Schuld war durchaus nicht zu denken, und da die Gelddarleiher nicht länger warten wollten, so mußte Meister Müller daran denken, das Aeußerste zu vermeiden und lieber freiwillig sein schmuckes Häuschen zu verkaufen. Dieser so nothwendige Entschluß lag ihm aber schwer auf dem Herzen, denn Helene begann sich in dem freundlichen Eigenthum wieder heimisch zu fühlen.

Er hätte sich indessen eher die Zunge abgebissen, als daß er es über das Herz gebracht hätte, seinem Kinde eine Andeutung darüber zu machen, daß sie über kurz oder lang gezwungen sein würden, dem lang inne gehaltenen Heim Lebenswohl zu sagen. Nach seiner Gewohnheit trug er den Kummer tief im Herzen verborgen, aber der ehrliche Knorr, welcher tagtäglich in das Haus kam, las ihm denselben deutlich genug von der umwölkten Stirne ab.

„Meinst Du, ich weiß nicht, wo Dich der Schuh drückt?“ sagte er einmal, als sie neben einander im Garten saßen und Meister Müller lautes Aufseufzen nicht unterlassen konnte.

„Mir fehlt nichts,“ entgegnete der alte Mann ausweichend.

„Freilich, Zahnschmerzen hast Du nicht,“ meinte der Schlossermeister in der ihm eigenen derben Weise, „aber dafür hat Dein Geldbeutel die Schwindsucht. Ich sollte eigentlich den Schnabel halten, denn wenn das ‚Veimpfännchen‘ zu stolz ist, sich an mich zu wenden, dann brauche ich mich ihm auch nicht aufzubringen.“

Meister Müller seufzte tief auf. „Du kannst mir nicht helfen.“

„Oho, warum nicht, ich bin kein armer Esel.“

„Das weiß ich wohl, aber es wäre nicht recht von mir gehandelt, wenn ich Deine Hilfe in Anspruch nehmen wollte. Meine Tage sind gezählt, und ich bin zu alt und schwach geworden, als daß ich durch Berufsarbeit noch etwas Nennenswerthes verdienen könnte, dann sind auch die Zeiten andere, wie früher.“

Da sagte der Schlossermeister vertraulich seinen Freund beim Arm und sah ihn mit pffiffigem Schmunzeln an.

„Höre 'mal, zum Kuppler bin ich verborben und von der Diplomatenkunst habe ich auch wenig genug los. Aber mein Wilhelm hat es mir aufgetragen, ich soll es Dir doch einmal stecken, ob ihm Deine Helene noch immer nicht freundlicher gesinnt ist, wie früher.“

„Dein Wilhelm?“ rief Meister Müller mit einem beflürzten Gesicht. „Davon habe ich ja gar nichts gemerkt.“

„Na, das muß doch ein Stockblinder sehen, daß er die Helene von Herzen gern hat. Und ein tüchtiges, selbstständiges Geschäft hat er doch auch, und ein blicksauberer Kerl ist er auch, das muß ich wissen, denn er ist beinahe so hübsch, als ich früher gewesen bin.“ Dazu lachte der alte Knabe laut auf.

Als kurze Zeit darauf vom Gerichte die Scheidung Helenens von ihrem unwürdigen Gatten ausgesprochen wurde und wenige Wochen später Wilhelm Knorr der jungen Frau seine erneuerte Werbung vortrug, weinte Helene laut auf und verließ schluchzend das Zimmer. Wilhelm aber

war gar nicht böse darüber und ging ganz vergnügt fort, viel vergnügter, wie damals vor zwei Jahren. Er kam auch schon am anderen Tage wieder und diesmal weinte zwar Helene auch, aber sie hing dabei an seinem Halse und ein glücklicher Schimmer verschönte ihre bleichen Züge.

Als der Mai abermals einzog mit all' seiner Pracht und Blüthenherrlichkeit, da tauschte Helene den ehelichen Treuschwur mit Wilhelm aus. Dieses Mal trat sie ernst und mit dem Bewußtsein der übernommenen Pflicht in die neue Ehe.

In dem traulichen Schweizerhause blieb sie mit ihrem Gatten wohnen, denn der Schlossermeister hatte es seinem Freunde abgekauft und dem Sohne zur Hochzeitsgabe geschenkt. Und merkwürdig, all' die vornehmen Bekannten in der Stadt, die über ihre Heirath mit dem Baron so sonderbar die Achseln gezuckt, jetzt drückten sie ihr, wenn sie ihr begegneten, herzlich und mit guten Worten die Hand.

Meister Müller aber hatte einen unbeschreiblich wonnigen Lebensabend. Es dauerte nicht lange, da hatte er sein Herzblättchen verjüngt auf dem Arme und durfte wie verkürrt in herzige blaue Augen schauen. Manchmal hielt es ihn nicht und er wollte anfangen, für die Kleine schon wieder Lebenspläne zu entwerfen. Aber dazu lachte der alte Schlossermeister nur gutmüthig, denn er wußte, daß sein Sohn den richtigen Mittelweg schon finden werde.

Meister Hans.

Ein Lebensbild aus der Kunstgeschichte.

Von

Hasso Gorden.

(Nachdruck verboten.)

Von Italien ging jener gewaltige geistige Aufschwung aus, der im 15. und 16. Jahrhundert, veranlaßt durch das Wiederauffinden der klassischen Werke der Alten, ganz Europa ergriff und den wir richtig die Zeit der Wiedergeburt — „Renaissance“ — nennen. Keine Nation aber hat nächst der italienischen so ernst an dieser Wiedergeburt der Menschheit in Wissenschaft und Kunst gearbeitet, als die deutsche, wenn auch hier die Bewegung erst später ihren Anfang nahm.

Unter den Männern, welche in jener Zeit in Deutschland für die Malerei eine neue Epoche heraufführten, waren die beiden berühmtesten Albrecht Dürer aus Nürnberg und Hans Holbein aus Augsburg. Der sehr interessante Lebenslauf des Letzteren soll uns in dieser kleinen Skizze beschäftigen.

Hans Holbein wurde im Jahre 1497 geboren und war der Sohn eines verdienstvollen Malers, eines braven Meisters in seinem Fach, der ebenfalls Hans Holbein hieß, und deshalb in der Kunstgeschichte zur Unterscheidung von

seinem berühmten Sohne den Beinamen „der Ältere“ führt. Der von ihm stammende Sebastiansaltar (jetzt in der Pinakothek zu München) gilt als eines der ersten Werke der deutschen Renaissance, und seine Einwirkung auf die künstlerische Entwicklung seiner Söhne — Hans Holbein hatte nämlich einen älteren Bruder Ambrosius, der gleich ihm Maler war, wenn er sich auch an Bedeutung nicht entfernt mit ihm messen konnte — ist unverkennbar. Aber die rechte Würdigung des Vaters scheint erst durch seines großen Sohnes Werke ermöglicht worden zu sein; Hans Holbein der Ältere ist wenigstens in Elend und Armuth, fern von seinem geliebten Augsburg gestorben, und schon in früher Jugend finden wir den Sohn auf der Wanderschaft. Er fand zunächst in dem aufblühenden Basel eine neue Heimath und eine Stätte reicher Wirksamkeit.

Basel war eine reiche und schöne Stadt. Die Bürgerhäuser waren zierlich und so wohl eingerichtet, wie kaum in Florenz, vielfach bemalt und alle mit eigenen Brunnen und Gärten, in den Zimmern mit Glasfenstern (was damals noch großer Luxus war), mit schönem Getäfel und Teppichen. Wohlleben und froher, heiterer Sinn herrschte überall, und der Geist der Freiheit, den hier Alles athmete, das gesunde bürgerliche Leben mußte eine rege Natur, wie die Holbein's, besonders anziehen. Aber es kam noch etwas Anderes hinzu: Basel, wo damals Deutschlands erste Gelehrte und Schriftsteller, sei es dauernd oder vorübergehend, mit Vorliebe Aufenthalt nahmen, war eine Hauptstätte der Buchdruckerkunst und des Buchhandels geworden. Da sich nun Hans Holbein, wie auch sein Bruder Ambrosius, zunächst

wesentlich mit Zeichnungen für Bücherholzschnitte beschäftigte, so bot sich ihm hier lohnende Thätigkeit und eine gesicherte Existenz.

Durch diese Arbeiten aber kam der junge Künstler mit den bedeutendsten Gelehrten seiner Zeit, vor Allen mit Erasmus von Rotterdam, in Berührung, der damals, kurz nachdem er die erste Druckausgabe des neuen Testaments in griechischer Sprache veranstaltet hatte, auf der Höhe seines Ruhmes stand und sich der Anerkennung der ganzen gebildeten Welt in so hohem Maße erfreute, daß ein geistreicher Beurtheiler mit Recht sagen konnte: Erasmus war in ganz Europa auf geistlichem Gebiet die höchste Autorität. Wenn freilich die direkte Einwirkung des Gelehrten auf den Künstler erst in einer späteren Zeit entscheidend in des Letzteren Lebensschicksale eingreift, so hörten doch von jetzt an die Beziehungen zwischen Beiden nicht mehr auf. Einen Beweis dafür liefern u. A. die köstlichen Federzeichnungen, mit welchen Holbein ein (heute im Baseler Museum aufbewahrtes) Exemplar des Werkes des Erasmus „Lob der Narrheit“ schmückte.

Schon in dieser Periode seines künstlerischen Schaffens tritt er jedoch auch als Porträtmaler auf. Die vortrefflichen Bildnisse des Bürgermeisters von Basel, des gestrengen Herrn Jakob Meyer zum Hasen und seiner Ehefrau, wiesen schon damals auf die hohe Begabung hin, die Holbein später zum ersten und gesuchtesten Porträtmaler der Welt machte, während die erhaltenen Studien und Skizzen zu zahlreichen gleichzeitig ausgeführten Wandmalereien eine Phantasiefülle, eine Lebhaftigkeit und

Natürlichkeit der Darstellung zeigen, die erstaunlich erscheint. Skizzen zu Glasmalereien, zahlreiche Altarflügel und Orgelthüren mit Darstellungen aus der biblischen Geschichte beweisen ferner die Vielseitigkeit und vor Allem die emsige Thätigkeit des kaum vierundzwanzigjährigen Künstlers. Und es mochte Noth thun, daß er Stift und Palette fleißig handhabte, denn die Bezahlung für die einzelnen seiner Werke war nicht bedeutend und er hatte sich schon frühzeitig einen eigenen Hausstand gegründet. Frau Elisabeth — wir kennen ihren Vaternamen nicht mehr — scheint eine junge Wittwe gewesen zu sein, als Holbein sie um das Jahr 1520 heimführte. Es ist eine heute allgemein gewordene Annahme, daß sie ihm für sein erstes, wenig Jahre später entstandenes Madonnenbild, gewöhnlich die Madonna von Solothurn genannt, weil sie sich in Besitz eines dortigen Privatmannes befindet, als Modell der heiligen Jungfrau gedient habe, während er für den Christusknaben ebenfalls sein eigenes Kind zum Vorbild nahm.

Großartige Kompositionen zu Holzschnitten für das alte und neue Testament bildeten gleichsam die Vorarbeiten zu einem der berühmtesten Holbein'schen Werke, zu seinem Todtentanz. In diesen Bildern vom Tode, deren Anzahl nach und nach auf achtundfünfzig Blatt stieg, behandelt Holbein den im Mittelalter beliebten Vorwurf von der Allgewalt des Todes und der Nichtigkeit alles Irdischen in ganz neuem Geist, zeigt mit furchtbarer Ironie, wie der Tod unter den mannigfaltigsten Verhältnissen, ohne Achtung vor Stand, Rang, Reichthum, mitten in's Leben hineingreift, sein Opfer fortreißt, und findet in dieser Form Gelegenheit zu schneiden-

der Satire auf kirchlichem, sozialem und politischem Gebiet. Alle Vorgänger, welche den gleichen Stoff behandelt hatten, mußten sofort nach dem Erscheinen des Holbein'schen Werkes die Segel streichen. Ein Dichter jener Tage ruft aus:

„Wie Meister Hans den Tod darstellt, da malt er ihn
So kunstvoll, daß der Tod lebt und der Maler selbst
Unsterblichen gleich steht.“

Der Tod ergreift in den Holbein'schen Blättern alle Menschen in so recht eigentlich charakteristischem Moment: den Vornehmen an der reich besetzten, schwelgerischen Tafel, den Reichen, als er sich mitleidslos von einem armen Bettelweibe abwendet! Hier klettert der Sensenmann hinterrücks auf den Sessel eines ungerechten Richters, der sich soeben bestechen läßt, dort steht er hinter der jugendlichen Nonne, die am Altar kniet und doch zugleich dem Lautenspiel eines Liebhabers lauscht, hier faßt er den Arzt inmitten seiner Thätigkeit, den Bucherer vor seinem Goldhaufen, dort tritt er selbst, den Kürass über den hageren Knochen, dem gewappneten Ritter mit Schwert und Lanze entgegen. Erbarmungslos raubt er dem armen Weibe, während es in der einsamen Behausung ein kümmerliches Süpplein kocht, das Kind, oder tanzt als Trommelschläger dem Liebespaar voraus, das sich soeben schwört: „Nur der Tod soll uns trennen!“ Spieler und Säufer, Schauspieler und Räuber, die Hohen und die Niederen dieser Welt — sie Alle, Alle müssen dem Unerbittlichen folgen.

Fast zu gleicher Zeit mit der Mehrzahl der Todtenbilder entstand aber auch jenes große Gemälde, mit dem wir am meisten die Unsterblichkeit Holbein's zu verknüpfen

gewohnt sind: die berühmte Madonna. Das Bild hat wunderbare Schicksale gehabt. Lange Zeit galt nämlich eines der Hauptstücke der Dresdener Gallerie — neben der unvergleichlichen siztinischen Madonna Rafael's wohl ihre höchste Perle — als das Holbein'sche Original und ein in Darmstadt befindliches gleiches Bild als eine Kopie desselben. Erst in den letzten Jahrzehnten änderte sich bei genauerer Untersuchung die Ansicht der Kunstverständigen, es wurde schließlich 1869 eine Ausstellung beider Bilder neben einander ermöglicht und nun trat klar zu Tage, daß gerade das bisher wenig bekannte Darmstädter Bild das unzweifelhafte Original, das Dresdener Gemälde dagegen nur eine allerdings vortreffliche, aber nicht einmal von Holbein selbst herrührende Kopie sei.

Ganz abgesehen von dem entzückenden Kolorit und der Schönheit der Zeichnung hat der Meister mit diesem Madonnenbilde in bewundernswerther Weise einem tief innerlichen, echt deutschen Gefühl Ausdruck zu geben gewußt, und hierin beruht wesentlich der Zauber seines Werkes. Er hat die Madonna nicht über Wolken thronend, nicht in himmlischen Fernen dargestellt, sondern sie dem menschlichen Empfinden näher gerückt, indem er sie mitten unter die Glieder der heiligen Familie stellte und ihre Eigenschaft als liebende Mutter hervorhob. In tiefer Andacht knien jene vor ihr, aber das Gefühl ihrer gottbegnadigten Mission trennt sie nicht, sondern verbindet Alle in gemeinschaftlicher, beglückender Erhebung!

Das Jahr 1526 brachte eine entscheidende Wendung für das weitere Leben unseres Meisters. In Basel brachen

Krankheiten und Hungersnoth aus, die Geschäfte ruhten, und mit dem allgemein mangelnden Erwerb begannen auch die Einkünfte des Künstlers sich zu verringern. Noth und Sorge zog in sein Haus ein. So kam ihm der Vorschlag seines Freundes Erasmus, dem er in Antwerpen einen längeren Besuch abgestattet, nach England zu gehen, sehr gelegen. Erasmus hatte selbst in London, am Hofe Heinrich's VIII., gelebt und stand mit dem gelehrten Staatskanzler des Königs, Thomas Morus, in fortwährendem Briefwechsel. Diesem empfahl Erasmus den Baseler Maler auf das Wärmste, indem er zugleich als Probe von dessen Leistungsfähigkeit zwei Porträts sandte, zu welchen er Holbein kurz vorher gefessen hatte.

Wie gewaltig anregend mußte die Reise, mußte der Eindruck der Riesenstadt London selbst auf den jungen Künstler wirken, der aus den doch immerhin beschränkten Kreisen einer deutschen Mittelstadt kommend, hier zuerst Einblick in das großartige Getriebe des Handels, in das prunkvolle Hofleben und die ewig wechselnden Bilder einer mächtigen Reichsmetropole erhielt.

Die Deutschen waren zu jener Zeit in London sehr beliebt; in den Händen der Vertreter der Hansa, welche hier eine eigene große Niederlassung, den mit bedeutenden Privilegien ausgestatteten Stahlhof besaß, ruhte vielleicht der größte Theil des Handels, erst später verdrängte sie das nationale Selbstgefühl und der erwachende eigene Handelstrieb der Engländer aus dieser hervorragenden Stellung.

Auch die Deutschen selbst fühlten sich heimisch und wohl am Themsestrand. Holbein fand also an den zahlreich in

London lebenden deutschen Kaufherren, deren fein Genie eine ganze Anzahl in herrlichen Porträts verewigt hat, einen guten Anhalt, und es war ihm auch andererseits für seine künstlerische Thätigkeit der Boden gut vorgearbeitet. Eine rege Liebe zu den Wissenschaften und Künsten lebte in der reich begüterten englischen Aristokratie. Schon vor ihm hatten bei dem Mangel einheimischer Künstler italienische und niederländische Maler hier ein gewinnbringendes Feld für ihre Thätigkeit gefunden, und da der König selbst ein eifriger und verständnißreicher Bauherr und Sammler war, so fehlte es eigentlich nie an lohnenden Aufträgen. Schon 1527 ließ sich Sir Thomas Morus, in dessen Hause Holbein gastfreundliche Aufnahme gefunden hatte, selbst von ihm zeichnen, bald folgte der Erzbischof von Canterbury nach, und der Erfolg dieser ersten gelungenen Arbeiten war, daß sich schnell eine ganze Reihe geistlicher und weltlicher Würdenträger durch den Stift des großen Künstlers verewigt sehen wollte. Im Schloß Windsor befindet sich noch heute eine Sammlung von nicht weniger als siebenundachtzig Köpfen von Holbein's Hand, und es ist bezeichnend, daß der Name „Holbein“ mit fast allen englischen Porträts aus jener Zeit in Verbindung gesetzt wurde. Es ist geradezu unmöglich, daß der Meister auch nur den dritten Theil aller Bilder gemalt hat, die nach ihm — gekauft wurden; ja als 1866 auf einer Londoner Ausstellung dreiundsechzig Porträts unter seinem Namen glänzten, stellte es sich bei näherer Prüfung heraus, daß sich nur neun echte Holbeins unter ihnen befanden. Leider sind anderer-

seits gerade einige seiner bedeutendsten Originale verloren gegangen.

Der Ertrag seiner künstlerischen Thätigkeit war so bedeutend, daß der Meister bereits nach zwei Jahren nach Basel zurückkehren konnte, um seiner zurückgelassenen Familie eine sorgenfreie Existenz in der Heimathstadt, von der sich Frau Elisabeth nicht zu trennen vermochte, zu sichern. Er kaufte für sie zwei Häuser und richtete sie wohnlich ein; entschieden hatte er die Absicht, selbst in Basel zu bleiben, und es scheint ihm anfänglich auch nicht an genügenden Aufträgen gefehlt zu haben, wenigstens beauftragte ihn der Rath selbst mit der Vollendung eines schon früher begonnenen Cyklus von Wandgemälden im Rathhaussaal, von denen uns freilich nur die Skizzen erhalten geblieben sind.

Aber dauernd konnten ihm, nachdem er einmal das freiere, großartigere, seinem Genie mehr Anregung gewährende Leben Londons kennen gelernt hatte, die kleineren Verhältnisse der Heimath doch nicht genügen. Schon zu Anfang des Jahres 1532 finden wir ihn wieder in England, und vergebens bemühte sich die Stadt Basel, ihren bereits weltberühmten Bürger dauernd zu sich zurück zu ziehen. Es ist noch ein interessanter Brief vom 2. September desselben Jahres vorhanden, in dem Rath und Bürgermeister ihm schrieben:

„Meister Hansen Holbein dem Maler, jetzt in England. Wir, Jakob Meiger, Bürgermeister, und Rath der Stadt Basel, entbieten unserm lieben Bürger Hansen Holbein unseren Gruß und thun Dir hiermit zu wissen, daß es

uns gefallen würde, wenn Du Dich sobald wie möglich wieder heim verfügtest. Alsdann wollen wir, damit Du desto besser zu Hause bleiben und Weib und Kind ernähren mögest, Dich des Jahres mit dreißig Stück Geldes (30 Gulden), bis wir im Stande sind, besser für Dich zu sorgen, freundlich bedenken und versehen. Davon haben wir Dich in Kenntniß setzen wollen, damit Du Dich darnach zu halten wiffest."

Sicher ist es dem großen Meister schwer genug gewesen, den ehrenvollen Ruf seiner Heimathstadt ausschlagen zu müssen, aber sein Entschluß konnte nicht zweifelhaft sein. Im großen London blühte ihm reicher Erwerb, blühte ihm Ruhm und Ehre, was vermochten ihm dagegen die engen Mauern der ehrfamen Reichsstadt zu bieten? Er besuchte zwar Deutschland, kehrte aber bald wieder nach Englands Metropole zurück.

Es würde zu weit führen, die reiche und vielseitige Thätigkeit, welche er hier im Lauf der nächsten Jahre entfaltete und die das Porträtfach und den Holzschnitt, Entwürfe zu Festdekorationen und große allegorische Gemälde in gleich ausgedehntem Maße umfaßte, eingehend zu schildern, wir können mit der Erzählung der Lebensschicksale unseres Meisters erst bei dem Jahre 1536 wieder einsetzen, das ihn in den unmittelbaren Dienst des Königs führte. Als „*Servant to the King's Majesty*“, wie sein offizieller Titel lautete — als Diener Seiner Majestät des Königs — widmete er sich naturgemäß vorzüglich dem Porträtfach. Ein berühmtes Wandgemälde, den Herrscher mit seinen Eltern darstellend, ist leider verloren gegangen, aber zahl-

reiche andere Porträts aus dieser Periode, vor Allem ein herrliches Porträt der ebenso schönen wie edlen Königin Jane Seymour beweisen die sich stetig vervollkommnende Technik Holbein's. Als Jane Seymour dann im Jahre 1537 zum Kummer des ganzen Landes starb, mußte er auf Reisen gehen, um nach damaligem Brauch die schöne Herzogin Christine von Mailand, welche der König zu ehelichen gedachte, zu konterfeien. Der „Meister Hansen erwies sich“, meldete der mit den Verhandlungen beauftragte Gesandte bei Uebersendung des Porträts, „wenn er auch nur drei Stunden Zeit hatte, als Meister in seiner Kunst,“ aber politische Verhältnisse machten die Heirath unmöglich, und schon ein Jahr später finden wir Holbein im gleichen Auftrag am Hofe zu Cleve beschäftigt, um die Herzogin Anna zu malen. In der That wurde diese später Königin von England und man hat, als sie Heinrich VIII. persönlich nicht gefiel, Holbein den ernststen Vorwurf gemacht, er habe ihr auf seinem Bildniß allzu sehr geschmeichelt.

Der Künstler blieb anscheinend trotz alledem in hoher Gunst bei dem König und dieser sorgte nicht mit seinen Gnadenbeweisen. Freilich möchte man das Gehalt von 800 Mark, welches Holbein bezog, für heutige Verhältnisse gering finden; wenn man aber bedenkt, daß das Geld damals in England einen mindestens zehnfach höheren Werth als heute besaß, so kann man es kaum noch als unköniglich bezeichnen, zumal der Meister nach wie vor Zeit zur Erledigung zahlreicher Privataufträge fand. Er lebte in der That, wenn auch vielleicht nicht in glänzenden, so doch in sehr guten Verhältnissen und hinterließ, als ihn die im

Jahre 1543 in London wüthende Pest plötzlich im blühenden Mannesalter dahinraffte, seiner Wittwe und seinen vier Kindern ein gutes Auskommen. Aber wunderbar genug, trotz seiner hervorragenden Stellung ist heute nicht einmal seine Grabstätte bekannt, schon ein Jahrhundert nach seinem Tode versuchte man vergebens, sie aufzufinden, Niemand weiß, wo er zur letzten Ruhe bestattet worden ist, ja trotz aller Bemühungen ist es sogar nicht einmal gelungen, das genaue Datum seines Todestages festzustellen.

Aber wo auch seine irdischen Reste ruhen mögen, sein Genius lebt unsterblich in seinen Werken fort — neben dem Namen Albrecht Dürer's bleibt der unseres Meisters Hans Holbein der erste in jener Epoche des Wiedererwachens der deutschen Kunst.

Jung und Alt.

Ein Streifzug in das Gebiet der Statistik.

Von

B. v. Wolfshofer.

(Nachdruck verboten.)

Die Statistik ist, trotz ihrer trockenen Zahlen, eine äußerst interessante Wissenschaft, denn da jedes Verhältniß des menschlichen Gemeinlebens sich in einem ziffermäßigen Ausdruck zusammenfassen läßt, also auch der statistischen Betrachtung unterworfen werden kann, so liefert letztere uns eine Fülle von Thatsachen, die an sich zu wissen schon interessant genug, die aber erst ihren vollen Werth dadurch gewinnen, daß die Zusammenstellung und genaue Berechnung solcher Thatsachen uns zeigt, wie alle menschlichen Geschehnisse und Verhältnisse auf einer ihnen innewohnenden Nothwendigkeit beruhen, und es nirgends eine freie Willkür und einen Zufall gibt — weder in der Natur noch im Menschenleben.

Auf die philosophischen Folgerungen dieses Resultates näher einzugehen, ist hier nicht der Ort, aber wir wollen unsere Leser mit einigen praktischen Ergebnissen der Statistik bekannt machen, die speziell auf Alter und Lebensdauer der Menschen und Thiere Bezug haben, und daher allen

unseren Lesern sicherlich eine anregende Unterhaltung gewähren werden.

Schätzungen, welche unsere Statistiker vornahmen, haben ergeben, daß die Erde von etwa 1485 Millionen Menschen bewohnt wird. Die Anzahl der Geburten beträgt jährlich rund 39 Millionen. Diefen stehen in demselben Zeitraum 28 Millionen Sterbefälle entgegen. Vertheilt man jene 39 Millionen Geburten auf die $31\frac{1}{2}$ Millionen Sekunden des Jahres, so entfällt auf jede Sekunde etwas mehr als eine Geburt. Mit anderen Worten: jeder Athemzug eines Menschen bedeutet die Geburt und den Tod eines Weltbürgers. Zwischen diesen beiden Marksteinen des Daseins, der Geburt und dem Tode, ist nun der Durchschnittsmensch zu suchen. Von 100 lebenden Personen stehen im Durchschnitt 43 im Alter bis zu 20 Jahren, 49 zwischen dem 20. und 60., 5 zwischen dem 60. und 70., während nur 3 ein Alter über 70 Jahre erreichen. Das Alter des Durchschnittsmenschen stellt sich demnach für Männer auf 36 Jahre 3 Monate, für Frauen dagegen auf 40 Jahre. Die Letzteren sind also in Bezug auf die Lebensdauer vom Geschick günstiger bedacht worden, insofern man nämlich Optimist genug ist, um ein langes Verweilen auf der Erde überhaupt für ein Glück anzusehen.

Außergewöhnliche Frühreife des Geistes wirkt im Allgemeinen ungünstig auf die Lebensdauer ein. Bedeutende Geister, die zugleich sehr früh reisten, haben selten ein hohes Alter erreicht. Mozart (1756 bis 1791) unternahm schon im 7. Lebensjahr seine erste Kunstreise, wurde im 12. Konzertmeister und starb im 35. Jahre. Mendelssohn starb

38 Jahre alt (1809 bis 1847); seine Reisebriefe legen Zeugniß ab von der ungemein frühen Reife seines Geistes. Rafael (1483 bis 1520) starb 37 Jahre alt; schon im 18. Lebensjahre vollendete er unter seines Meisters Perugino Leitung einige seiner bedeutendsten Bilder. Schiller, der schon in seinem 18. Jahre „die Räuber“ schrieb, starb 46 Jahre alt (1759 bis 1805). Im Allgemeinen ist es somit kein Unglück, wenn sich die geistige Reife etwas später einstellt. Man soll vor Allem nicht aus den etwaigen Mißerfolgen, von denen oft Kinder in den ersten Jahren ihres Schulbesuches begleitet werden, einen voreiligen Schluß auf ihre Begabung ziehen. Der berühmte englische Naturforscher Isaac Newton (1643 bis 1727) galt in der Schule für träge und mangelhaft begabt. Das hinderte nicht, daß er später ein berühmter Mann wurde. Ähnliches wird uns aus dem Leben des großen schwedischen Botanikers Karl Linné (1707 bis 1778) gemeldet. Die Freude desselben am Einsammeln von Pflanzen galt lange Zeit als ein Zeichen von Faulheit, welche auf jede Weise bekämpft wurde. Olivier Goldsmith, der bekannte Verfasser des „Landprediger von Wakefield“, nannte sich selbst eine Pflanze, die spät erblühte.

Ueber den Einfluß der geistigen Arbeit auf die Lebensdauer der verschiedenen Berufsclassen hat der Engländer Madden vor einigen Jahren in seiner „Schriftsteller-Physiologie“ einige sehr interessante Daten veröffentlicht. Die Krone der Langlebigkeit theilt er den Astronomen zu, die schnellste Abnutzung des Daseins den Dyrkern. Die Letzteren erreichen ein Durchschnittsalter von nur 57 Jahren.

Auch die Epik gönnt ihren Jüngern kein graues Haar. Ebenso rafft der Sensenmann gern die Romanschriftsteller und Kritiker hin; älter als durchschnittlich 62½ Jahre darf keiner derselben werden. Dramatiker erreichen etwa das gleiche Durchschnittsalter, während Komponisten zwei Jahre länger leben. Dann kommen Philologen mit 66, Theologen mit 67 Jahren. Juristen, anerkannt ruhig lebende Menschen ohne Nerven, werden 69 Jahre alt. Maler und Bildhauer erreichen das Alter von 70 Jahren, während Philosophen und Naturforscher dieselben noch um einige Zeit übertreffen. Wer also seine Kinder lieb hat, lasse sie eine dieser letzteren Beschäftigungen erwählen; vor Allem aber hüte er sie vor dem Dichten und Schriftstellern.

Nicht minder interessant sind die Ergebnisse, welche man bei der Betrachtung der übrigen Berufsclassen findet. Ein recht hohes Alter erreichen die evangelischen Geistlichen; die katholischen schließen sich denselben ohne erheblichen Unterschied an. Merkwürdig bleibt die Erfahrung, daß 26 Prozent der Bierbrauer und 23 Prozent der Bäcker an der Auszehrung zu Grunde gehen. Sie gehören demnach im Grunde bereits zu den Gewerben, deren Ausübung mit einer konsequenten Gefahr für das Leben verknüpft ist. Auch die Aerzte sind derselben ausgesetzt. Die Statistikt beweist, daß drei Vierteltheile derselben nicht über das 50. Lebensjahr hinauskommen.

Ein sehr niedriges Durchschnittsalter haben Fleischer, und vor Allem Kneipwirth und Restaurateure. Obenan unter allen gefährlichen Beschäftigungen aber steht die Schleifarbeit in den Fabriken von Sheffield. Sie wird

eingetheilt in eine nasse und trockene, von welchen die letztere die am meisten gefürchtete ist. Ein Duzend Rasiermesser wiegen, wenn sie vom Messerschmied kommen, zwei Pfund vier Unzen, verlieren aber durch das Trockenschleifen fünf Unzen, während gleichzeitig der siebenzöllige Schleifstein einen Zoll von seinem Durchmesser einbüßt. Jene fünf Unzen Stahl vermischen sich mit dem Abfall des Schleifsteins zu einem überaus feinen Staub, welchen der Arbeiter wohl oder übel einathmen muß. Das Durchschnittsalter eines solchen Trockenschleifers kommt auf höchstens 29 Jahre. So nur leuchtet es ein, wenn einst einer derselben zu seinem Arzte sagen konnte: „Ich komme mir vor wie ein strinalter Mann; denn Sie wissen, Doktor, daß ich den nächsten Monat 33 Jahre werde, und mithin nicht mehr lange zu leben habe.“

Auch das Augenlicht leidet unter diesem mörderischen Gewerbe. Man trägt daher Brillen aus Fensterglas, um die Funken aufzufangen, welche nichts sind, als kleine Stahlatome im höchsten Grad der Gluthhize. Wie nothwendig dies ist, ergibt sich daraus, daß nach einiger Zeit die Brille mit solchem Stahlstaub vollständig übersät ist. Dafür dringt er ungehindert in die Lunge, um daselbst seine verheerende Wirkung anzurichten. Man nennt die Krankheit, an welcher diese Leute sterben, die Schleiferfäule. Bei der Sektion sieht die Lunge so schwarz aus, als sei sie in Tinte getaucht worden. Dieses Trockenschleifen wird zumeist angewendet, um den Scheeren und Rasiermessern ihren runden Rücken zu geben. Würde die Mode dies nicht verlangen, so wäre auch diesem mörderischen

Gewerbe der Boden entzogen. Als man übrigens eine Vorrichtung erfand, welche die Gefahr bei dieser Arbeit verringerte, widersehten sich die Arbeiter selbst einer solchen Neuerung, weil sie eine Herabsetzung des Lohnes fürchteten. Soweit die Statistik bisher Umschau halten konnte, ist diese Beschäftigung die bei weitem gefährlichste. Den entgegengesetzten Gegensatz zu derselben bietet die Gärtnerei, bei welcher man durchschnittlich ein sehr hohes Alter erreicht.

Einen nicht minder wichtigen Gesichtspunkt für die Beurtheilung des Alters bilden die Vermögensverhältnisse. Ihre Grenzen sind Reichthum und Armuth. Genüsse und Entbehrungen, Lebensfreudigkeit und Todessehnsucht wechseln in einem bunten Reigen zwischen diesen beiden Stationen. Der Säugling, welchen die Bettlerin nach schwerer Stunde auf das Strohlager bettet, wird durch alle Phasen seines Daseins vom Tode wie von seinem Schatten begleitet, während wohlhabende Eltern ihrem Sprößling mit einem ansehnlichem Vermögen zumeist noch ein Geschenk von einer hübschen Reihe von Jahren in das Leben mitgeben. Die Statistik lehrt, daß von 1000 Armen, welche zu gleicher Zeit geboren werden, nach 30 Jahren kaum 500, nach 80 Jahren nur noch 7 am Leben sind, während die wohlhabende Klasse alsdann noch 57 Repräsentanten dieses Alters aufweisen kann. Beobachtungen, welche in den Bettlerherbergen der Großstädte angestellt worden, zeigen schon bei 5 Personen einen Todesfall — eine Sterblichkeit, wie sie gleich erschrecklich sonst nicht bei den furchtbarsten Epidemien auftritt.

Am längsten dürften nach dieser Wahrnehmung die auf dem Throne Weilenden leben, wosfern nicht die Sorgen, welche dieselben umschwirren, so oft die Gaben des Reichthums wett machten. Thatsächlich aber erreichen die meisten Herrscher der civilisirten Staaten ein recht hohes Alter. Das beweisen auch diejenigen, welche augenblicklich als die bejahrtesten der gekrönten Häupter die Geschicke ihres Volkes leiten. Allen voran steht bekanntlich in dieser Hinsicht der greise Kaiser Wilhelm. Geboren den 22. März 1797, zählt er augenblicklich volle 89 Jahre. Es folgen dann: Papsst Leo XIII. mit 76 Jahren, der König von Holland mit 69 Jahren, der König von Dänemark mit 68 Jahren, die Königin von England mit 67 Jahren, der König von Württemberg mit 63 Jahren, der König von Sachsen mit 58 Jahren, der König von Schweden mit 57 Jahren, der Kaiser von Oesterreich mit 56 Jahren und der König von Belgien mit 51 Jahren. Die übrigen Potentaten sind jünger, haben das menschliche Durchschnittsalter zum Theil noch nicht überschritten und fallen daher nicht unter den hier angenommenen Gesichtspunkt.

Einen wesentlichen Einfluß auf das Lebensalter übt übrigens die Ehe aus. Von unserer „besseren Hälfte“ hängt es zumeist ab, ob wir das fernere Dasein behaglich dahin spinnen oder vergrämt und in Sorgen weiter leben. Die Statistik erzählt, daß, wenn man als früheste Grenze der Eheschließung das 18. Lebensjahr annimmt, von 100 Erwachsenen im Durchschnitt 66 verheirathet sind oder waren. Auf das weibliche Geschlecht übertragen, ergeben sich folgende Resultate. Im Alter von 15 bis 20 Jahren

ist die Zahl derjenigen, welchen die Wahrscheinlichkeit blüht, daß sie geheirathet werden, $14\frac{1}{2}$ Prozent; von 20 bis 25 Jahren 52 Prozent; von 25 bis 30 Jahren 18 Prozent. Ist jedoch dieses Alter einmal überschritten, so verlieren die Damen 84 Prozent ihrer Chancen, haben jedoch mit 35 Jahren immer noch $6\frac{1}{2}$ Prozent. Zwischen 35 und 40 Jahren haben sie wenigstens noch $3\frac{3}{4}$ Prozent, welche jedoch in den folgenden vier Perioden von 5 zu 5 Jahren nunmehr zu $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{3}$ und $\frac{1}{4}$ Prozent zusammenschrumpfen.

Das schöne Geschlecht wird der Statistik nun gewiß nicht gram sein, wenn sie den Beweis erbringt, daß die Sterblichkeit verheiratheter Männer auffallend geringer ist, als diejenige unverheiratheter. So starben von 1000 Verheiratheten zwischen 20 und 25 Jahren 6,26 Prozent; dagegen von 1000 Lebigen derselben Altersklasse 15,01 Prozent, also mehr als noch einmal so viel. Im Alter von 25 bis 30 Jahren war das Verhältniß der Verheiratheten zu den Lebigen wie 8,28 Prozent zu 14,94 Prozent; zwischen 35 und 40 Jahren wie 8,65 Prozent zu 15,94 Prozent. Hieraus ergibt sich der Schluß, daß der Ehestand der menschlichen Natur absolut zuträglich ist, und daraus geht für die etwaigen Junggesellen unter unseren Lesern die entschiedene Mahnung hervor, sich bei Zeiten einen Haushalt zu gründen. Um in demselben sein Glück zu finden, muß man jedoch nach dem Volksglauben auf allerhand Anzeichen achten. Alle Völker und alle Zeiten wußten davon zu erzählen. In Italien ist man den Maihochzeiten abhold. In England vermählt man sich niemals am 28. Dezember. Man nannte ihn den „Unschuldstag“, weil

an diesem Datum Herodes einstmals zu Bethlehem alle Kinder tödten ließ. In den katholischen Gegenden Deutschlands gilt es für ungünstig, im Advent oder zur Fastenzeit eine Ehe zu schließen.

Natürlich weist die Ehestatistik auch allerlei Kuriosa auf. Der absonderlichste Roman scheint sich jedoch nach dem Bericht eines amerikanischen Journals kürzlich in dem Städtchen St. Roche abgespielt zu haben. Dort ließ sich nämlich am 2. Februar 1885 eine 74jährige Greisin mit ihrem 19jährigen Kutscher trauen. Das schöne Geschlecht will sich eben niemals an den Glauben gewöhnen, daß es auch altern könne. Eine hübsche Anekdote beweist das wie folgt. In einer größeren Damengesellschaft war man eben bei der dritten Tasse Kaffee angelangt, als die verhängnißvolle Frage erörtert wurde, wann die Frau eigentlich zu altern beginne. Da kein Mann zugegen war, konnte man das schon versuchen. Natürlich traten die verschiedensten Ansichten zu Tage. Eine junge schöne Frau meinte, sobald das Weib keine Liebe mehr erwecken könne; eine Andere behauptete, mit dem ersten grauen Haar; die Dritte, bei der Konfirmation des ersten Kindes. Großmama, eine prächtige, silberlockige Greisin, zu deren sechzigster Geburtstagfeier die Gesellschaft stattfand, wurde endlich als Richterin berufen.

„Großmama,“ sagt das erblühende Entelkind, welches eben Braut geworden, „wann fangen die Frauen an zu altern?“ Die Großmutter sinnt einen Augenblick nach, dann meint sie verwirrt: „Wie kann ich das wissen! Darnach müßt Ihr eine alte Frau fragen!“

Das starke Geschlecht zeigt im Allgemeinen keine Bedenken, das Ueberschreiten der Grenze zwischen Jung und Alt einzugestehen oder sogar zu bekennen, eine wie große Spanne Zeit man überhaupt schon zurück gelegt. Wenn das nicht geschieht, so tragen gewiß ganz absonderliche Verhältnisse die Schuld. Eine Anekdote, welche hier ihren Platz finden mag, beweist das. Napoleon Bonaparte nahm auf seinem italienischen Feldzuge ein ungarisches Bataillon gefangen. Der Oberst Neméthy, ein alter Mann, bellagte sich dabei bitterlich über die Art und Weise, wie die Franzosen kämpften. Er habe noch in dem Heere Maria Theresia's gekämpft, und müsse gestehen, daß jenes System viel humaner gewesen und der persönlichen Tapferkeit einen größeren Spielraum gestattet habe.

„Wie alt sind Sie eigentlich?“ unterbrach ihn Napoleon.

„So gegen siebenzig Jahre!“

„Das wissen Sie nicht genau? Ich dünkte, Sie lebten lange genug, um gelernt zu haben, daß man seine Jahre abzuzählen pflegt!“

„General,“ versetzte der alte ungarische Haudegen, „ich zähle mein Geld, meine Hemden und meine Pferde, aber die Jahre, wozu soll ich die zählen, von denen stiehlt mir kein Mensch auch nur ein einziges!“

Selbstverständlich gilt die Scheide zwischen Jung und Alt nicht nur für die Menschen, sondern überhaupt für Alles, was Leben besitzt. So läßt sich infolge eingehender Beobachtungen heutzutage bei fast allen Wesen der Thierwelt schon das Durchschnittsalter angeben. Das Pferd

wird etwa 40 Jahre; ebenso alt Kaze und Kröte. Der Krebs erreicht 20 Jahre; sein Partner ist das Schwein. Der Elephant, der Riese unter den Landthieren, hat mit seinem Alter von 200 Jahren nichts voraus gegen Hecht und Karpfen. Eine merkwürdig lange Lebensdauer verstattet die Natur den Vögeln. Im Jahre 1824 starb in Schönbrunn bei Wien ein weißköpfiger Geier, welcher 1706 gefangen worden war. Er hatte also mehr als 118 Jahre und noch dazu in unfreiem Zustande gelebt. Schwänen schreibt man 300 Jahre an Lebenszeit zu, welches Alter mag jedoch erst Humboldt's Aturen-Papagei erreicht haben, von dem die Indianer dem großen deutschen Forscher erzählten, man verstehe ihn nicht, weil er die Sprache eines längst untergegangenen Stammes spreche? Daneben gibt es wiederum Wesen, deren Lebensdauer eine verhältnißmäßig äußerst geringe ist. Das Schaf wird 15 Jahre, der Hase 10, Eichhörnchen und Maus gar nur 6 Jahre. Dieses Maß schrumpft bei anderen Wesen noch mehr zusammen. So geht es fort bis zu den Eintagsfliegen. Sie schlüpfen gegen Abend aus der Puppenhülle. Sobald ihre Flügel erhärtet sind, erheben sie sich in die Luft. Nun beginnt in buntem Treiben der Paarungsprozeß, welcher bis zur Dämmerung fort dauert. Dann lassen sie sich auf das Wasser herab, sämtliche Eier werden mit einem Male ausgestoßen, und das Dasein ist zu Ende.

Nun gibt es aber auch Lebewesen, welche sich durch Theilung fortpflanzen. Sobald dieselben — Protozoen nennt sie der Gelehrte — ein bestimmtes Wachsthum erreicht haben, theilen sie sich in zwei oder mehrere gleichartige

Stücke, und diese führen darauf ein selbstständiges, getrenntes Dasein weiter, bis sich an ihnen dasselbe Geschieh vollzieht. Sie bilden die einzige Ausnahme von der mächtigsten Naturregel. Sie sind gewissermaßen unsterblich; Geburt und Tod existirt für sie nicht, und sie können daher auch kein Objekt für die Statistik abgeben, weshalb wir unsere Skizze mit ihnen beschließen.

Unter hohen Breiten.

Bilder aus Island und Grönland.

Von

G. Berka.

(Nachdruck verboten.)

Das Königreich Dänemark führt in seinem Wappen einen gekrönten Stocfisch und einen aufgerichteten silbernen Bären — es sind diese sonderbaren Wappenthier die Insignien für die Oberherrschaft über die beiden nördlichsten Kolonien des Reiches: für Island und Grönland.

Weit zurück in das Mittelalter reicht die erste Nachricht von der Besiedelung der Insel Island. Schon im 8. Jahrhundert wurde sie von Irland aus entdeckt und besucht, aber nicht besiedelt. Im Jahre 861 wurde sie von dem Schweden Gardar und dem Norweger Floki besucht, nach Ersterem Gardarsholm und später erst wegen des an ihren Küsten sich aufhäufenden Treibeises Island, das ist

Island, genannt. Bald nach der Entdeckung siedelte von Scandinavien aus eine Anzahl reicher, mit den heimathlichen Verhältnissen unzufriedener Norweger nach dem Eiland über und errichtete hier einen Freistaat, der sich überraschend schnell zu einer hohen Blüthe entwickelte. Erst um das Jahr 1000 zum Christenthum übergetreten, blieb Island, während ganz Europa von wilden Fehden zerfleischt wurde, in seiner nordischen Abgeschlossenheit eine Stätte des Friedens, die der freien Entfaltung der Wissenschaften sehr günstig war, und in der That entstand auf dieser Insel zu einer Zeit, wo noch auf dem europäischen Kontinent die ärgste mittelalterliche Barbarei herrschte, eine eigene Literatur. Isländische Archäologen sammelten die Sagen der nordischen Götterlehre, isländische Diplomaten führten die Verhandlungen der skandinavischen Höfe, und das erste historische Werk, welches überhaupt von einem Nordeuropäer verfaßt wurde, ist die berühmte Heimskringla des Isländers Snorri Sturluson, eine Geschichte nordwegischer Könige, welche bis zum Jahre 1150 reicht.

Im Jahre 876 entdeckte der Isländer Gumbörn ein Land im Westen, das er seiner grünen Küste halber Grönland (Grünland) nannte, und um das Jahr 1000 anferteten isländische und grönländische Seefahrer, Bjarme und Leif, zum ersten Male an dem Gestade des Festlandes von Nordamerika. Ob damals eine Kunde von dieser Entdeckung den europäischen Kontinent erreicht hat, vermag heute Niemand mehr festzustellen. Sicher ist nur, daß jene Reisen der Normannen nach dem „Winland“ für die Menschheit resultatlos geblieben sind.

Im Lauf der Jahrhunderte, unter dem Druck innerer Unruhen und schwerer Heimsuchungen, wie durch die Gewalt vernichtender Naturkräfte sank die Bevölkerung Islands von ihrer hohen geistigen Blüthe herab, und selbst die Zahl der Einwohner nahm, besonders während des 18. Jahrhunderts, fortwährend ab. In seinen ersten Decennien rafften zuerst die Blattern, dann eine schreckliche Hungersnoth über 30,000 Menschen hinweg, und im Jahre 1783 raubte ein verheerender Ausbruch des Vulkans Staptar Jökul fast 10,000 Menschen das Leben und vernichtete den Wohlstand des größten Theils der Insel.

Nur sehr allmählig hat sich die Insel unter der sorgfältigen Pflege der dänischen Regierung erholt; nach der neuesten Zählung besitzt sie auf einem Areal von 102,417 Quadratkilometern etwa 72,000 Einwohner. Nur einzelne Striche der Küste und einige Flußthäler, etwa der zehnte Theil des ganzen Eilandes, scheinen bewohnbar. Die Wälder sind fast ganz verschwunden, der Ackerbau ist wenig lohnend, obwohl noch Kartoffeln, Kohl und Rüben, auch etwas Hafer gedeihen. Dagegen ist die Viehzucht wichtig und sie bildet neben dem Fischfang und der Eidergansjagd den Haupterwerb der Einwohnerschaft. Bekannt und werthvoll ist von der spärlichen, aber nicht unfreundlichen Vegetation das isländische Moos, neben Stockfisch, Eiderdunen und vor Allem Schafwolle fast der einzige Ausfuhrartikel von Bedeutung.

Im Winter ist die Hauptbeschäftigung der Männer die Beforgung des Viehs, das Wollezupfen, die Anfertigung von Seilen und Sätteln und der Bootbau. Im Sommer

kommt dann auf den häufig gänzlich vereinsamt liegenden Pachthöfen das Heumachen und Torfstechen an die Reihe, und die Herbstmonate bringen das Düngen der Wiesen, das Einpökeln des Schlachtviehs für den Winterbedarf mit sich. Fleischnahrung ist natürlich vorherrschend, da die Brodfrüchte nur auf dem Importwege in's Land gelangen. Die Isländer hängen mit zäher Liebe an ihrer nordischen Heimath, und die Bewohner der kleinen Hauptstadt Reikiavik (1200 Einwohner) tauschten nicht mit den stolzen Neapolitanern; selbst hochgebildete isländische Frauen, die längere Zeit in Kopenhagen gelebt haben, sehnten sich immer wieder nach dem Lavastrand und den kleinen hölzernen Häuschen von Reikiavik zurück und gaben nur ungerne die heimathliche Tracht, das leicht auf einer Seite des Kopfes sitzende originelle Häubchen, das schwarze, mit Silberhaken geschlossene Nieder und den langen dunklen Rock mit dem Silbergürtel auf. Die Volksbildung ist trotz der Entlegenheit der einzelnen Höfe gut; eigenthümlich erscheint die weitverbreitete Kenntniß der lateinischen Sprache, die jeder Gebildete vollkommen beherrscht.

Es gibt weder Gefängnisse, noch auch Polizei und Soldaten, und die Lebensweise in den abgeschlossenen Thälern ist so patriarchalisch, daß ein hervorragender englischer Reisender, welcher Island während einiger Wochen durchkreuzte, seine Bewohner nicht besser charakterisiren zu können meint, als indem er sagt, sie erinnerten an die der Altväter der frühesten Zeiten, von denen es heißt: „Sie waren gerade und rechtschaffen, das Böse meidend und ohne Arg im Herzen.“

Ist das Land auch karg und arm, so ist es doch reich an wunderbaren Naturschönheiten — eine Vulkanwüste zwar voll von Lavafeldern und Gletschern, aber eine Wüste, die in der Großartigkeit ihrer Formationen unübertroffen dasteht und mit ihren pittoresken, abwechslungsreichen Gestaltungen dem staunenden Reisenden immer neue Wunder vorführt. Noch heute sind neben unzähligen erloschenen und vielen Schlammvulkanen sechs größere Kegel in Thätigkeit, unter denen der Hella der bedeutendste ist, einzelne Gletscher bedecken Tausende von Quadratkilometern, wie z. B. der Vatna Jökull, welcher etwa den Flächenraum des Großherzogthums Hessen einnimmt. Unbeschreiblich großartig ist die Lava-Ebene von Thingvalla; lothrecht steigen auf beiden Seiten die Felswände aus der grünen, mit Birkengestrüpp bedeckten Thalsohle empor, überall liegen kolossale Fels- und Lavablöcke, wie von Gigantenhänden umher gestreut, wild durcheinander und umkränzen einen gewaltigen, unergründlich tiefen See, über dessen glänzenden Spiegel von weiter Ferne her ein Heer riesiger Bergkuppen, hier und dort vom Rauch der Vulkane umhüllt, herüber glänzt.

Aber noch überwältigender wirkt nach den übereinstimmenden Urtheilen aller Reisenden der Anblick der weltberühmten Geiser. Zwar der erste Anblick der Geiserregion ist wenig erfreulich. Eine weite, fast ebene Fläche, deren Boden wie von zahllosen Wunden und Geschwüren krankhaft durchzogen ist: kein Grassalm wächst auf der steinigen, von heißen Schlammflachen durchsetzten Erde, auf der blau-rother Thon mit zerbröckelten Stellen einer

schorfigen Kruste abwechselt. Ruhig liegt das Becken des großen Geisers, ein 72 Fuß breites, etwa 4 Fuß tiefes Bassin mit einer trichterartigen Oeffnung in der Mitte, das Ganze gefüllt mit siedendem Wasser, auf dem fortwährend eine weiße Dampfwolke lagert. Stunden, ja Tage lang wartet der Reisende vergebens auf einen Ausbruch und vertreibt sich die Zeit damit, den benachbarten kleineren Strotrgeiser durch Hineinwerfen einiger Rasenstücke zur Eruption zu bringen, „ihm den Magen zu reizen“, wie die Isländer sagen. Plötzlich erschüttert ein gewaltiger Donner, wie von einer Batterie unterirdischer Geschütze, die Luft und die Erde zittert. In mächtiger Bewegung wallt das Wasser des großen Geisers empor, in seiner Mitte erhebt sich eine Wassersäule von 10 bis 20 Fuß Höhe — sie berstet und versinkt und nun steigt eine glänzend flüssige Säule oder vielmehr ein ganzes Säulenbündel, von weißen Wolken umhüllt, in die Luft und treibt in mehreren Sprüngen, einer immer höher als der andere, seine Silberkrone bis zu 200 Fuß hoch empor. Dann, nach 6 bis 8 Minuten, scheint die Fontäne ihre Steigkraft zu verlieren, sprungweise fällt die riesige Wassersäule — und verschwindet in der Tiefe.

Diese gewaltige Naturerscheinung allein, die in gleicher Großartigkeit weder bei den berühmten Geisern Neuseelands, noch denen des nordamerikanischen Yellowstonegebietes beobachtet wird, lockt alljährlich zahlreiche Reisende nach der entlegenen Insel.

Während sich Island mindestens an den Küsten eines verhältnißmäßig milden, vom oceanischen Einfluß und

durch den Golfstrom gemäßigten Klima's erfreut, und Reikiavik z. B. eine mittlere Jahrestemperatur von 5 Grad Celsius hat, liegen für Grönland die Verhältnisse bedeutend ungünstiger, obschon Kap Farewell, seine Südspitze, mehr als sieben Breitengrade südlicher als Island liegt. Das Klima Grönlands ist durchaus arktisch und nur längs des westlichen schmalen Küstenraumes durch einen Ausläufer des Golfstromes soweit gemildert, daß dauernde menschliche Besiedelung möglich war; neuerdings hat allerdings Nordenskjöld auf seiner letzten Expedition festgestellt, daß auch die Ostküste theilweise von warmen Strömungen bespült wird und vielleicht bewohnbar ist. Eine anderweitige Hoffnung des großen Forschers, nämlich im Innern ein eisfreies Land zu finden, hat sich aber nicht bestätigt; im Gegentheil fand er bei seinem Vordringen Landeinträts überall die gleiche todte Eiswüste. Und wie die Gletscher unserer Alpen nicht ruhen, sondern unaufhörlich langsam thalab wandern, so schiebt sich auch diese gewaltige Eismasse fortbauend dem Meere zu. Allmählig bewegen sich, dem Gesetz der Schwere folgend, die Gletscher des Binnenlandes von dessen Hochplateau und den Hängen der fast 4000 Meter hohen Gipfel herab, erreichen, landeinträts immer auf's Neue anwachsend, in zahlreichen Thälern die Küste und gleiten hier in die tief eingeschnittenen Fjorde, um hier zu einzelnen Eisbergen abzubröckeln, die dann von den wechselnden Strömungen der offenen See zugeführt werden. Es gilt heute als feststehend, daß die Gletscherströme sogar die einzigen Urheber jener mächtigen Eisberge sind, welche das gefährlichste Hinderniß der polaren

Schiffahrt bilden; wenn man aber bedenkt, daß sie oft bei einem Umfang von mehreren tausend Metern über 200 Fuß aus dem Wasserpiegel hervorragen und dementsprechend noch mindestens 800 Fuß unter denselben hinabgetaucht sein müssen, so kann man sich eine Vorstellung von den Dimensionen des Gletschers selbst bilden, dessen letzte Bruchstücke sie sind. Man hat, natürlich nur nach einer annähernden Schätzung, berechnet, daß die Fjorde Grönlands jährlich etwa 4000 Millionen Kubikmeter Eis in das Meer führen.

So ist Grönland, das man seiner auf über zwei Millionen Quadratkilometer berechneten Größe wegen nicht mit Unrecht als den sechsten Kontinent bezeichnet hat, in seinem Innern den kulturellen Bestrebungen der Menschheit wohl für immer verschlossen — nur der Forscher dringt vielleicht noch tiefer, als bisher, in die eisige Ginde vor. Anders an den Küsten. Hier hat sich schon einmal eine verhältnismäßige Kultur und ein Wohlstand entwickelt, der eine nicht ganz unbedeutende Bevölkerung zu ernähren vermochte, und es scheint nicht ausgeschlossen, daß dies früher oder später nochmals der Fall sein könnte.

Es war in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts, wie wir bereits erwähnten, als isländische Seefahrer Grönlands Küsten zuerst berührten und bald darauf auch unter Eric dem Rothen besiedelten. Außer zwei größeren Ortschaften, Brasselid und Garde, wo sogar ein Dom erbaut wurde, scheinen ziemlich ausgedehnte Küstenstriche allmählig bevölkert worden zu sein, und schon 1034 stand Grönland nachgewiesenermaßen unter der geistlichen Leitung des Erzbischofs.

bischofs von Bremen, während hundert Jahre später bereits ein eigener Bischof für die Kolonie ernannt wurde. Mit ziemlicher Gewißheit hat man heute konstatirt, daß die Kolonie Grönland in der Zeit ihrer höchsten Blüthe etwa 16 Kirchen und mindestens 370 größere Ortschaften und Gehöfte umfaßte, nach annähernder Schätzung 12,000 bis 14,000 Einwohner besaß und die wirthschaftlichen Verhältnisse ähnlich denen des heutigen Islands waren. Die naturgemäße Folge war, daß die auf europäische Einfuhr angewiesenen, in gewissem Sinne trotz ihres Wohnsitzes in hohem Norden eine europäische Lebensart führenden Menschen dem Verfall entgegen gingen, als widrige Eisverhältnisse und politische Wirren im Vaterlande die Verbindung mit diesem auf längere Zeit unterbrachen. Diese verderblichen Umstände traten aber im 14. und 15. Jahrhundert ein, und gleichzeitig haben zweifellos wiederholte Einfälle der Eskimos die Bevölkerung decimirt, so daß diese ausstarb oder sich in ihren letzten kümmerlichen Resten, alle Kultur verlierend, mit den Eingeborenen vermischte.

Erst mehr denn drei Jahrhunderte später, nachdem fast jede Kunde von der grönländischen Kolonie in Skandinavien erloschen war, im Anfang des 18. Jahrhunderts, unternahm die dänische Regierung neue Besiedelungsversuche; der wadere Pfarrer Hans Egede gründete 1723 die Kolonie Godthaab an der Westküste und wurde der wahre Apostel der Grönländer — er schuf den Eingeborenen einen Absatzmarkt für die reichen Erträgnisse ihrer Jagd, er hob ihre moralischen Kräfte und trug für eine allmähliche Verbesserung ihrer dürftigen Existenz Sorge. Erst zwei Jahrzehnte später

trat ihm hilfreich die Mission der Herrenhutergemeinde zur Seite; ihr verdankt Grönland die Gründung der Stationen Neuherrenhut, Lichtenfels, Lichtenau und Friedrichsthal.

Die Hauptbeschäftigung und der Haupterwerb der grönländischen Eskimos ist die Jagd und die Fischerei, denn wenn die Vegetation in den kurzen warmen Sommern auch eine verhältnißmäßig reiche ist, so kann von einem Anbau von Kulturpflanzen dort doch keine Rede sein. Nur die oberen dänischen Beamten erzielen in sorgfältig gepflegten Küchen-gärten und unter Glasfenstern mit großer Mühe einige Gemüse, Rüben, Kohl und Mohn. Wild wachsen außer verkümmerten Birken, Weiden und Erlen nur Gräser und Beersträucher, von denen einige Arten eine eßbare Frucht liefern.

Desto reicher aber ist die Thierwelt auf dem Lande und im Wasser. Der Eskimohund und das Renthier, der Fuchs, der Gase sind sehr zahlreich; in den nördlicheren Gebieten ist der Eisbär, der Bisamochse und das Hermelin heimisch, große Schaaren von Eidergänsen und anderen Seevögeln bevölkern die der Küste vorgelagerten Inseln. Von europäischen Hausthieren ist das Schaf, die Ziege und das Schwein eingeführt worden, die Zucht des Rindviehs ist dagegen mißlungen, obwohl die ersten Bestiedler Grönlands sie nachgewiesenermaßen in ausgedehntem Maße betrieben haben. Wichtiger als die Landthiere sind für den Grönländer die Bewohner des Meeres. Vor Allem ist der Seehund die unentbehrlichste Stütze seiner Existenz. Mit seinem Fell kleidet er sich und seine ganze Familie vom Scheitel bis zur Zehe, mit ihm überzieht er sein Sommer-

zelt und das leichte Holzgestell des Kajaks, jenes nur für einen Ruderer bestimmten, im Nothfall von einem Manne zu tragenden Bootes; vom Fleisch und Fett des Seehundes nährt er sich, mit dem Seehundsthran erleuchtet und heizt er seine schmutzige, enge Hütte und kocht er seine Speisen, wenn er nicht vorzieht, sie roh zu verzehren. Dieses Thier ist der Lebensquell ganz Grönlands, und man kann mit Gewißheit annehmen, daß das Land bald öde und leer stehen würde, wenn es die Küsten desselben verliesse. Vorläufig ist jedoch jede Befürchtung in dieser Beziehung unnöthig; einzelne besonders ungünstige Jahre ausgenommen, werden jährlich etwa 100,000 Seehunde erlegt, und dennoch ist bis jetzt eine wesentliche Verminderung der jagdbaren Thiere nicht zu konstatiren. Anders dagegen mit dem Walfischfang, der im südlichen Grönland fast ganz aufgehört hat und im nördlichen nur noch wenig einträglich ist; hier ersetzen den Seeriesen freilich die zahlreichen Weißfische und Narwale, die immerhin noch 6 bis 8 Ellen lang werden und je 1 bis 2 Tonnen Speck geben. Die Flüsse endlich sind sehr reich an Lachsforellen — bisweilen fängt ein Knabe an einem Tage 200 bis 300 Stück.

Leider verstehen die Grönländer nicht, mit dem Erträgniß ihrer Jagd hauszuhalten. In den Monaten des Ueberflusses werden mit nimmersattem Magen die unglaublichsten Fleisch- und Speckmassen vertilgt, 8 bis 9 Pfund Fleisch täglich sind für einen Grönländer durchaus keine übermäßige Leistung, und die Thranlampe darf Tag und Nacht nicht ausgehen, aber auf eine zweckmäßige Aufbewahrung des Ueberschusses ist Niemand bedacht. Ebenso leichtsinnig wie

der Eskimo seinen einzigen Pelz im Sommer für einige Pfeifen Tabak an einen Walfischfänger verkauft, ohne an die Kälte des kommenden Winters zu denken, ebenso wenig sorgt er für die Tage der Noth. Und diese bleiben niemals aus. Dann strömen die Eingeborenen in Schaaren nach den Niederlassungen und versuchen ihre letzten irgend entbehrlichen Seehundshäute und Renthierfelle gegen Proviant umzutauschen. Oft genug müssen die Regierungsvorräthe aber auch ohne Entgelt hingegeben werden, um der schlimmsten Noth abzuhelfen.

Die dänischen Niederlassungen zerfallen in ein Nord- und ein Sübinspektorat, die beide zusammen eine Einwohnerzahl von etwa 10,000 Seelen, darunter 300 Europäern, umfassen. Im Nordinspektorat werden einige siebenzig bewohnte Plätze gezählt, unter denen die Kolonien Egedesminde (152 Einwohner) und Godhaab die bedeutendsten sind, während Upernavit die nördlichst gelegene ist. In Jakobshaven befindet sich sogar ein Seminar, in welchem Eingeborne zu Schullehrern ausgebildet werden. Das Sübinspektorat zählt hundert Ortschaften, von welchen Suckertoppen mit fast 400 Einwohnern, Julianehaab und die Herrenbutermmissionen Lichtenau und Lichtenfels besondere Erwähnung verdienen. Alle diese kleinen Orte zeigen ein sehr gleichförmiges Aussehen: fünf bis sechs saubere Holzhäuser mit roth angestrichenen Dächern und weißen Fenster- rahmen sind um ein größeres massives, bisweilen sogar zweistöckiges Vorrathsmagazin gebaut, einige Werkstätten und Thranbrennereien stehen in der Nähe und vermitteln den Uebergang zu den meist elenden, von Unsauberkeit

stehenden Erdhütten der Eingeborenen. Vor dem Hause des obersten Beamten erhebt sich ein Flaggenmast, auf welchem bei feierlichen Gelegenheiten die Königsfahne weht, einige kleine Kanonen sind zum Salutiren der Schiffe bereit.

Man sollte meinen, daß die trostlose Einsamkeit den europäischen Beamten den Aufenthalt fast unerträglich machte, erfahrungsmäßig ist dies aber durchaus nicht der Fall: die Mehrzahl derselben verläßt Grönland nur ungerne. Das ruhige, sorgenlose Leben, der friedliche Charakter der Eingeborenen und das patriarchalische Verhältniß zu ihnen erklären dies vielleicht zur Genüge. Außerdem hat die grönländische Natur trotz ihrer Rauheit ihre Schönheiten. Der Anblick der riesigen, schneebedeckten Gebirgsmassen, die tiefe Stille in der weiten Landschaft, die nur durch das Brausen des Wassers und den Donner der brechenden Eismassen unterbrochen wird — im Gegensatz hierzu das ewig bewegte Bild des Meeres mit seinen schimmernenden Eisbergen verfehlt auf kein Gemüth einen nachhaltigen Eindruck hervorzurufen, und Jagd und Fischerei, der sich die meisten Beamten mit Leidenschaft hingeben, sorgen für stete Abwechslung und Unterhaltung.

Für Dänemark ist Grönland kein so ganz werthloser Besitz, als er auf den ersten Blick zu sein scheint. Die Ausfuhr an Fellen, Eiderdunen, getrockneten Fischen, vor Allem aber an Thran und Fischöl ist ziemlich bedeutend und repräsentirt einen Werth von etwa 160,000 Mark. Es ist aber sicher, daß Grönlands Export eine weit größere Wichtigkeit gewinnen wird, sobald seine mineralischen

Schätze — das Vorhandensein von Steinkohlenlagern, von Blei, Zinn und Zink ist konstatiert — erschlossen werden. Bereits ist die Ausbeutung eines anscheinend nur auf Grönland vorkommenden Minerals, des Kryoliths, das in der Aluminiumfabrikation eine hervorragende Rolle spielt, für einige Distrikte eine Quelle des Wohlstandes geworden. Eine weitere Hebung dieser Industrie würde wahrscheinlich auch die Eingeborenen an eine geregeltere Thätigkeit gewöhnen und ihnen einen gesicherten Erwerb verschaffen.

Allerlei Interessantes aus deutschen Archiven.

Skizze

von

Dr. **W e i ß.**

(Nachdruck verboten.)

Unsere deutschen Archive, deren Schätze im Allgemeinen nur dem Gelehrten zugänglich und verständlich sind, enthalten doch auch mancherlei, was auch dem großen Publikum zu wissen nützlich und interessant ist. Besonders die äußere Form der Archivalien, die Sigille, die Unterschriften berühmter Persönlichkeiten u. s. w. bieten so viele belehrende und unterhaltende Momente, daß unseren Lesern eine nähere Betrachtung dieser Dinge sicherlich nicht unwillkommen sein wird.

Schon das Material, welches zu den alten Urkunden genommen wurde, fesselt die Aufmerksamkeit. Bekanntlich ist unser Lumpenpapier noch keine sehr alte Erfindung. Da es nicht in unserem Plane liegen kann, auf die allerfrühesten Zeiten zurück zu greifen und vom Papyrus oder von assyrischen Thontafeln zu sprechen, so ist das älteste Material, welches uns begegnet, das Pergament, das übrigens schon sehr frühe vorkommt. Das Pergament wurde, wie bekannt, aus Thierhäuten, namentlich Kalbfellen be-

reitet, welche nach Entfernung der Haare erst in Kaltwasser eingeweicht, dann aufgespannt und nach wiederholter Bearbeitung mit Kreide und Bimsstein getrocknet wurden. Begreiflicher Weise war dies Material zu kostspielig, um in verschwenderischer Weise verwendet zu werden, und es ist dies wohl mit ein Grund dafür, daß so wenige Privatdokumente aus älteren Zeiten in den Archiven zu finden sind, und daß die wenigen, die sich finden, meist auf außerordentlich kleinen Pergamentstücken geschrieben stehen. Nichtsdestoweniger war es Gebrauch, bei Dokumenten nur die Innenseite der Pergamenthäute zu beschreiben, während das Schreiben auf beiden Seiten nur bei den Blättern in Registern, Rechnungsbüchern und längeren Manuscripten üblich war.

Auch in den fürstlichen Kanzleien machte sich die große Sparsamkeit in der Verwendung des Pergaments eine Zeit lang geltend. Unter den deutschen Kaisern sind es besonders Friedrich I. und Heinrich IV., deren Urkunden eine sehr kleine Form aufweisen, während mit Heinrich VII. der Gebrauch großer Häute wieder mehr aufkam.

Die zunehmende Schwülstigkeit des Kanzleistyls einerseits, die an Ausdehnung gewinnende Verwendung des Lumpenpapiers andererseits mochten Ursache sein, daß namentlich seit Beginn des 14. Jahrhunderts mit dem Pergament minder sparsam umgegangen wurde als früher. So kommen z. B. päpstliche Bullen aus jenem Jahrhundert vor, die mehr als einen Meter breit und fast einen Meter hoch sind. Auch sind Privatdokumente aus jener Zeit in ziemlicher Menge auf uns gekommen.

Wie bekannt, blieb das Pergament auch nach der Einführung des Lumpenpapiers, und zwar bis in unser Jahrhundert, für alle wichtigeren Dokumente in Verwendung. Was die Form der Pergamenturkunden anbelangt, so sind diese meist rechteckig und haben ihre größte Ausdehnung in der Breite. Der untere Rand ist umgeschlagen bis an die letzte Zeile der Schrift, und in dem umgeschlagenen Rande finden sich so viele Schlitze, als die Urkunde Siegel trägt. Durch die Schlitze sind schmale Pergamentstreifen geschoben, und die Enden dieser Streifen durch das Siegel vereinigt.

Oft trägt der Pergamentstreif, an welchem das Siegel hängt, den Namen des Siegelnden. Doch muß man in solchen Fällen nicht wäñnen, eigenhändige Unterschriften vor sich zu haben. Die Namen wurden lediglich vom Ausfertiger der Urkunde beigefügt.

Außer Urkunden in der beschriebenen Form kommen in den letzten Jahrhunderten auch solche in Heftform vor. Hier sind dann die Pergamentblätter auf beiden Seiten beschrieben und die Siegel hängen an den Schnüren, welche die Hefte zusammen halten. Auch Urkunden mit aufgedrücktem Siegel kommen nicht selten vor.

Wie oben bereits angedeutet wurde, fand eine ausgedehnte Verwendung des Lumpenpapiers erst seit der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts statt. Von da ab finden sich mehr und mehr fast alle Urkunden: Konzepte, Akten, Rechnungsbücher, ja selbst sehr viele Privaturkunden auf Papier.

Das erste Lumpenpapier war fast durchweg weiß und dicker als unser gewöhnliches Packpapier, hatte sehr dicke

Fäden und die darauf befindlichen Fabrikzeichen der Papiermühlen waren sehr grob. Diese letzteren verdienen insofern einige Beachtung, als sie oft über das beiläufige Alter eines undatirten Schriftstückes Auskunft geben können und schon mehrfach den Nachweis von Fälschungen möglich gemacht haben, indem beispielsweise das Papier eines gefälschten Schriftstückes nach Ausweis des Fabrikzeichens aus einer Mühle stammte, die zur Zeit der angeblichen Abfassung der Schrift noch gar nicht existirte.

Was die Federn und die Tinte anbelangt, so sind die ältesten Dokumente, welche sich in unseren Archiven vorfinden, noch zum Theil mit der Rohrfeder geschrieben, die erst ziemlich spät ganz verdrängt wurde, wiewohl Vogel-, namentlich Gänsefedern schon im 7. Jahrhundert vorherrschend gewesen sein sollen. Die Tinte scheint in den früheren Jahrhunderten, d. h. etwa bis zum 14., vorzüglich gewesen zu sein, denn sie hat in den Dokumenten jener Jahrhunderte den vollen Glanz der Neuheit bis auf unsere Tage bewahrt. Vielleicht war dies dieselbe Tinte, welche schon zur Zeit des Plinius im Gebrauch war, und nach dessen Bericht meist aus Gummi und Rienruß nebst Beimischungen von gebranntem Elfenbein, Weinstein und gestoßenen Kohlen bereitet wurde. Dokumente späterer Jahrhunderte zeigen eine schlechtere Tinte, die meist bräunlich oder röthlich geworden oder auch ganz verblühen ist. Uebrigens kommen Ausnahmen vor.

Interessanter noch als das Material, welches man zu den Dokumenten nahm, ist die Schrift selbst. Die ältesten deutschen Schriftproben, welche sich finden (von der Zeit

der Runen und der altgothischen Schrift müssen wir natürlich absehen) stammen aus den Zeiten der Karolinger. Von Karl dem Großen ab ward es ja überhaupt erst wieder gebräuchlich, die deutsche Sprache zu schreiben, und der Gebrauch der lateinischen Sprache wurde von da ab mehr und mehr auf das Gebiet der kirchlichen Dokumente beschränkt, für welche er sich, soweit die katholische Kirche in Betracht kommt, auch erhalten hat. Die Schrift der deutsch abgefaßten Schriftstücke der Karolingerzeit ist übrigens noch lateinisch. Sie ist sehr hübsch und noch heute mit Leichtigkeit zu lesen, da sie der jetzt noch gebräuchlichen sogenannten kleinen lateinischen Schrift sehr ähnlich ist.

Im 11. Jahrhundert bildete sich durch Verschönerung die sogenannte neugothische oder Mönchsschrift, aus welcher die sogenannte Frakturschrift hervor ging, die etwa unter Kaiser Friedrich II. im 13. Jahrhundert zu allgemeinem Gebrauche gelangte.

Eine zum Schnell Schreiben eingerichtete Frakturschrift ist die sogenannte Kanzleischrift, bei welcher die Buchstaben mehr gebogen und mit einander verbunden sind.

Neben der Frakturschrift bildete sich nach und nach die sogenannte Kursiv- oder Kurrentschrift heraus, welche sich von ersterer immer mehr entfernte, namentlich seit diese nach der Erfindung der Buchdruckerkunst zu einer immer größeren Vollkommenheit gelangte. Von der Kursivschrift kann man nicht gerade sagen, daß sie bei den Wandlungen, die sie bis zum 18. Jahrhundert durchmachte, schöner geworden sei, denn wenn uns auch die kleine, mehr runde Schrift des 15. oder 16. Jahrhunderts weniger leserlich

erscheint, weil sie der heutigen Schrift ferner steht und auch zahlreiche Abkürzungen das Lesen erschweren, so erscheint sie dem Auge doch viel gefälliger, als die langgezogenen Kratzfüße des 18. Jahrhunderts.

Wir kommen nun zu den Sigillen und Unterschriften. Beiläufig erwähnt haben wir bereits, daß die Sigille theils angehängt, theils aufgedrückt sind. Der Gebrauch des Aufdrückens ist älter, als der des Anhängens, hat sich aber neben dem letzteren stets erhalten, wenn auch vorwiegend nur für minder wichtige Urkunden. In älterer Zeit sind die aufgedrückten Siegel meist auf einem geöffneten Kreuzschnitt in der Urkunde angebracht, so daß das Wachs vorn und hinten sichtbar ist; später findet sich dieser Gebrauch jedoch selten.

Die angehängten Sigille, welche besonders seit Mitte des 12. Jahrhunderts vorkommen, hängen gewöhnlich an Pergamentstreifen, doch kommen auch lederne Riemen oder Leinwandstreifen vor, und namentlich seidene Schnüre, welche letztere u. A. auch bei den deutschen Kaisern seit dem 15. Jahrhundert im Gebrauch waren, und zwar erst schwarz mit gelb, dann — seit Karl V. — schwarz mit Gold. Die Verschiedenheit der Bänder, beziehungsweise Schnüre, sollte mehr oder minder dem Stande der siegelnden Personen Ausdruck geben, ja mitunter auch der Natur des Gegenstandes der Urkunde; wie denn bei den päpstlichen Bullen seidene Bänder die Bewilligung einer Gnade, Schnüre einen Akt der Strenge anzeigen sollten. Es scheint indeß, daß wir es hier nicht mit feststehenden Regeln zu thun haben, wenigstens kommen viele Abweichungen vor.

Die anhängenden Sigille sind häufig durch Kapseln von Blech oder Holz, die aufgedrückten mitunter durch Pergamentblättchen geschützt.

Das Material der Sigille selbst ist meist Wachs, welches in verschiedenen Farben, und zwar namentlich roth, gelb, grün und weiß vorkommt. Weiß oder gelb ist das Wachs bei den meisten früheren Urkunden; später wird roth und grün häufiger. Das rothe Wachs galt in der Regel als vornehmer denn jedes andere, und auch die deutschen Kaiser haben sich seit dem Ende des 15. Jahrhunderts keines anderen Wachses als des rothen (auf gelber Unterlage) bedient.

Statt des Wachses findet man auch andere Siegelmasse; eine solche hatten beispielsweise (in rother Farbe) die Erzbischöfe von Mainz im vorigen Jahrhundert. Siegellack und Siegeloblaten gehören erst der neueren Zeit an.

Goldene Sigille wurden mitunter von Kaisern und Königen, selten von sonstigen Großen, an wichtige Urkunden gehängt. Bekannt ist ja die goldene Bulle Kaiser Karl's IV. *) Auch silberne und bleierne Sigille kommen vor; die letzteren besonders bei den päpstlichen Bullen, welche ausschließlich mit Blei gesiegelt sind.

Was die Form der Sigille anbelangt, so sind dieselben meist rund, seltener länglich, und zwar kommt letztere Form vorwiegend bei geistlichen Personen und Korporationen vor. Bei nicht eingekapselten Sigillen findet sich

*) Goldene Kapsel mit wächserner Füllung.

häufig ein sogenanntes Gegenfigill, d. h. eine zweite kleinere Prägung auf der Rückseite. Mitunter vertreten mehrere in bestimmter Form eingefetzte Fingereindrücke das Gegenfigill.

Im frühen Mittelalter waren die Sigille höchst einfach, sowohl was die Wappenprägung als Umschrift anbelangt. Später wurden sie immer reicher und auch die Umschriften länger.

Die deutschen Kaiser führten in der ersten Zeit nach Karl dem Großen ihr Brustbild im Sigill. Heinrich II. gebrauchte zuerst ein Sigill, das ihn in voller Figur auf dem Throne sitzend darstellte, und diese Form blieb lange Zeit in Anwendung.

Bei der goldenen Bulle Karl's IV. zeigt das Sigill den Kaiser sitzend im Ornat; rechts und links vom Thronessel sieht man je ein Wappenschild, das eine mit einem einfachen Adler, das andere mit einem aufrecht stehenden Löwen. Die späteren Kaiser (so Karl V. und seine Nachfolger) führen nicht ihr Bildniß, sondern den Doppeladler im Sigill.

Das bleierne Sigill der päpstlichen Bullen trägt auf der Vorderseite die Häupter des h. Petrus und des h. Paulus nebst den Buchstaben

S. P. A. S. P. E.

(Sanctus Paulus, Sanctus Petrus). Auf der Rückseite ist der Name des Papstes zu lesen. Die Breven sind mit dem sogenannten Fischerring gesiegelt, dessen Gepräge den h. Petrus in seinem Kahn als Fischer darstellt und als Umschrift den Namen des Papstes trägt.

Eigenhändige Unterschriften finden sich in den älteren Zeiten aus erklärlichen Gründen fast gar nicht. Die Siggille, oder auch mit der Feder gemalte oder mittelst Schablone aufgetragene Monogramme mußten damals die Stelle derselben vertreten, was übrigens auch später noch häufig der Fall war. Wenn der geneigte Leser sich auf die neuerdings so in Mode gekommene Kunst versteht, aus der Unterschrift den Charakter eines Mannes zu deuten, wird er vielleicht erfreut sein, unter den im Folgenden abgebildeten Unterschriften solche zu finden, die in unverkennbarem Einklang stehen mit dem Wesen der Männer, von deren Hand sie herrühren. Jedenfalls läßt es sich nicht leugnen, daß der Mangel an männlicher Festigkeit, den Karl V. in allen Lebenslagen zeigte, auch in seiner Unterschrift

zu Tage tritt, und daß die knorrige Unterschrift des Ritters Gdh v. Berlichingen

*Sohn von Berliching
in Sambesop*

recht wohl zu dem knorrigen Wesen dieses berühmten Kriegsmannes paßt.

Der räthselhafte, dem Mystischen zuneigende Charakter Wallenstein's tritt auch in seiner seltsamen, einem kabbalistischen Zauberschmökel ähnlichen Unterschrift



hervor, wie der freie, offene Geist Joseph's II. in den schwungvollen und klaren Zügen der seinigen.



Das Monogramm Karl's des Großen, das wir den Lesern ebenfalls vorführen



kommt für die Charakterbeurtheilung nicht in Betracht und hat nur historisches Interesse.

Die Notare pflegten zu ihrer Unterschrift eine Art Handzeichen zu setzen. Diese Zeichen sind wohl ursprünglich aus den Verschnörkelungen der Unterschrift hervorgegangen und erscheinen meist in Form eines Gitters, werden aber auch oft zu förmlichen Bildern.

Große Schönheit kann man diesen Zeichen in der Regel nicht nachrühmen; auch da, wo sie nicht mit der Hand hergestellt, sondern mit Stempel und Druckschwärze aufgedrückt sind, sind sie meist recht geschmacklos.

Die Sucht, zu malen (und zwar oft in recht abgeschmackter Weise), statt schlecht und recht das Nöthige in möglichst einfacher Weise zu Papier zu bringen, war überhaupt fast zu allen Zeiten sehr verbreitet und ist erst zu Ende des vorigen Jahrhunderts abgekommen.

Höchst unterhaltend und belehrend sind die in den Archiven noch häufig vorkommenden Rechnungsbücher, denn sie geben uns einen tiefen Einblick in die sozialen Verhältnisse vergangener Jahrhunderte; doch soll der freundliche Leser durch keine langweiligen Auseinandersetzungen hierüber belästigt werden, sondern es mag hier nur ihm zur

Unterhaltung ein Pröbchen aus dem Rechnungsbuche eines kurpfälzischen Vogts zu Borberg aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts mitgetheilt werden, das manchen Unzufriedenen unserer Tage Wasser auf die Mühle sein müßte, wenn nicht im Auge zu behalten wäre, daß die niederen Preise für Lebensmittel u. dgl. durch die ebenso niedrigen Löhne und Besoldungen wett gemacht wurden.

Da finden wir u. A. folgende Einträge:

„Von meinem Dienstgelt außgeben:

- 5 gulden für Duch zu den Winterkleidern.
- 2 gld dem Schneider bezalt, sie zu machen.
- 14 gld der Schittenhelmin ein fuder weins abkauft vnd ist gar (ganz) bezalt.
- 8 gld für ein silbernen Becher geben, den ich meinem Schwager uff die Hochzeit geschenkt hab.
- 4 gld hab ich verspielt.
- 6 gld dem P. zu Mosbach f. Zins bezalt.
- 5 bazen für stffel zu fürbessern.
- 2 gld dem meurer geben, daß er mein vatter seligen ein grabstein machen soll.
- 1 gld 5 bazen für ein kalb geben.
- 3 gld für ein saß daß halt bey 22 aymer fürderlich.
- 1 gld meiner Schwester zu Opfergelt geben.
- 2 bazen für ein bar hirschen Handschuh.
- 1 gld für ein pflug geben.
- 1 gld hat mein bub verzert.
- 1 bazen dem bott, der mich mit den briffen, die er von Wirzburgt bracht hat, zu Krauthheim gesucht aber mich nit funden.

- 47 gld für ein bar ziehe pferdt geben.
 5 gld für ein wagen bezahlt.
 6 gld für ein zentner schmalz geben.
 1 gld funst verthan — u. s. w.

Sehr interessant sind meist die Prozeßakten vergangener Jahrhunderte, und es findet sich da neben sehr Ernstem auch manches Erheiternde. Ich lasse hier einen Auszug aus einem nach alten Prozeßakten zu Ende des 17. Jahrhunderts zusammengestellten „Verzeichnuß waß Schmehe- und Scheltwortt vor Bußen zu geben schuldig sein“ folgen. Das „Verzeichnuß“ enthält übrigens auch Strafen für Realinjurien u. s. w. Es heißt darin u. A.:

Wann Einer ein wehr oder waffen entblößt	5 Pfund
Blutrünstig schlagen	32 "
Wer eines andern Weib schlegt	16 "
Wer mit einer schauffel schlegt	32 "
Wer seinem versprechen nicht nachkومت .	10 "
Wer bezecht vor gericht erscheint . . .	10 "
Wer einen 10 mahl Lügner heißt	5 "
Wer einen 100 mahl Lügner heißt*) . . .	15 "
Einen ein leichtfertig Mann heißen . . .	32 "
Eine Maultaschen einem geben	32 "
Wer einem mit Brügeln nachgehет . . .	16 "
Einen sacramentschen Hudler nennen . .	10 "
Wer ein ehrbar gericht irr führt	10 "

*) Hier hieß es also: „Je mehr, desto billiger!“

Wer Mordio unrechtlich uff der Gassen schreit	22 Pfund
Wer Einem den barth außraufft . . .	10 "
Einem einen kröpfeten (kropfigen) Schelm heißten	32 "

Erheiternb wirken manchmal solch' kleine Proben vogteilicher Gerichtsthätigkeit, aber weit mehr Fälle findet man in den Akten, bei denen man kaum die auffsteigende Entzündung unterdrücken kann. So wurden in einem fränkischen Orte, in dem die hohe Gerichtsbarkeit dem deutschen Orden zustand, im Jahre 1601 einige Weiber unter der Beschuldigung der Hexerei eingezogen, weil sie anderen Weibern nach deren Aussage „Hugel (Dürrobst) und Kraut“ verheert haben sollten. Nach einer Weile wurden sie, natürlich nicht ohne vorherige Folterung, wieder frei gelassen bis auf eine, die im Gefängniß entweder erdroffelt worden war, oder sich info'ge der schlechten Behandlung selbst entleibt hatte. Der Mann dieser Letzteren wandte sich, zumal er noch die Kosten des Untersuchungsverfahrens zahlen sollte, hilfesuchend an seinen Ortsherrn, der auch sich anschickte, gegen den deutschen Orden Beschwerde zu führen und zu diesem Behufe sich den Rath eines Rechtsverständigen erbat. Und mit welchem Erfolg? Der hochgelahrte Herr erklärte, da „ein allgemein Geschrey gehe, daß das Weib im Gefängniß vom Teufel stranguliret worden seye“, könne dasselbe doch wohl nicht unschuldig gewesen sein, und es sei nicht gut, an der Sache weiter zu rühren. Natürlich war damit Alles abgethan und der Mann mußte die Kosten bezahlen.

Es bleibt nur übrig, noch einer Art von Archivalien zu gedenken, deren in dieser Mauderei noch keine Erwähnung gethan ist; das sind die geschriebenen Chroniken und Urkundenbücher. Für kleine unterhaltende Kuriosa sind die ersteren nicht selten eine reichere Fundgrube, als für wirklich werthvolle historische Aufzeichnungen, und ich habe mich schon mehr denn einmal darüber geärgert, in solchen Manuscripten bei Nennung der Jahreszahl einer in der betreffenden Gegend vorgefallenen Schlacht oder eines sonstigen wichtigen Ereignisses etwa nur die Notiz zu finden: „In diesem Jahre hat ein Weib in dem Weiler X ein Monstrum mit zween Köpfen geboren.“ Natürlich gibt es auch bessere Chronisten, die gewußt haben, das Wichtige von dem Unwichtigen zu scheiden und letzteres zurücktreten zu lassen. — Die Urkundenbücher, in welchen Fürsten, Städte, Korporationen oder adelige Geschlechter ihre Urkundensätze zusammengestellt haben, stehen an Wichtigkeit den besten Chroniken nicht nach, denn wenn sie auch an sich kein zusammenhängendes Bild zu gewähren pflegen, vielmehr der Zusammenhang zwischen den einzelnen Urkunden oft errathen werden muß, so haben sie doch den Werth der größeren, ja fast unbedingten Zuberlässigkeit für sich. Oft sind sie Sammlungen, die durch Jahrhunderte fortgeführt wurden, nicht minder oft aber sind sie als ein abgeschlossenes Ganzes behandelt, wie dies bei einem vor mir liegenden Urkundenbuche der Fall ist, in welchem der Letzte eines edlen Geschlechtes alle Urkunden seiner Familie zusammengestellt und durch Abbildung der Wappen sämtlicher in den Urkunden vorkommenden Ge-

schlechter in einer Weise illustriert hat, die einem modernen Prachtwerke alle Ehre machen würde. Am Schlusse des Buches wiederholt er nochmals sein eigenes Wappen und nimmt darunter wehmüthig Abschied von der Welt: „Der Letzt macht die thür zue! Ain gutle glücklich Nacht vnd Gott gesegne euch uff dieser welt! Achte woll, es lebt Niemandt mehr meines geschlechts, vndt ich bevelh mich hiemit in Gnaden Gottes, Amen!“

Hiermit wollen wir unsere Mittheilungen schließen, obgleich noch mancherlei Bemerkenswerthes, wenn auch minder Interessantes anzuführen wäre. Der Leser wird aber auch aus dem Vorstehenden schon die Ueberzeugung gewonnen haben, daß das „Wühlen und Stöbern in den Archiven“, obwohl eine staubige, doch keine ganz so trockene Arbeit ist, als man im Allgemeinen annimmt.

Aus dem „Kampf um's Dasein“ in der Natur.

Ein Bild aus dem Pflanzenleben.

Von

S. N i f f.

(Nachdruck verboten.)

Wohin in der Natur wir das Auge richten, überall tritt uns der Kampf um das Dasein entgegen, jedes Einzelwesen sucht sich Geltung zu verschaffen, unbekümmert um andere. Der Stärkere unterdrückt den Schwächeren, der mächtigere Einfluß überwiegt den geringeren, der Gesunde verdrängt den Kranken. Das so viel geschmähte Wort: „Macht geht vor Recht,“ kommt zur vollen Geltung.

Das Recht ist ein menschlicher Begriff und dieser stellt dem Menschen im Kampfe um das Dasein weit engere Grenzen, als dies in der übrigen Natur geschieht. Auf den ersten Blick hin scheint das Umgekehrte der Fall zu sein, denn der Mensch führt diesen Kampf oft mit der größten Zähigkeit, Erbitterung und Grausamkeit, allein es gibt doch Ausnahmen, doch auch Thaten der Gerechtigkeit, Milde, Menschenliebe. Anders dagegen in der übrigen Natur. Dort gibt es keine Rücksicht, keine Schonung, keine Milde, kein Mitleid, denn dies Alles sind menschliche

Eigenschaften. Selbst bei den Thieren, welche Herder „die jüngeren Brüder des Menschen“ nennt, ist das Gefühl des Rechts und des Mitleids noch nicht erwacht, oder steht doch noch auf einer so niedrigen Stufe der Entwicklung, daß wir die schwachen Keime kaum zu erkennen vermögen.

Am schonungslosesten wird der Kampf um das Dasein in der Pflanzenwelt geführt, obschon auf den ersten Blick in ihr Alles friedlich und ruhig zuzugehen scheint. Durch falsche Vorstellungen sind wir gewöhnt, in den Pflanzen die harmlosesten aller Organismen zu erblicken, vielleicht deshalb, weil wir bei ihnen kaum die ersten Spuren des Empfindens zu entdecken vermögen. Wir betrachten sie gewöhnlich mit ganz anderen Augen als die Thiere, weil ihnen das Bewußtsein fehlt. Dieser Mangel schließt indessen nicht aus, daß sie die ihrer Organisation angemessenen Bestrebungen mit rücksichtsloser Energie verfolgen.

Den Tiger, um nur ein Beispiel aus Tausenden heraus zu greifen, pflegen wir ein grausames und blutdürstiges Thier zu nennen, weil er andere Thiere tödtet, um davon zu leben, weil er seine Jungen und, wenn er angegriffen wird, sich selbst mit erbittertem Muth vertheidigt, und der Epheu gilt uns als ein Symbol der Freundschaft, man wand einst seine Ranken mit denen des Weins um den Thyrsosstab, und in Italien flocht man seine Blätter in die Lorbeerkränze, die das Haupt der Dichter zieren sollten. Und dieses Freundschaftssymbol rankt sich an anderen Bäumen empor, schlägt seine Saugwurzeln tief in deren Rinde, saugt den Nahrungsfaft aus deren Zellen, umklammert und umwuchert sie, nimmt ihnen Luft und Licht

und Sonnenschein, bis die unglücklichen Opfer in seinen Armen langsam verhungern, absterben und verdorren.

Niemand nennt den Epheu grausam, obschon er grausamer ist als der Tiger, Niemand empfindet mit dem zu Tode gemarterten Baume Mitleid, weil wir noch nicht so weit vorgeschritten sind, um auch bei ihm eine, wenn auch noch so schwache Empfindung wahrzunehmen.

Treten wir in einen alten, gut und dicht bestandenen Buchenwald, wo die glatten Säulenstämme stolz und majestätisch emporsteigen, wo die dicht belaubten grünen Kronen hoch über uns sich wölben, dann erfasst uns unwillkürlich das Gefühl, als ob wir in die Hallen eines Domes eintreten. Eine ernste, feierliche Ruhe umfängt uns, kühl weht es uns entgegen, das gedämpfte Licht läßt die schlanken Stämme noch mächtiger erscheinen. Hier klingt kein heiterer Vogelsang in unser Ohr, denn in den Hallen dieser Bäume wächst kein Gesträuch, welches dem lustigen Sänger als Zufluchtsort und Wohnstätte dienen könnte, hier findet er nicht die Insekten, welche seine Nahrung bilden. Diese Stille wird nicht durch das Hämmern des Spechtes unterbrochen, denn die glattrindigen Buchenstämme sind frei von Moosanwüchsen und frei von Larven, welche der Specht heraus klopfen und bohren könnte. In den hohen Wipfeln ertönt höchstens das krächzende Geschrei des Buffards oder eines anderen Raubvogels.

Eine andachtsvolle Stimmung beschleicht uns, die hohen Baumhallen erscheinen uns so erhaben, es drängt sich uns das Gefühl auf, als ob jeder dieser prächtigen, gesunden Stämme ein Herrscher sei in dem Gebiete der Pflanzentwelt,

ein ruhiger, milder und guter Herrscher, unter dessen grünem Dache wir wohl geborgen seien.

In Wirklichkeit sind wir aber in die Gesellschaft der schlimmsten und schonungslosesten Despoten gerathen, die fast alles andere Pflanzenleben unter sich unterdrückt, verkümmert und vernichtet haben, um sich allein den uneingeschränkten Genuß jenes Stückes Erde zu sichern. Mit ihren dichten Laubkronen fangen sie jeden Sonnenstrahl und Thautropfen auf, um ihn selbst zu genießen, von beiden fällt nichts auf den Boden zu ihren Füßen, und einer reichen Pflanzengeneration rauben sie dadurch die nothwendigsten Bedingungen des Gedeihens. Was kümmert es sie, daß in dem Boden unter ihnen seit langen Jahren zahlreiche Samenkörner liegen, die sich nicht entwickeln können, weil ihnen Sonnenschein und Wärme fehlt, daß viele Pflanzenwurzeln vielleicht seit hundert Jahren nur ein unterirdisches Leben führen und sich auch nicht mit einem einzigen grünen Blatte an die Oberfläche wagen! Sie haben die Macht, alles Pflanzenleben unter sich zurück zu drängen, um die nährenden Stoffe des Bodens allein zu genießen. Die Erde bedecken sie mit ihren Blättern, aus denen jener salzreiche Humus entsteht, den sie so sehr lieben, weithin strecken sie ihre Wurzeläste aus, und ihre hungrigen Saugwurzeln lassen keine Nahrung übrig für die anderen Pflanzen.

Wir finden deshalb in dem dicht bestandenen Buchenwalde nur wenige Pflanzenarten, die sich mit dem geringen Licht, welches ihnen die stolzen Herren über ihnen gewähren, begnügen. Den wohlriechenden Waldmeister, das

hochhalmige Hirfengras, die vierblättrige Einbeere, das Bingelkraut, das Hexenkraut und den Zahnwurz. III' diese Pflanzen haben glänzende, dunkelgrüne Blätter und nur unscheinbare grünliche oder weiße Blüthen, denn nur der volle Sonnenstrahl färbt die Blüthen so mannigfach und schön.

Nur im ersten Frühjahr, wenn die Kronen der Buchen sich noch nicht belaubt haben, wenn die Sonnenstrahlen noch hindurch dringen können und der Nachthau sich nieder senkt, finden wir hier und dort das schön gefärbte Leberblümchen, das Waldwindröschchen mit seinen weißen Sternblumen, das Lungenkraut, das Bärenlauch und die Frühlingsplatterbse. Sie alle verschwinden, wenn das grüne Blätterdach über ihnen sich schließt.

Wenn der Sturm oder des Menschen Hand, die noch mächtiger als diese Walddespoten sind, eine Anzahl der Buchen fällt, wenn dadurch Richtungen entstehen, zu denen Luft und Sonnenstrahlen ungehinderten Zutritt haben, auf denen der Thau sich niederlassen kann, dann keimt mit wunderbarer Schnelle aus dem Boden, den die Buchen so lange Jahre hindurch beherrscht und fast allein für sich in Anspruch genommen haben, ein neues Pflanzenleben auf. Das sind die Samentörner, die so lange Jahre im Boden lagen, ohne daß es ihnen vergönnt war, auszusprießen, das sind die Pflanzentwurzeln, welche durch die Buchen verurtheilt waren, nur ein unterirdisches Leben zu führen, und die nun durch die warmen Sonnenstrahlen zum Lichte emporgelockt werden.

Ein munteres Grasvölk wagt sich zuerst hervor und

erobert sich den Boden, den seine Unterdrücker inne hatten, das nickende Perlgras, das flachhalmige Rispengras und die weiße Hainfimsje. Dazwischen erhebt sich das blau-äugige Waldbergißmeinnicht, die Waldrapunzel, das gefleckte Knabentkraut und die wohlriechende Kufuksblume.

Wohl schon Mancher, der keine Ahnung davon hat, wie lange Jahre Samentörner und Pflanzenwurzeln gleichsam in der Knechtschaft im Boden zurückgehalten werden können, hat erstaunt auf das neu erstandene Pflanzenleben geblickt und nicht begriffen, woher dasselbe so plötzlich gekommen ist. Noch mehr wird sein Staunen wachsen, wenn er im zweiten Sommer dieselbe Richtung wieder betritt und abermals eine neue Pflanzentwelt sich vor ihm ausdehnt.

Schon im ersten Sommer haben sich zwischen den zarten Gräsern, fest auf die Erde gedrückt, Büschel großer, länglicher Blätter bemerkbar gemacht, welche die nächsten Gräser überwachsen, ihnen Luft und Sonnenschein geraubt und deren kräftige Wurzeln dem Boden die beste Nahrung entzogen haben. Diese Blätterbüschel haben sich im zweiten Sommer bedeutend vergrößert, sie haben die Gräser immer mehr zurück gedrängt, hohe Blütenstengel sind aus ihnen emporgeschossen und nehmen die Sonnenstrahlen für sich in Anspruch, das ist der rothe Fingerhut mit seinen prächtigen, fußlangen, rosenrothen Blütenähren. Neben ihm sind in großer Anzahl durch den heißen Sonnenstrahl hervorgelockt die schmalblättrigen Weidenröschen emporgeschossen und wiegen ihre zierlich schlanken Ähren mit den leuchtend rothen Blüten im Winde. Als Dritter im Bunde er-

scheint die Tollkirsche. Herrisch streckt sie ihre Nester mit den violettbräunlichen Blumentelchen aus, als sei sie allein berechtigt, hier zu hausen. Diesen Drei gesellen sich dann noch der schwarze Nachtschatten und der wilde Hanf zu.

Diese Pflanzen treten meist so dicht geschaart auf, daß sie den niedrigen Gräsern und dem Waldbergißmeinnicht Luft und Sonnenschein rauben, ihre kräftigen Wurzeln nehmen ohnehin die beste Nahrung für sich. Die Gräser werden zurückgedrängt und erstickt; nur an wenigen Stellen, wo die Sonne sie trifft, fristen sie noch ihr Dasein.

Im dritten Sommer entwickeln sich der Fingerhut, das Weidenröschen und die Tollkirsche noch kräftiger, ein prächtiges Blumenfeld, aber auch ihre Herrschaft ist bereits stark bedroht. Die Salpeter- und Ammoniaksalze des vertrocknenen Buchenlaubes haben sie zum größten Theile verzehrt, ihre Widerstandskraft wird geringer und gefährliche Feinde entstehen ihnen in der Himbeere, der Hainbrombeere, der wilden Rose und in dem Traubenholunder, deren Wurzeln lange genug durch die hohen Buchen unterdrückt waren und nun emporschießen zu dichten und kräftigen Sträuchern.

Immer mehr drängen diese ihre Vorgänger zurück. Die Hainbrombeere treibt ihre langen Ranken weithin und umschlingt Alles zu einem wirren und undurchdringlichen Durcheinander. Jetzt üben sie denselben tyrannischen Einfluß aus, wie noch vor wenigen Jahren die Buchen, welche sie selbst unter der Erde hielten. Auch sie lassen kein Sonnenlicht und keine Luft mehr auf die Erde bringen, den Thau der Nacht fangen sie auf für sich, denn sie sind

jetzt die glücklichen Herrscher. Durch den Schatten, den sie verbreiten, verhindern sie das Austrocknen des Bodens, sie fühlen sich so wohl und kräftig auf dem feuchten und humusreichen Boden, ohne zu ahnen, daß demselben schon nach wenigen Jahren auch ihre Unterdrücker wieder entsteigen werden und daß sie im Kampfe um das Dasein dem mächtigeren Einflusse weichen müssen.

Der Herbstwind schüttelt die Buchenüsse von den hohen Kronen der umstehenden Buchen und wirft sie weithin auf die Richtung. Wenn dann im folgenden Frühjahr die Himbeere und Brombeere neue Ranken treiben, wenn der Traubenhollunder und die Hundstrose sich mit frischem Grün schmücken, dann keimen in ihrem Schatten auf dem feuchten Boden auch die ruhigen Samenkörner der Buchen und ihre Wurzeln senken sich in die fruchtbare, humusreiche Erde. Die Sträucher schützen die zarten Buchenpflänzchen gegen die heißen, ausdörrenden Sonnenstrahlen, und die kleinen Eindringlinge gedeihen ganz vortrefflich. Wohl währt es mehrere Jahre, bis es ihnen gelingt, mit ihren Spitzen das wirre Gehege der Sträucher zu durchdringen, aber kaum haben sie dies erreicht, so schießen sie kräftig empor und überragen bald diejenigen, unter deren Schutze sie aufgewachsen sind. Noch immer müssen diese ihnen dadurch dienen, daß sie durch ihre Zweige, Ranken und Blätter die Sonnenstrahlen von dem Boden fern und diesen feucht erhalten. Bald aber fühlen die jungen Walddespoten sich groß und kräftig genug, um sich selbst gegen die ausdörrenden Sonnenstrahlen schützen zu können, und nun unterdrücken sie diejenigen, welche sie herangezogen. Ihre

Wurzeln dehnen sich immer mehr aus und beanspruchen die im Boden enthaltene Nahrung für sich allein. Luft, Sonnenschein und Thau verzehren sie selbst; ihr Streben, sich empor zu ringen, wird durch keine Rücksicht auf andere eingeschränkt.

Die Sträucher unter ihnen verkümmern mehr und mehr, denn ihnen fehlen die Lebensbedingungen; die Wurzeln der Himbeere und Brombeere ziehen sich wieder in ihr unterirdisches Leben zurück, bis die Herrscher über ihnen nach langen, vielleicht hundert Jahren auf's Neue gefällt oder durch den Sturm gebrochen werden.

Dies ist nur ein kleines, eng begrenztes Bild aus dem großen Kampfe um's Dasein, wie er seit Jahrtausenden und aber Jahrtausenden in ewigem Wechsel auf unserem Planeten sich abspielt. „Macht geht vor Recht,“ ist das wahre Gesetz der Natur; alles Entstandene ist vergänglich, wird durch dieselben Kräfte, die es zur Entfaltung brachten, auch wieder der Vernichtung zugeführt, und nimmer ist ein Ende des Treibens abzusehen, denn — das einzige ewig Bleibende in der Natur ist der Wechsel.

Mannigfaltiges.

Der bestrafte Trompeter. — Die Chronik der Stadt Naumburg a. d. Saale erzählt eine heitere Episode aus dem dreißigjährigen Krieg, die sich in ihren Mauern abgespielt haben soll. Mit einer Abtheilung Karabiniers, die sich in dem Städtchen einquartierte, war auch ein fecker Trompeter angekommen, der den längeren Aufenthalt seiner Truppe dazu benützte, sich unter den Mädchen von Naumburg nach einem Liebchen umzuschauen. Und er hatte Glück; das einzige Töchterlein des Stadthurnwächters, als eines der schönsten Mädchen weit und breit bekannt, schenkte ihm ihr Herz. Trotzdem der Thürmer, der von der Werbung des Trompeters nicht wissen wollte, allabendlich, wenn er nach der Schenke ging, den Eingang zum Thurm fest verschloß und den Schlüssel mit sich nahm, hatte die erfinderische Tochter in dem großen massiven Korb, mit dem Lebensmittel, Heizmaterialien u. s. w. nach dem Thürmerstübchen hinaufgezogen wurden, ein Mittel gefunden, den Geliebten während der Abwesenheit des Vaters zu sich hinauf zu bringen. Das ging nun so jeden Abend, bis endlich der Tag anrückte, an welchem die Karabiniers ihr Quartier verlassen sollten. Gerade zwei Abende vorher wollte es der Zufall, daß der Alte, etwas früher wie sonst heimkehrend, just Zeuge wurde, wie der Trompeter in dem Korbe herabgelassen wurde. Er ließ den Soldaten unbehelligt laufen, aber beschloß, nachdem er daheim sein ungehorsames Töchterchen gebührend abgefanzelt, den unerwünschten Liebhaber nach seiner Weise zu strafen. Der nächste Abend war der bestimmte Abschiedsabend. Der Trompeter eilte, zärtlicher als je, zu seinem Liebchen. Der

herabgelassene Korb war ihm das Zeichen, daß der Thürmer wie gewöhnlich ausgegangen sei, und so vertraute er sich sorglos dem originellen Wehikel an, das wie bisher sofort mit ihm in die Höhe gewunden ward. Aber da — etwa 80 Fuß über dem Erdboden, stellte die Winde plötzlich ihre Thätigkeit ein und der Korb blieb stehen. Alles Rufen war umsonst, der Trompeter mußte in dem Korbe zwischen Himmel und Erde übernachten. Als nun die Karabiniers beim grauen Morgen marschbereit waren, fehlte der Trompeter. Die Kameraden, die suchend die Stadt durchstreiften, waren nicht wenig verwundert, als sie endlich auf dem Marktplatze die Stimme des Vermißten aus himmlischen Regionen ertönen hörten. Der Oberst des Regiments, der einen guten Spaß geliebt haben muß, ließ noch die ganze Truppe unter dem Korbe defiliren, damit jeder Soldat sich an dem in der Luft hängenden Trompeter erfreuen könne, und dann erst wurde der völlig abgekühlte Don Juan befreit, mußte aber noch lange den Spott seiner Kameraden ertragen über sein letztes Nachtquartier zu Raumburg. Rl.

Ein fürstlicher Kunstkenner. — Der berühmte Komponist und Violinist Spohr war von 1822 bis zwei Jahre vor seinem 1859 erfolgten Tode Hofkapellmeister in Kassel, doch war seine Stellung dem Kurfürsten gegenüber keine angenehme, denn Spohr's edles Selbstgefühl, seine künstlerische Ueberzeugungstreue hatten ihn bald in ein gespanntes Verhältniß zu jenem gebracht. Der Kurfürst liebte nämlich leichte, oberflächliche Musik, während Spohr möglichst auf ein gediegenes, klassisches Opern-Repertoire hielt. Wenn nun dem Kurfürsten das von Spohr entworfene Repertoire vorgelegt wurde, so strich er auf demselben stets die von dem Letzteren komponirten, sowie überhaupt fast alle besseren Opern, und nur mit Mühe und List gelang es mitunter dem Einfluß anderer bei Hofe angesehener Leute, die Aufführung einer wirklich gediegenen Oper durchzusetzen. Einst ließ der Kurfürst

Spohr nach einer Bellini'schen Oper leichten Schläges in seine Loge rufen. „Das war eine ganz hübsche Aufführung,“ sagte er zu ihm, „aber wenn Sie immer mit Ihrem langweiligen ‚Fidelio‘ und ähnlichem Zeug kommen, so erregt das unsere höchste Unzufriedenheit. Sehen Sie nicht ein, daß diese Bellini'sche Oper hundertmal besser ist, wie Ihr schwerfälliger Beethoven'scher ‚Fidelio‘?“

„Durchlaucht werden mir,“ antwortete Spohr, „einige entschuldigende Worte gestatten. Wir Musiker haben wie andere Beamte auch unsere Dienstpragmatik. Man nennt dies die Urtheile der Musikgeschichte. In dieser letzteren wird ‚Fidelio‘ als eine weit bedeutendere Oper angesehen, als die heute gegebene. Wir untergeordneten Beamte der Musikgeschichte müssen uns deren Urtheil unterwerfen. Souveräne Fürsten aber haben ja das Recht, die Dienstpragmatik umgestalten zu lassen. Wenn Durchlaucht also befehlen, so ist Bellini um Vieles bedeutender wie Beethoven.“

Der Kurfürst merkte nicht die seine Ironie in Spohr's Worten. Er entließ den Letzteren sehr gnädig und sagte dann, als Spohr fort war, zu seiner Umgebung: „Der Spohr ist doch vernünftiger, wie ich geglaubt hätte.“

B.-S.

Die Cocada. — Bekanntlich findet sich bei der Mehrzahl der peruanischen Indianer der Gebrauch, die Blätter des Coca-Strauches zu kauen, was ihnen als Reizmittel dient und sie befähigt, körperliche Anstrengungen zu ertragen, ohne reichlicherer Ernährung zu bedürfen. Es ist dabei nun in Beachtung zu ziehen, daß die durch das Kauen einiger Coca-Blätter gewährte Anregung in ihrer Wirkung nur für einen ganz bestimmten Zeitraum fort dauert, und wenn das Coca-Kügelchen (Acullico oder Primchen), das im Munde gehalten wird, nicht durch neue Blätter seinen Ersatz findet, so geht die Anregung vorüber und sofort beginnen dann die körperlichen Kräfte wieder zu sinken.

Diese Zeitdauer, während welcher die Aufregung anhält oder, besser gesagt, die Entfernung, welche innerhalb dieses Zeitraumes zurückgelegt werden kann, bezeichnet dasjenige, was der Indianer der Provinz Pataz unter dem Namen der *Cocada* begreift — ähnlich, wie man in Westphalen auf dem Lande wohl nach „einer Pfeife Tabak“ die Entfernungen angibt. Aus dieser Auseinandersetzung folgt, daß die *Cocada* ein Maß der Zeit geworden ist, nicht des Weges, und demgemäß wird die „*Cocada*“ eine sehr verschiedene sein, ob in flacher Ebene, ohne irgend welche Hindernisse, oder in einem gebrochenen Terrain mit Auf- und Abstieg. Nach allen in dieser Beziehung gemachten Beobachtungen läßt sich konstatiren, daß der Beginn der Anregung einige (8 bis 10) Minuten, nachdem die *Coca*-Blätter in den Mund eingeführt sind, anzusetzen ist, und daß sie, wenn man keine neuen Blätter zufügt, 35 bis 40 Minuten dauern wird. So würde also die *Cocada* als ein Zeitmaß zu betrachten sein, das zwischen 35 bis 40 Minuten schwankt und während dessen, nach der Marschweise des beladenen Indianers, auf einem ebenen Terrain etwa 3 Kilometer zurücklegbar sind oder höchstens 2 Kilometer beim Bergsteigen. Die Indianer, die man in genannter Provinz zum Fortschaffen von Lasten gebraucht, haben ihre festen und bestimmten Plätze, an welchen sie ausruhen und die verbrauchte *Coca* durch neue ersetzen, und da sie hiefür immer einen etwas offenen Platz wählen oder die Höhe eines Hügel, so werden dadurch einige *Cocadas* länger als andere. In solchen Fällen sieht man sie dann im höchsten Grade der Erschöpfung an dem Ausruheplatz ankommen und bemerkt oftmals die äußersten Anstrengungen zur Beschleunigung des Schrittes, um den genannten Ort zu erreichen, wo sie sich dann mit der schweren Last niederfallen lassen und einige Minuten gleichsam bewegungslos liegen bleiben, ehe sie sich wieder daran machen, ihr Lieblingskraut zu kauen. Es ist dann immer bewundernswerth zu sehen, wie nach 8 bis 10 Minuten sie sich neu belebt

jühlen, um mit ihrer Last die Reise bis zur nächsten Cocada fortzusetzen. Uebrigens erschöpft die Coca, gleich all' den narkotischen Reizmitteln, die sich in verschiedener Art auf der Erde im Gebrauch finden, auf die Dauer natürlich die durch sie nur vorübergehend angeregten Körperkräfte um so gründlicher, da diese normal nur durch die zugeführten Nahrungsmittel und durch Uebung, nicht aber durch Reizmittel gesteigert werden. Dr. A. Berghaus.

Ein originelles Auskunftsmittel. — Der Ende der dreißiger Jahre zu Mannheim verstorbene Oberhofrichter Freiherr v. Draizberg verband mit hohem Edelmuthe und seltenem Verstande eine entsetzliche Menge von lächerlichen Sonderbarkeiten. So hatte er unter seinen unzähligen Eigenheiten auch die sonderbare Idee, durch keine andere, als durch eine Flügelthüre in einen Saal oder ein Zimmer, in welchem er Amtsgeschäfte zu verrichten hatte, treten zu wollen, wobei jedesmal zwei Bediente in großherzoglicher Hoflivree — ein Vorrecht seiner Stellung — die beiden Flügel öffneten und schlossen. Als er nun einstmals in Freiburg ein wichtiges Amtsgeschäft zu verrichten hatte, zeigte man ihm an, daß in den dazu bestimmten Saal keine Flügelthüren führten. Seine Funktion, die er hier zu verrichten hatte, war wichtig. Der Oberhofrichter hielt deshalb eine Flügelthüre für doppelt nöthig und bahnte sich einen drolligen Ausweg. Auf seinen Befehl wurde ein alter, ungeheuer großer Kleiderschrank gemiethet, dessen Hinterwand man herausnahm und ihn dann im Sitzungssaale dergestalt vor die Thüre des anstoßenden Zimmers des Hofrichters stellte, daß derselbe bequem in den Schrank treten konnte. Der wichtige Tag erschien. Man erwartete nur noch den Hofrichter und zerbrach sich die Köpfe darüber, weshalb seine Diener vor einem Kleiderschranke Wache hielten. Da ertönte plötzlich ein Schlag und gleichzeitig öffneten sich beide Flügelthüren des Kleiderschranks und der Herr Oberhofrichter trat schnell, aber mit Würde in den Saal durch den Kleiderschrank, dessen Thüren

die Bedienten sogleich wieder schlossen, um davor dann bis zu seinem Austritte stehen zu bleiben. E. R.

Ein persischer Talisman. — Amulette, Talismane und Zauber mancher Art werden in Persien in allen Krankheitsfällen angewandt. Ein europäischer Reisender erzählt: „Während der Cholera in Schiras besuchte ich einen Mann, der Talismane gegen die Cholera schrieb. Aus Neugier hat ich ebenfalls um einen solchen und erhielt einen mit unsinnigen Worten bekrizelten Papierstreifen mit der Weisung, diesen im Falle des Erkrankens zu verschlucken. Ich zahlte den geforderten Preis, dankte und entfernte mich. Am Abend noch besuchte mich der Mann und beschenkte mich mit zwei Schafen und einem 15 Kilogramm schweren Brode Kandiszucker. Erstaunt fragte ich nach dem Grunde dieses Geschenkes, und er erklärte mir lachend, die ernsthafte Annahme des Talismans durch einen Europäer habe die Anwesenden von dem großen Werthe desselben so überzeugt, daß er an diesem Tage nicht genug Papierstreifen habe bekrizeln können und ein ganz vorzügliches Geschäft gemacht habe. Er wolle mir daher durch die beifolgenden Geschenke seine Dankbarkeit bezeigen.“ R.

Auch ein adeliges Vorrecht. — König Franz I. von Frankreich (1494 bis 1547), prachtliebend und ritterlich, wie wenige Herrscher seines Landes, liebte es gleichwohl, sich an Körperübungen und Spielen zu ergötzen, die man in unserer Zeit meist der Schuljugend überläßt. So pflegte er mit seinen Hofherren zur Winterzeit, wenn viel Schnee gefallen war, mit Vorliebe das sogenannte Festungsspiel zu exekutiren, d. h. ein Haus, eine Hütte oder dergleichen mit Vertheidigern zu besetzen und selbige mit einer Kanonade von Schneebällen anzugreifen, bis eine Partei sich für besiegt oder erschöpft erklärte. Bei einer solchen Gelegenheit erhielt der König durch einen Stein, der in der Hast mit dem Schnee aufgerafft und auf ihn geschleu-

bert worden war, eine starke Wunde am Kopf und mußte sich das Haupthaar abschneiden lassen. Sofort nahmen sämtliche Hofcavaliere mit seiner Bewilligung diese Haartracht an. Dem Adel wollte nun aber auch die Bürgerschaft in dieser Mode folgen; da ergrimmete indeß der „ritterliche“ König und erließ, im Jahre 1535, eine Verordnung, kraft derer allen Bürgern, Bauern und Knechten „bei Strafe der Hart“ verboten wurde, das Haar nach ritterlicher Art schneiden zu lassen. Die „Hart“ aber war der — Strick des Henkers! L. 3.

Der Sarg des heiligen Liborins. — Ehemals besaß die Domkirche zu Paderborn die Bildnisse der zwölf Apostel aus gediegenem Golde gearbeitet und einen silbernen Sarg, welcher die Gebeine des heiligen Liborius barg. Im dreißigjährigen Kriege aber raubte Herzog Christian von Braunschweig sowohl die goldenen Apostel, wie den silbernen Sarg. Aus letzterem ließ er lauter Thaler (sogenannte Liborinsthaler) prägen. Später legten zwei reiche westphälische Familien, v. Rieszhof und v. Westphalen, eine beträchtliche Summe in lauter solchen Thalern zusammen und ließen dem Heiligen dafür einen neuen Sarg anfertigen. E. R.

Strenger Unterricht. — Eine namhafte, noch in den vierziger Jahren lebende dramatische Künstlerin begann ihre Laufbahn in Weimar. Sie hatte bei ihrem ersten Debüt auf den Brettern nur einige wenige Worte zu sagen. Goethe, der zu jener Zeit bekanntlich Intendant des Weimar'schen Hoftheaters war, ließ sie zu sich kommen und sagte: „Nun, mein liebes Kind, sprechen Sie mir einmal vor, was Sie morgen zu sagen haben.“ Sie gehorchte. Goethe belehrte sie nun und ließ sie die Worte wiederholen. Sie that es. „Noch einmal!“ sagte der Dichter ruhig. Darauf mußte sie auf sein immer auf's Neue wiederholtes: „Noch einmal!“ dieselben Worte wohl fünfzimal sagen, und als ihr endlich, vor innerem Aerger und zurückgedrängten

Ihränen, die Stimme versagte, sprach er, ohne im Geringsten Noth von ihrem Grimme zu nehmen, zu ihr: „Nun, mein liebes Kind, gehen Sie jetzt nach Hause, und überdenken Sie sich das, dann kommen Sie morgen wieder, da wollen wir es noch ebenso viele Male wiederholen: dann soll es schon gehen!“ — Und es ging am anderen Tage! E. R.

Ein merkwürdiger Mensch. — Im Alter von 65 Jahren starb 1884 in Athen (Staat New-York) Ezechiel Cads, der ohne Ohren geboren worden war, und auch da, wo diese hätten sein sollen, keine Oeffnungen hatte. Er war jedoch im Stande, Laute durch den Mund zu vernehmen und verstand in gewöhnlichem Tone geführte Gespräche indem er den Mund aufmachte, was er auch that, wenn man ihn anredete. Er hatte schwarze Haare, die jedoch mit seltsam gestalteten grauen Stellen durchsetzt waren, von welchen einige kleinen menschlichen Händen und Ohren glichen. Diese Stellen veränderten sich nie, auch blieben die übrigen Haare bis zu seinem Tode schwarz. Cads war glücklich verheirathet und hinterließ vierzehn Kinder, das älteste, 45 Jahre alt, hat ebenfalls pechschwarze Haare, ohne ein einziges graues, während das jüngste, 13 Jahre alt, so grauköpfig ist, wie ein siebenzigjähriger Greis. R.

Ein Königswort. — Einen schönen Charakterzug Ludwig's XVI., des unglücklichen Erben des Thrones Frankreichs und — der Verbrechen seiner Vorgänger, erzählt Frau v. Campau, die Oberhofmeisterin Marie Antoinette's. Der Schloßverwalter von Versailles hatte während der Abwesenheit des Königs eines von den unbedeutenden Zimmern des Palais neu dekoriren lassen und dafür 30,000 Francs in Rechnung gestellt. Als der König bei seiner Rückkehr von dieser Ausgabe erfuhr, war er entrüstet und rief dem Verwalter, der sich mit der verhältnißmäßigen Geringfügigkeit der Summe entschuldigen wollte, die denkwürdigen Worte zu: „Und das nennen Sie geringfügig?“

Herr, wissen Sie, daß ich mit diesem Gelde dreißig Familien hätte glücklich machen können!"

b. Sp.

Verfügungen über die Länge der Predigten. —

In den ältesten christlichen Kirchen durfte eine Predigt nicht länger als eine Stunde dauern, „weil,“ wie Gregor von Nazianz als Grund anführt, „durch das lange Predigen der Geist, wie durch zu viele Speisen der Magen überladen werde und ein Licht bei übermäßigem Del verlösche.“ Ein Konzilienbeschluß gestattete später sogar dem Vorsteher einer Gemeinde, einen die festgesetzte Zeit überschreitenden Prediger an den Schluß zu mahnen. E. R.

Ein entsetzliches Wort. — Noch schwerer zu lernen als die furchtbare Sprache der Azteken ist die Sprache der Einwohner des Herzogthums Wales in England. Das vermuthlich längste aller existirenden Wörter ist folgendes Wortungethüm von 69 Buchstaben und 22 Silben, dessen Aussprache für den Uneingeweihten ein unlösbares Räthsel ist: *Mansfairpwlwgungyllgetrotbglgerchwyrynbnllgogerbwllzantvfillogogoch*. Die Bedeutung soll die Bezeichnung der genauen Lage eines gewissen in Wales befindlichen Teiches sein.

Mn.

Unfehlbares Mittel gegen die Sicht. — Ein nordamerikanisches Blatt theilte ein solches mit: Verschaffe Dir das Taschentuch einer fünfzigjährigen Jungfer, die noch nie den Wunsch gehegt hat, zu heirathen; wasche es dreimal im Wassergraben eines ehrlichen Müllers, der noch nie ein Körnchen Frucht vom Getreide seiner Kunden genommen hat, trockne es im Boudoir einer Sängerin, die noch nie heiser war, zeichne es mit der Tinte eines Advokaten, der nie einen Prozeß verloren, gib es dann einem Arzte, welchem nie ein Patient gestorben, und laß Dir damit die Sichtsstelle verbinden.

M. 23.

Herausgegeben, gedruckt und verlegt von Heron in Stuttgart.

JUL 13 1912



UNIVERSITY OF MICHIGAN



3 9015 01907 9543

Filmed by Preservation 1992

